Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

Neunte Folge

1925

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT

A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

NEUNTE FOLGE / HERBST 1925

INHALT

Gertrud von le Fort: Hymnen

Zur Glaubensfrage
(Brief an Carl Dallago von einem Juden)

Francis Thompson: Orient-Ode

Franz Janowitz: Des Reglement des Teufels

Daniel Sailer: Indikativ und Konjunktiv
oder Kunz von der Rosen

Friedrich Punt: Betrachtung

Josef Leitgeb: Südliche Ostern

Anton Santer: Bruchstücke
(Handhabung des täglichen Todes / Übungsbeispiele
für Anfänger / Statt einer Kritik)

Anton Santer: Apostrophen
(Einem stummen Freunde / Die Erzieher / Der Himmel / Bildnis
der Eifersucht / Verhüllte Häupter / Die Dichter / Gezeiten)

Carl Dallago: O diese Welt!

Mitteilungen:
Die Heimführung Georg Trakls / Hans Limbach †
Aufruf zur Subskription auf den Nachlaß
von Franz Janowitz

*

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/der-brenner_1925_9

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

NEUNTE FOLGE / HERBST 1925

*

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT

Seite

Gertrud von le Fort: Hymnen 3

Zur Glaubensfrage (Brief an Carl Dallago von einem Juden) 6

Francis Thompson: Orient-Ode 59

Franz Janowitz: Das Reglement des Teufels . 67

Daniel Sailer: Indikativ und Konjunktiv oder Kunz von der Rosen 77

Friedrich Punt: Betrachtung 125

Josef Leitgeb: Südliche Ostern 127

Anton Santer: Bruchstücke (Handhabung des täglichen Todes / Übungsbeispiele für Anfänger / Statt einer Kritik) 131

Anton Santer: Apostrophen (Einem stummen Freunde / Die Erzieher / Der Himmel / Bildnis der Eifersucht / Verhüllte Häupter / Die Dichter / Gezeiten) 164

Carl Dallago: O diese Welt! 172

Mitteilungen (Die Heimführung Georg Trakls / Hans Limbach †) 280

*

GERTRUD VON LE FORT
HYMNEN

Wer errettet meine Seele vor den Worten der Menschen?
Sie tönen aus der Ferne wie Posaunen, aber wenn sie nahe kommen, tragen sie nur Schellen.
Sie drängen sich hervor mit Fahnen und Wimpeln, aber wenn der Wind aufsteht, zerflattert ihr Gepränge.
Höret ihr Lauten und Vermeß'nen, ihr Wetterflücht'gen des Geistes und ihr Kinder eurer Willkür:
Wir sind verdurstet bei euren Quellen, wir sind verhungert bei eurer Speise, wir sind blind geworden bei euren Lampen!
Ihr seid wie eine Straße, die nie ankommt, ihr seid wie lauter kleine Schritte um euch selber!
Ihr seid wie ein treibendes Gewässer, immer ist in eurem Munde euer eig'nes Rauschen!
Ihr seid heute eurer Wahrheit Wiege und morgen seid ihr auch ihr Grab!
Wehe euch, die ihr uns mit Händen greifet: eine Seele kann man nur mit Gott fangen!
Wehe euch, die ihr uns mit Bechern tränket: einer Seele soll man die Ewigkeit geben!
Wehe, die ihr euer eitles Herz lehrt!
Ein Priester am Altar hat kein Antlitz, und die Arme, die den Herrn erheben, sind ohne Schmuck noch Staub,
Denn wen Gott reden heißt, den heißt er schweigen, und wen sein Geist entzündet, der erlischt.

Ich bin in das Gesetz deines Glaubens gefallen wie
in ein nackendes Schwert!
Mitten durch meinen Verstand ging seine Schärfe,
mitten durch die Leuchte meiner Erkenntnis!
Nie wieder werde ich wandeln unter dem Stern
meiner Augen und am Stabe meiner Kraft!
Du hast meine Ufer weggerissen und hast Gewalt
angetan der Erde zu meinen Füßen!
Meine Schiffe treiben im Meer: alle meine Anker
hast du gelichtet!
Die Ketten meiner Gedanken sind zerbrochen, sie
hängen wie Wildnis im Abgrund.
Ich irre wie ein Vogel um meines Vaters Haus, ob
ein Spalt ist, der dein fremdes Licht einläßt,
Aber es ist keiner auf Erden, außer der Wunde in
meinem Geist —
Ich bin in das Gesetz deines Glaubens gefallen wie
in ein nackendes Schwert!

*

Aber es geht noch Kraft aus von deinen Dornen,
und aus deinen Abgründen tönt Gesang.
Deine Schatten liegen auf meinem Herzen wie
Rosen, und deine Nächte sind wie starker Wein:
Ich will dich noch lieben, wo meine Liebe zu dir
endet.
Ich will dich noch wollen, wo ich dich nicht mehr will.
Wo ich selbst anfange, da will ich aufhören,
und wo ich aufhöre,
da will ich ewiglich bleiben.
Wo meine Füße sich weigern mit mir zu gehen,
da will ich mich einknieen,
Und wo meine Hände versagen, da will ich sie
falten.
Ich will zu Hauch werden in Herbsten des Stolzes
und zu Schnee in Wintern der Zweifel,
Ja, wie in Gräbern von Schnee soll alle Furcht in
mir schlafen.

Ich will Staub werden vor dem Fels deiner Lehre
und Asche vor der Flamme deines Gebots —
Ich will meine Arme zerbrechen, ob ich dich mit
ihren Schatten umfange.

*

Und siehe, die Stimme deines Gesetzes spricht
zu mir:
Was ich zerbreche, das ist nicht zerbrochen,
und was ich in den Staub beuge,
das hebe ich empor!
Ich bin dir gnadelos geworden aus Gnade und
erbarmungslos aus Erbarmen:
Ich habe dich überblendet, daß deine Grenzen
verfließen,
Ich habe dich verschattet, daß du deine Schranken
nicht mehr fändest.
Wie das Meer eine Insel verschlingt, so habe
ich dich verschlungen,
daß ich dich hinausschwemmte in's Ew'ge.
Ich bin zum Hohn geworden an deinem Verstand
und zur Gewalt an deiner Natur,
Daß ich dich aufkettete wie einen Kerker und
dich vor die Tore deines Geistes risse.
Denn wo deiner Tiefen Tiefe hindürstet, da
fließen nicht mehr die Brunnen dieser Erde,
Und wo dein letztes Heimweh verblaut, da stehen
alle Uhren der Zeit still.
Siehe, ich trage auf meinen Flügeln die weißen
Schatten des Andren,
Und auf meiner Stirne wittern die Ufer des Drüben!
Darum muß ich Wildnis sein in deiner Erkenntnis
und Vernichtung auf deinen Lippen,
Aber deiner Seele bin ich Aufbruch und Heimweg
und bin der Bogen ihres Friedens mit Gott
über den Wolken.

ZUR GLAUBENSFRAGE

BRIEF AN CARL DALLAGO VON EINEM JUDEN

Vorbemerkung des Herausgebers: Im Verlaufe einer Korrespondenz mit Carl Dallago ist folgender Brief entstanden, der zur Veröffentlichung an einigen Stellen korrigiert und mit Anmerkungen versehen wurde. Der Autor hält die Nennung seines (übrigens unbekannten) Namens für unnötig, denn er wünscht nicht persönlich als Dozent aufzutreten, sondern die Schrift, die, aus einem Privatbrief in eine Abhandlung verwandelt, nicht mehr sein kann noch will als eine Problemstellung, ohne Namen für sich sprechen zu lassen.

Ehe ich meine Anschauungen, soweit ich das kann, in geschlossener Form Ihnen darzulegen mich bemühe, muß ich hervorheben, daß ich als Laie spreche. Ich bin zwar nicht der Anschauung, daß Religion „gelernt" werden muß — wie etwa Botanik —: vielmehr kann man durch Nachdenken auch selbst zu einem Verständnis der Bibel gelangen. Der Wert des Bücherstudiums besteht jedoch — nach meinen bisherigen Erfahrungen wenigstens — weniger im Lernen und in der Aneignung neuer Gedanken, als vor allem darin, daß einem die eigenen Gedanken klarer werden. „Das hatte ich auch schon gedacht," empfindet man beim Lesen eines lehrreichen Buches — aber man hatte es vorher nicht aussprechen können. Der „Laie" ist hier also nicht der, der „es nicht gelernt hat", sondern dem seine eigenen Gedanken noch nicht klar geworden sind. Mir ist die ganze offizielle Theologie (sowohl die katholische als auch die protestantische) unbekannt, ich kenne weder die alten Kirchenväter noch die neueren Religionslehrer, weder Pascal, noch Kierkegaard, noch Newman. Der Wert dieses Briefes besteht für mich selbst darin, zunächst zur Klarheit darüber zu kommen, was i c h denke, bevor ich beginne zu lernen, was andere gedacht

haben; und ich muß also diesen Brief mit dem Vorbehalt beginnen, daß ich mich gerne eines Besseren belehren lasse.

* * *

Mein Ausgangspunkt ist die reale, alltäglich-wirkliche Existenz des Menschen. Primum vivere, deinde philosophari heißt es; und wenn man zuerst leben muß, um philosophieren zu können, so muß das Leben selbst etwas Geistiges sein, da ja sonst das Denken ungeistig wäre. Und hier bin ich bei unserem Problem angelangt, beim Problem des „existenziellen Denkens". Insoweit Denken nicht lebensnotwendig ist, gehört es zum Luxus der Existenz, zur Wissenschaft. Astronomie ist Luxus. Sollte aber die Wahrheit auch Luxus sein? Wozu brauchten wir sie dann? Hätte dann nicht Pilatus recht, zu fragen: Was ist Wahrheit? Wenn wir aber bemerken, daß eben derselbe so fragende Pilatus sich merkwürdig unsicher zu fühlen scheint angesichts der Tatsache, daß ein als Verbrecher vor ihm stehender Mensch geboren sei, die Wahrheit zu bezeugen, und wenn beim Nennen der Wahrheit ein Mann unsicher wird und schwankt, der in eine feindliche Armee wohl mit Todesverachtung hineinreiten mochte, so müssen wir doch der Wahrheit Lebenswert zuschreiben. Also muß die Wahrheit nützen. Und ist Wahrheit das Höchste — sonst nämlich würden wir sie nicht suchen —, so ist sie auch das Nützlichste. Wir sehen also, wie gut der Satz aus Nietzsches „Wille zur Macht" ist: „Die Wahrheit ist die nützlichste Form des Irrtums." „Irren" heißt umherschweifen, suchen ohne still zu stehen. „Irrtum" ist jedes Leben, das sucht. Denken ist also „Irrtum". Und die nützlichste Form des Irrtums ist dasjenige Denken, das keinen anderen Gegenstand hat als das Leben, ein Denken, das das ganze Leben umfaßt, und dessen jedes Ergebnis in der menschlichen Lebenspraxis ratifiziert wer-

den kann. Das Vorhandensein dieses Denkens bereitet Freude, seine Abwesenheit Trauer. Und wenn Trauer zeitlich andauert, Freude aber zeitlos ist, also stets nur vorhanden im „Augenblick", also in der Ewigkeit, so ist der Augenblick das Ziel des Irrens und ein im Augenblick lebender Mensch unser Vorbild: — d e r Mensch.

Der im Augenblick lebende, der dem Wechsel der Zeit nicht unterworfene Mensch ist also das Problem des existenziellen Denkens. Dieser Mensch ist also Charakter, „Persönlichkeit" κατ' ἐξοχήν. Je mehr ein Mensch die eigene Unvollkommenheit empfindet, umsomehr muß er nach der „Persönlichkeit" Umschau halten. Was nun findet er zunächst? Den „großen Mann". Die Vergötterung des großen Mannes, und noch mehr die des Genies, rührt also vom Wahrheitsbedürfnis der Menschen her — oder auch nicht; vielleicht im Gegenteil. Denn wo ist der „große Mann", dessen Größe keine Maske wäre? Wo ist das Genie, dessen Wort standhält? Wer, die Wahrheit suchend, Menschen vergöttert, wird eines Tages als Atheist dastehen. Eines Tages hat man genug von aller Heldenverehrung, lebenslänglich genug, und steht vor dem Nichts. Die Feigheit der Menschen heißt sie mit der Heldenverehrung sich begnügen: wir brauchen die Wahrheit nicht, sei du wahr für uns! Der Wahrheitsucher steht eines Tages vor dem Nichts — und somit an der Schwelle der Wahrheit.

Christus — so hörte ich einmal einen Freidenker sagen — war ein Mensch; gewiß ein Ausnahmsmensch von denkbar höchster Seltenheit, aber doch ein Mensch; denn er habe sich entwickelt, während Göttliches (wenn es überhaupt einen Gott gebe) sich nicht entwickeln könne. Und dem Freidenker muß Recht gegeben werden, insoferne Christus sich tatsächlich entwickelt hat: das Kind war nicht gleich dem Zwölfjährigen, der Zwölfjährige nicht

gleich dem Dreißigjährigen; sondern er „nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen", und es gehörte notwendig zu seinem Leben, daß er seinen Eltern untertan und gleich seinem Vater Handwerker war, ehe er sagen konnte: „Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?" Wenngleich nicht die Folgerung, so muß doch die Praemisse dem Freidenker zugegeben werden. Der von ihm gezogene Schluß ist jedoch falsch, weil er, als echter Freidenker am Wort „Entwicklung" sich berauschend, über das Wie und das Wozu einer Entwicklung nicht nachgedacht zu haben scheint. Wir wollen nun, sein Versäumnis nachholend, gerne auf seinen Gedanken eingehen, in dem, wie in überhaupt jedem Gedanken, etwas Wahres steckt.

Alle Menschen entwickeln sich, und das gemeinsame Ziel aller dieser Entwicklungen ist die Wahrheit. Was ist Wahrheit? — aber wenn wir diese Frage beantworten könnten, wüßten wir es ja, und wenn wir es wüßten, hätten wir nicht notwendig, uns dazu noch zu entwickeln. Zur Wahrheit also entwickeln sich alle Menschen. Die Wahrheit nimmt ihren Weg durch das Wort. Je persönlicher also ein Mensch ist, umsomehr muß er Wort sein. Wir können also den „großen Mann" weiterhin groß sein lassen, ἔασον χαίρειν, uns interessiert das Genie. Das Genie hat im Wort seinen Mittelpunkt. Werke der bildenden Kunst und der Musik sind groß, wenn man ihre Stummheit bedauert, wenn man wünscht, dieses Bild möchte doch den Mund auftun und sprechen, diese Melodie möchte doch Wort werden, dieses Lied möchte doch keine Melodie haben. Es gibt Größeres, aber vielleicht nichts Ergreifenderes als diese Stummheit. Der Prinz jedoch, auf den diese stumme Seejungfrau wartet, hat sich schon verlobt, und den Namen der Braut soll man lieber griechisch sein lassen, denn Poesie heißt Gemachtheit. Der Dichter spricht

in Versen, denn so würde er sprechen, wenn er sprechen könnte, aber er kann nicht. Der Philosoph hat sein System und wird böse, wenn man es ablehnt. Niemals ist es das Ich des Menschen, das in den Werken des Genies zum Wort kommt. Das Genie macht sich sein Ideal-Ich zurecht, das er die Wahrheit sprechen läßt, um so über seine Menschlichkeit hinaus zu gelangen [1]). Die Entwicklung des Genies ist eine äußerliche.

Nun werden die Distanzen sichtbar, die hinter dem Nomen „Entwicklung" sich verstecken. Der Prophet steht über dem Genie. Der Prophet hat kein Ideal-Ich, sondern sein eigenes, sein reales Ich ist es, das spricht. Daher ist er auch allen Menschen verständlich, während das Genie nur von den kongenialen Menschen verstanden wird. Eigentlich kann also nur der Prophet sprechen, nur er ist aufrichtig, ohne Maske. Die Entwicklung des Propheten ist eine innerliche. Das Ideal-Ich des Genies weist den Weg zur Wahrheit, aber es versperrt ihn auch. Das reale Ich des Propheten ist nicht nur Wegweiser, sondern auch Wegführer. Daher wird gerade beim Propheten fühlbar, was beim Genie verschleiert ist: seine menschliche Mangelhaftigkeit. Im Wort des Propheten ist ein Schwanken fühlbar; sein Niveau ist bald ein höheres, bald ein niedrigeres. Der Prophet ist „begeistert": nicht identisch mit der Wahrheit, aber ihr nahe, in Augenblicken sie erreichend, dann wieder zurücksinkend. „Nicht die Stärke, sondern die Dauer der hohen Empfindung macht den hohen Menschen", sagt Nietzsche. Auch der Prophet ist nicht vollkommene Persönlichkeit, auch sein Wort ist nicht konstant, nicht absolute Wahrheit. Seine Entwicklung geht den richtigen Weg, aber nicht zu

---

[1]) Vgl. Ferd. Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten (Brenner-Verlag), S. 39.

Ende. Sie ist nur die Approximation der einzigen Entwicklung, die zum Ende gelangte: „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

„Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben." Der Weg, denn nur dieser Weg gelangte an das Ziel: „Ich und der Vater sind Eins"; und nur auf diesem Weg gelangt der Mensch zur Wahrheit: „Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich". Die Wahrheit, denn nur Christi Wort ist Wahrheit: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen". Eigentlich kann ja kein Mensch die Wahrheit sagen, denn jeder Mensch hat seine Psychologie: hinter seinem Wort versteckt sich etwas, das er nicht aussprechen kann, und wäre er der ehrlichste Mensch; er muß sich besinnen, um die Wahrheit zu sagen, er muß sich schmücken, er muß lügen, um die Wahrheit zu sagen. Christus hat keine Psychologie, er ist mit seinem Wort restlos identisch. Sein Wort ist nicht ideal und also nicht genial; es ist nicht begeistert und also nicht prophetisch; es ist Wahrheit. „Paule, du rasest", sagt Festus; und obzwar Paulus nicht raste, sondern „wahre und vernünftige Worte" sprach (Ap. Gesch. 26/25), ist es doch für den Propheten charakteristisch, daß solches zu ihm gesprochen werden konnte. Es könnte auch einmal ein Mensch gesagt haben: „Jesaia, du rasest"; aber es ist undenkbar und unmöglich, daß je ein Mensch gesagt hätte: „Jesu, du rasest". Man vergleiche doch die ekstatische Begeisterung des 58. Cap. des Jesaias mit der festen Ruhe der Bergpredigt! Ein Mensch kann sich dem Wort Jesu verschließen oder öffnen, aber in jedem Fall muß er es als Wahrheit anerkennen. Das ist der prinzipielle Unterschied zwischen dem Wort Jesu und dem Wort des Propheten. Auch auf den Pro-

pheten kommt der heilige Geist herab, aber nur in Augenblicken. Dagegen sagt Johannes von Jesu: „Über welchen du sehen wirst den Geist herabfahren und auf ihm bleiben, derselbe ist es, der mit dem heiligen Geiste taufet". (Joh. 1/33.) Christus ist der Mensch, der im Augenblick lebt, zeitlos, ewige Gegenwart. „Ehe denn Abraham ward, bin Ich" spricht er, und kann nur in der Zeitform der Gegenwart sprechen.

Christus also ist „der Mensch", und als solcher Vorbild und Ziel des Menschenlebens überhaupt. In Christus ist vollkommen, was in den einzelnen Menschen bruchstückweise zerstreut als gute Eigenschaft irgend eines Menschen erglänzt. Gott ist unsichtbar, unzugänglich, unnahbar; Christus ist allgegenwärtig, und ihn verehren wir in jedem ehrwürdigen Menschen. Kein Mensch kann die Eigenschaften Gottes erlangen; den Eigenschaften Christi kann jeder sich bis auf ein Unendlichkleines annähern. Hilty war nicht gottähnlich, aber christusähnlich. Es gibt in der Geometrie Kurven, die, je mehr sie sich ins Unendliche hinausziehen, immer mehr sich der Geradheit nähern; eine Gerade begleitet die Kurve und die Kurve schmiegt sich ihr immer mehr an. Sie erreicht die Gerade im endlichen Bereich niemals, aber ihr Abstand von der Geraden wird so klein als man will, wenn man nur die Kurve genügend weit verfolgt. Die Gerade heißt Asymptote. Ohne sie betrachtet, erscheint die Kurve haltlos und sinnlos, sie entflieht in eine leere Unendlichkeit und man weiß nicht, wohin und warum. Zeichnet man die Asymptote ein, so sieht man mit einem Blick den Sinn der Kurve und ihr Ziel, ihre in der Unendlichkeit gelegene Hoffnung, die Notwendigkeit des Laufes in das Unendliche. Christus ist die Asymptote des Menschen. Im Endlichen krumm und verbogen, in der Unendlichkeit gerade; ohne die Asymptote ziel- und richtungslos, mit ihr gerichtet und durch sie

gestärkt: das ist das Leben des Einzelmenschen und die Notwendigkeit Christi für dieses Leben.

„Ehe denn Abraham ward, bin Ich": in diesem Satz ist die Entwicklung κατ' ἐξοχήν enthalten und der Sinn der Entwicklung gegeben. Entwicklung ist nur möglich, wenn das Ziel im vorhinein, absolut, feststeht, und hiedurch ein Richtungssinn des Weges vorgezeichnet ist. Ohne das im vorhinein gegebene Absolute ist Verwandlung, aber nicht Entwicklung möglich. Wenn wir die Darwinsche Abstammungslehre als richtig anerkennen, so haben wir hiemit nur einen Sachverhalt zugegeben, ohne dem Materialismus irgend ein geistiges Zugeständnis gemacht zu haben. Die Abstammungslehre läßt den Körper des Menschen (wie, weiß ich nicht) aus dem des Wurmes, Insekts, Fisches, der Amphibie und des Säugetieres hervorgehen. Damit ist ein Vorgang geschildert, aber kein Sinn gegeben; es ist nicht gesagt (und kann nicht gesagt werden), ob diese Verwandlung „aufwärts" führt oder „abwärts", denn eben diese Richtungsbegriffe fehlen. Der Mensch hat Macht, die Tiere zu beherrschen, aber alle Tiere sind kräftiger und mit schärferen Sinnen begabt als der Mensch. Ist also der Mensch der Herr der Tierwelt oder ihr Schmarotzer? Auf diese Grundfrage kann der Darwinismus keine Antwort geben, denn hier handelt es sich nicht um Tatsachen, sondern um Wertungen. Die Wertsetzung „Der Mensch ist Herr der Tierwelt" beruht auf dem Bewußtsein: Ich, Mensch, bin geistig, das Tier ist geistlos; denn wäre es nicht geistlos, so müßte ich mich mit dem Tier über die Wahrheit verständigen können, und das ist eben nicht der Fall. Ebenso müssen auch alle Versuche mißlingen, die Ethik des Menschen naturwissenschaftlich zu erklären, etwa als Produkt des die ganze Natur beherrschenden Entwicklungsimperativs, durch den das Tier zum Menschen geworden sei, und der, im Menschen als

Ethik in Erscheinung tretend, den Menschen weiter entwickle zur „Menschheit". Wertbegriffe sind nicht wissenschaftlich. Setzen wir aber die Veränderungsrichtung Tier — Mensch als „Aufwärtsentwicklung", so folgt aus diesem (unbeweisbaren!) Wertbestimmungsaxiom noch nicht, daß die „Ethik" eine geradlinige Fortsetzung dieser Aufwärtsentwicklung verbürge: wenn die Ethik natürlichen Ursprungs ist, so können wir nicht wissen, ob die Natur mit dieser Ethik die Erhaltung der menschlichen Art beabsichtigt, oder ihre Erhöhung, oder Rückbildung zum Tier, oder Ausrottung. Es wäre also noch ein zweites Axiom notwendig — der Atheismus endet, konsequent durchgedacht, bei unbeweisbaren Dogmen, der geringste Anspruch auf irgend einen Sinn [2]) des Lebens führt zu einer absoluten Glaubensforderung, zur ethischen Heteronomie des Menschen, zum „Gefühl schlechthiniger Abhän-

[2]) In diesem Zusammenhang interessant ist das Buch „Der Untergang des Abendlandes" von Oswald Spengler. Seine grundlegende Unterscheidung „Natur — Geschichte" ist gleichbedeutend mit einer apriorischen Leugnung der Unterscheidung Natur — Geist. Sein Grundbegriff „Schicksal" schließt den Begriff der Verantwortung aus. Er definiert die Seele als „Möglichkeit", die Kulturwelt als „Wirklichkeit", das Leben als „Verwirklichung des Möglichen" und verneint hiemit das geistige Erleben, das eine Verwirklichung des Möglichen im Bereich der Seele ist, ohne „Welt" und ohne „Kultur". (Luc. 23/42, 43.) Seine unbewiesene (weil unrichtige) Behauptung, die Zahl sei ein Raumbegriff, ist gleichbedeutend mit der Leugnung der Persönlichkeit des Menschen. Da er auf diese Weise in seinen Voraussetzungen und Begriffsbildungen im vorhinein alles, woran absolut zu glauben und was absolut zu werten ist, aus seinen Betrachtungen ausschließt, bleibt ihm nur ein durch bloße Analogie zusammenhängendes Konglomerat von Tatsachen und Beziehungen der äußeren Kulturwelt, in deren Bereich sein jeden Sinn leugnender Relativismus recht hat.

gigkeit", als welche Schleiermacher das religiöse Erleben definierte. Es hilft nichts, das Leben läßt sich nicht „sachlich" betrachten. Der Kern des Menschenlebens ist das Bewußtsein und nicht die Natur.

Wir sehen also, daß die Abstammungslehre, wenn sie nicht bloße Schilderung von Tatsachen, sondern das sein will, was sie sich nennt: Entwicklungslehre, einer außerwissenschaftlichen, absoluten Grundlage nicht entbehren kann. Man könnte geradezu sagen: man muß gläubig sein, um Darwinist sein zu können. Eine solche Weltanschauung unterscheidet sich dann im Prinzip nicht im geringsten von der biblischen Schöpfungsgeschichte, bei der es gleichgültig ist, ob irgend ein wissenschaftlich erfaßbares Detail so oder anders lautet. Die biblische Schöpfungsgeschichte läßt sich nicht nur symbolisch auffassen, sie will symbolisch aufgefaßt sein. Zuerst entsteht das Licht und dann die Sonne. „Es werde Licht": darauf entsteht nicht die Ausbreitung der elektromagnetischen Störungsvorgänge im interplanetarischen Medium, sondern die Idee des Lichts, die Möglichkeit des Erkennens als Vorbedingung allen Lebens; und dann erst der physikalische Weltkörper „Sonne", mit der von ihm ausgehenden physikalischen Erscheinung „Licht". Weltanschauung ist Perspektive, zur Perspektive gehört ein vorgefaßter Standpunkt. Der Satz „Das Ganze ist vor dem Teil" — von wem er herrührt, weiß ich nicht — müßte bei allen Erwägungen und Kontroversen, den Glauben betreffend, zu Grunde gelegt werden. Wenn das Ganze nicht vor dem Teil wäre, könnten wir den Teil gar nicht als Teil empfinden. Das Vollkommene ist seit jeher, ist zeitlos, ewig gegenwärtig: „Auch bin Ich, ehe denn nie kein Tag war, und ist niemand, der aus meiner Hand erretten kann; Ich wirke, wer will es abwenden?" (Jes. 43/13) — und zu diesem Vollkommenen, zu Gott, entwickelt sich alles Menschendasein,

und sei es auch auf Umwegen. „Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören." (1. Kor. 13/10.) So ist das Christentum keine Synthese aus Judentum und griechischer Philosophie, sondern diese sind Anticipationen der praeexistenten Wahrheit, Teile, die nie zusammen gefunden hätten, wenn nicht das Ganze schon dagewesen wäre als Geistiges und Religiöses von jeher, und nicht Christus dieses Ganze geoffenbart hätte. Und so ist auch Christus nicht (wie Weininger meint) der größte Verbrecher, der das Verbrechen in sich überwunden hatte, sondern der, an den das Verbrechen nie herankonnte; denn das Vollkommene wird nicht, es ist. „Ihr seid von unten her, Ich bin von oben herab." (Joh. 8/23.)

Nun bleiben aber im Obigen zwei Widersprüche. Christus hat sich entwickelt, und doch ist seine Eigenschaft das Sein ohne Werden. Ihn kann keiner einer Sünde zeihen (Joh. 8/46) und doch kennt er die Sünde. Ich glaube nicht, daß diese Widersprüche sich lösen ohne den Glauben an das Paradoxon, das in Christus geoffenbart ist.

* * *

Gott und das Weib: ist das eine Blasphemie? Dann ist der Leib blasphemisch. Denn so wie der Geist angewiesen ist auf ein Geistiges außer ihm (Ich und Du, nach Ebner), so ist der Leib angelegt auf ein Leibliches außer ihm. Niemand kann dieses Außer ihm verleugnen. Und das rechtfertigt die Zusammenstellung: kein Mensch kann weder Gott noch das Weib unpersönlich betrachten. Angesichts beider muß er sich auf Ja und Nein entscheiden. Nun gibt es aber nichts, was der Mensch mehr scheut, als eine solche Entscheidung auf Ja und Nein. Das eine nicht können und das andere nicht wollen: die Ausflucht vor dem Ja und Nein angesichts Gottes ist die Literatur, vor dem Weibe die Erotik. Hunderttausend Liebesgedichte und Aktstudien, den Frauen gewidmet, sind hunderttau-

send Fluchtversuche vor dem Weib. Wenn nur ein einziges Mal die unpersönliche, die sachliche Darstellung des Weibes gelänge, so wäre es für allemal vollbracht; mißlungen, muß der Versuch in infinitum wiederholt werden. Das erklärt sich nicht aus der „Schönheit" des Weibes, sondern aus dem vergeblichen Bestreben des Mannes, sich vor dem Weibe zu behaupten, ohne sich auf Ja und Nein, für Ehe oder Heiligkeit entschieden zu haben.

„Du bist Mein Sohn, heute habe Ich dich gezeuget." (Ebr. 1/5.) Im Munde eines Menschen wäre das sinnlos, schon aus biologischen Gründen; aber auch wegen eines anderen Umstandes, denn der zeugende Mann befindet sich, wahrhaftig, in „anderen Umständen", als daß er diesen Satz sprechen könnte. Der zeugende Mann ist bewußtlos. Der Mensch kann nicht schaffen, und den Versuch, es zu ertrotzen, bezahlt er mit Bewußtlosigkeit. Schöpfer sein und Gut und Böse wissen, ist eins. Der „schaffende" Mensch weiß nichts — nicht einmal, daß die Schlange ihn betrogen hat. Im geistigen Sinne des Wortes kann kein Mensch den von ihm gezeugten Menschen seinen Sohn nennen. Gott allein ist Schöpfer; und die Sünde des Menschen besteht in seinem Schöpferwahn. Furchtbare Triebe wollen ihn schaffen machen, in endloser Wiederholung erlebt er den eintönigen Reichtum des Eros; aber der Schöpferwahn bricht zusammen und wird zum Zerstörerwahn. So versündigt sich der Mensch doppelt an den beiden Vorrechten Gottes: „Ich kann töten und Ich kann lebendig machen." Der Zerstörerwahn äußert sich als ein zu Boden treten des fremden Ich („Sadismus") oder des eigenen Ich („Masochismus"), oder es wird die Ausflucht des Antifeminismus ergriffen und der über das Weib sich erhaben dünkende Mann ist Paederast. Es gibt keine normale Sexualität des Menschen.

Das gilt aber nicht vom Weibe, nur vom Mann. Das Weib ist Mutter; und jeder Mann sucht im Weibe die Mutter. So wie das Kind im Schoße der Mutter geborgen ist, ohne Bewußtsein von der Außenwelt, so strebt der Mann ebendorthin zurück. Und da geschieht das größte aller Wunder: aus dem Tod in den Armen des Weibes entsteht ein neues Bewußtsein. Vor dem Weibe ist der Mann ärmlich. Sein Abgabetrieb (die berühmte „Detumeszenz") ist nichts gegen die Abgabe des Weibes: den lebendigen Menschen. Für ihn ist eine Minute, was für das Weib neun Monate und darüber hinaus ein ganzes Leben andauert. Mit dem Schmerz der Geburt büßt sie seine Schuld. Gewiß auch die eigene; aber sie hat die angeborene Fähigkeit, abzubüßen. Ihre Liebe wählt nicht; ihre Liebe ist Mitleid, Gnade, die den neuen Menschen empfängt und nährt, wer er auch sei; er lebt nun einmal und sie gibt vom eigenen Leben, ihn zu erhalten. Sie m u ß ihre Persönlichkeit einsetzen, wenn sie empfangen und geboren hat; er kann sich aus dem Staube machen und weiß nicht einmal, was geschehen ist, wenn sie es ihm nicht sagt. Das „persönliche" Wählen des Mannes, wem er seine Freundschaft und Gunst zuwende, ist eine Karrikatur neben der prinzipiellen Liebe der Mutter zum Kind. Die von Weininger richtig bemerkte Vielfältigkeit und Differenziertheit des Mannes gegenüber der Einfachheit und Eintönigkeit des Weibes spricht nicht, wie er glauben machen will, für den Mann, sondern gegen ihn und für das Weib. Er „sucht viele Künste", wie Claudius sagt, Ausflüchte vor der Tatsache des Lebens; sie ist ganz Leben. Er kann ihr nur helfen zu sühnen — durch die Ehe, sich zur Sünde seines Schöpferwahnes bekennend, die Kinder, die nicht seine, sondern ihre sind, erziehend, und dadurch das Recht g e w i n n e n d, das er ursprünglich nicht hat: zum Kinde zu sagen: „Du bist mein Sohn".

In Wahrheit also ist die sexuelle Frage keine „Frauenfrage", sondern eine Männerfrage. Nicht sie, er ist vor die Entscheidung gestellt und darf ihr nicht ausweichen. Ist er zur Heiligkeit nicht fähig, so bleibt ihm nichts als das Geständnis seiner Unvollkommenheit und die Sühnung durch die Ehe. Weiningers Theorie von der Geistlosigkeit und Unsittlichkeit des Weibes ist so falsch wie seine Lehre, die Ethik beruhe auf dem, was er „Persönlichkeit" nennt. Da aber die Ethik d o c h auf Persönlichkeit beruht — freilich in einem ganz anderen Sinne als Weininger definiert — so bleibt die Frage offen: was ist Persönlichkeit?

* * *

Hiob. 21/15: „Wer ist der Allmächtige, daß wir ihm dienen sollten? Oder was sind wir's gebessert, so wir ihn anrufen?" Wozu ist eigentlich der Glaube an Gott notwendig? Man kann Gott nicht verstehen, nicht sehen, nicht denken; unser Verstand lehnt ihn ab. Was also nützt der Glaube? Wir wollen Menschen sein, aber wir können es auch sein ohne Gott! — Auf diese mit allen denkbaren Argumentierungen ausgestalteten Freidenker-Fragen antwortet die Apologetik (nach meinen Erfahrungen wenigstens) wie folgt: Ohne Gott hast du, Mensch, keinen Maßstab des Guten; du wirst irre gehen. Denn wenn es keinen Gott gibt, gibt es keine Ethik, wenn es keine Ethik gibt, gibt es nur Moral, und die Moral ist nicht ausreichend, das Leben zu fundieren und es zu ordnen. Moral ist nur das Werk des Egoismus, der die eigenen Rechte gewahrt sehen will und daher dem Nebenmenschen die Konzession der Duldung macht. Moral ist ein Kaufvertrag ohne Liebe; und ohne Liebe können Menschen nicht zusammenleben. — Diese Argumentierung ist gut, aber nicht ausreichend. Es gibt Freidenker, die Ethik haben (das ganze Freidenkertum ist nichts als Ethik, gewissermaßen zum Beweise,

daß der Glaube überflüssig sei; und ein Freidenker, der die Sache ernst nimmt, muß Ethik haben); ich kenne selbst solche, deren praktische Ethik vorbildlich ist und geradezu den Wunsch erweckt, die Getauften möchten auch so ethisch sein. Wir können uns also mit der Ethik nicht begnügen. Nicht die Ethik ist das, was der Gläubige vor dem Ungläubigen voraus hat, sondern die Würde. Würde ist Demut ohne Unterwürfigkeit und Hoheit ohne Stolz. Würde allein ist friedenstiftend. Aller Krieg hat seine doppelte Ursache in der Selbstüberhebung und in der Kriecherei eines Menschen vor dem anderen — äußere sich das materiell oder geistig. Würde ist gleich weit entfernt von der Selbsterniedrigung des Sklaven, wie der Anmaßung des Herrschers. Der Würdige kann befehlen ohne zu zwingen, und ihm wird gehorcht ohne Widerstand, mit Freude. Die Würde läßt sich nicht in Formeln darstellen. Philosophen haben Lehrbücher der Ethik geschrieben; aber ein System und Lehrbuch der Würde ist nicht denkbar. Sie beruht auf dem Glauben und an ihr allein erkennt man den Gläubigen. Würde ist Bewußtsein der Gottbedingtheit des Lebens, Aufgebung des Eigenwillens, Sühnung des Schöpferwahnes. Ihr Gegenteil ist die weltbedingte Ehre, dieses Abmessen von Recht und Pflicht, die in der Weltbedingtheit der Ehre nie zum Gleichgewicht gelangen. Der nach Ehre strebende Mensch wird von seinem Eigenwillen getrieben, sein Eigenwille ist es, der stets nach einer Seite übergreift und entweder subjektiv sein Recht erzwingt, oder objektiv als Pflichttyrann den Menschen Lasten aufbürdet; subjektiv die Menschen haßt und verachtet, objektiv ihnen die eigenen Anschauungen aufzwingen will, dabei oft von einem Extrem ins andere übergehend. Dabei ist auch immer wieder ein und dieselbe Verirrung zu beobachten, handle es sich nun um einen Dutzend-Freidenker oder ein Gewalt-

genie, um einen Sozialisten oder Nietzsche: man verwechselt das Erkennen der Wahrheit mit der Fähigkeit, sie zu verbreiten, und die Logizität der Darstellung der Ethik mit der Geisteskraft, zu ihr zu bekehren; man setzt das menschliche Leben als wertbegabt und vergißt, daß es wertbedürftig ist, man beginnt bei „Du sollst nicht töten" anstatt bei „Ich bin der Herr". Auch dieses stürmerische Guttun- und damit Rechthaben-Wollen der Übergenies und Humanitätsoptimisten, auch d a s ist noch Ehre. An nichts anderem leidet die Welt als an ihrer Ehre. Jeder Mensch ist in ihr befangen, aber jeder Mensch kann durch Aufgebung seines Eigenwillens dieser Gefangenschaft entfliehen und sich in die Freiheit retten, wo Recht und Pflicht identisch sind. Alle Menschen haben die Möglichkeit zur Würde, es bedarf nur der persönlichen Entschließung. Alle Menschen sind gleich. Nicht Genialität setzt den Unterschied, sondern die Abkehr von der Ehre zur Würde. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden." Friede ist auf Erden, wenn die Ehre Gott gegeben wird und der Mensch aufhört, sie zu beanspruchen. „Die Gottlosen, spricht der Herr, haben keinen Frieden." (Jes. 48/22.) Die Würde schafft die Distanzen — und was als groß gilt, ist ohne Würde. Kein Goethe, kein Schopenhauer, aber der geringe, ungeniale Matthias Claudius hatte Würde. Die blendendsten Geister, Nietzsche, Weininger, Karl Kraus, oft erfüllt von einem wahren Orkan postulierender Ethik, sind würdelos; aber Jung-Stilling hatte Würde. Nicht einmal Dostojewsky, der große Dostojewsky, gegen den alles sonstige Schrifttum wie ein Lallen und Stottern sich ausnimmt, hatte Würde; seine höchste Leistung ist ihre bloße Darstellung, die Konzeption des Sossima, der oft wiederkehrende tiefe Fußfall der Demut. Wie anders erscheint die Welt, wenn der richtige Maßstab die Perspektive gibt! Nie gekannte, vergessene Menschen stehen

hoch, und die Spitzen der Genialität sind Maulwurfshügel unter dem Himmel. Der einzige Weg zum Frieden ist die Aufgebung des Eigenwillens, der Verzicht auf Ehre, die Rückkehr zur Gottbedingtheit: Religiosität ist das Bewußtsein der eigenen Würde als Mensch.

Das ist der Grundgedanke des jüdischen Gottglaubens. Ich versuche nun, diesen darzustellen.

* * *

Von Henoch und Noah berichtet das alte Testament zu wenig, als daß wir uns eine feste Vorstellung vom Glauben dieser ältesten Propheten machen könnten. Erst bei Abraham verläßt die Erzählung den Bereich der Sage und betritt den der festen Überlieferung. Er ist heimatlos; mit ihm beginnt das Judentum. In Einsamkeit und langer Irrfahrt alt geworden, erkennt er, als Einziger unter seinen ihm fremden Mitmenschen, die Gottbedingtheit des Lebens. Seine Einsamkeit macht ihn verzagen, aber er gibt den Glauben, der ihn von den anderen Menschen trennt, nicht auf, sondern betet zu Gott, sein Glaube möge erhalten bleiben und nicht mit ihm sterben. Und nun geschieht das Urwunder der überlieferten jüdischen Religion. Auf der Erde allein, zum Himmel aufschauend, sieht er die Sterne und in ihm entsteht die Gewißheit: So wie ich einsam bin und sehe doch die Sterne unzählig, jeder ein Licht und alle dasselbe: Licht, so wird auch mein Glaube sich unter den Menschen vermehren, und mein geistiger Same unzählig sein. „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden." (1. Mos. 12/3.) Ihm wird ein Sohn geboren und dieser ist seine Hoffnung. Gott befiehlt ihm, Isaak zu opfern; und Abraham gehorcht. Aber Gott wollte nicht das Opfer, sondern den Beweis des Gehorsams, und verhindert das Opfer im letzten Augenblick. Durch diese Opferwilligkeit hat Abraham bewiesen, daß

er an Gottes Verheißung glaubte; daß er an diese Verheißung auch glaubte, wenn er keinen Sohn mehr hätte; daß er daran glaubte, daß Gott dem Abraham „aus diesen Steinen Söhne erwecken" könne; daß also Gott nicht angewiesen sei auf einen Menschen, einen Stamm, ein Volk. Abraham erhält Isaak zurück als Geschenk des Glaubens. Nicht also ob Gott hätte erfahren wollen, ob Abraham glaube, denn er wußte es vorher; nicht Gottes Wissen war gewachsen, sondern Abrahams Glaube. Nun erst hat Abraham die Vollendung erreicht. „Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sahe ihn, und freuete sich". (Joh. 8/56.)

Die im Stamm Abraham sich forterbenden Laster der Habgier und des persönlichen Ehrgeizes ersticken den guten Samen nicht. Dem Sohn Isaak und dem Enkel Jacob wird die Verheißung erneuert. Dann wird die Überlieferung dieser Verheißung unterbrochen. Joseph, der Eindringling, hat keinerlei religiösen Charakter; sein Wucher bringt Ägypten unter das Joch der Leibeigenschaft. Dieser Frevel rächt sich furchtbar an den Juden: die Ägypter sehen in ihnen die Urheber der eigenen Knechtschaft und hassen und verfolgen sie. Die Juden sind Sklaven; ohne Gott und ohne Freiheit führen sie ein menschenunwürdiges Dasein. In diesem Stadium tritt Moses auf, um als geistiger Erbe Abrahams den Glauben zu verkündigen.

Moses erschlägt den Ägypter und flieht in die Wüste. Die Angst vor der ägyptischen Justiz mag wohl die Veranlassung zur Flucht gewesen sein, wie die Bibel berichtet; aber als treibende Ursache kann man wohl, ohne gewagte Spekulation, einen Zwiespalt in Moses' Seele annehmen. Er war als freier Ägypter erzogen; es mußte ihm Scham bereiten, zu einem Sklavenvolk zu gehören, und noch tiefere Scham, diese Abstammung verleugnen zu sollen,

um ein freier Mann sein zu dürfen. Die Frage nach seiner persönlichen Ehre und nach der Ehre seines Volkes, das doch kein Volk war, sondern ein Sklavenhaufe ohne Gesinnung, muß ihn Tag und Nacht verfolgt haben, so daß auch die Ehe und ein unabhängiges Leben ihn nicht befriedigen konnten. Erst in Gott kam er zur Klarheit: es gibt keine Ehre, es gibt nur Gott und Mensch. In Gott allein ist Ehre. Mögen die Juden niedergetretene Sklaven sein, häßlich und schmutzig, der Auswurf Ägyptens, Subjekte ihrer Tyrannen, Lasttiere, kaum noch Menschen: gerade diese, all dessen bar, was Menschen Ehre nennen, sind der Stoff des Gottgedankens; an diesen, die durch Menschenmacht nichts sind, an diesen wird die Gottesmacht alles vermögen. „Und das Volk glaubte. Und da sie hörten, daß der Herr die Kinder Israels heimgesucht und ihr Elend angesehen hätte, neigeten sie sich, und beteten an". (2. Mos. 4/31.)

Nach dem Exodus trat die Versuchung an Moses heran. Die Juden trieben Götzendienst. Die Worte 2. Mos. 32/10: „Laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme, und sie auffresse; so will Ich dich zum großen Volk machen" sind als Worte Gottes überliefert, als Vorbeugung gegen die Selbstgerechtigkeit; zu verstehen sind sie als erster Gedanke Moses': er ist der Führer der Juden, selbst Aaron ist schwach; wenn er die Juden verläßt, müssen sie zugrunde gehen. Er kann die Juden dem Herrn opfern. Aber er widersteht der Versuchung; die Guten sollen nicht mit den Schlechten untergehen (1. Mos. 18/24—32), die neugestiftete Gemeinde Gottes soll erhalten bleiben. So betet er zu Gott (2. Mos. 32/32): „Nun vergib ihnen ihre Sünde. Wo nicht, so tilge auch mich aus deinem Buch, das du geschrieben hast." Aus Mitleid mit der blinden Masse wird der Anachoret zum Hohen-

priester. Im ersten Zorn hatte er die Gesetzestafeln zerbrochen, um nicht das göttliche Gesetz in unreine Hände kommen zu lassen; aber die Tafeln werden noch einmal geschrieben. So entsteht das mosaische Gesetz.

Obwohl das 5. Buch Mosis wahrscheinlich späteren Ursprungs ist (Halkia dürfte es nicht aufgefunden [2. Kön. 22/8], sondern verfaßt haben, so daß Hilkia einer der größten Geister des alten Judentums wäre), ist es wegen seiner Übersichtlichkeit und Klarheit doch mit Vorteil als Grundlage für eine Beurteilung des mosaischen Gesetzes zu nehmen. —

Es ist nur ein Gott: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr" (5. Mos. 6/4) und dieser eine Gott, Schöpfer und Erhalter, gibt nur ein Gesetz: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt hat; du sollst keine anderen Götter haben neben Mir." Dieses Gebot ist das Gebot schlechthin, alle anderen Gebote sind Erläuterungen dieses Gebotes, oder Folgesätze. Jeder wichtige Satz der Gesetzgebung (vgl. 3. Mos. Cap. 19) schließt mit den Worten: „Ich bin der Herr." Dieses hundertmal eingeschärfte „Ich bin der Herr" sollte im Juden jede Spur des Selbstbewußtseins oder gar des Stolzes vernichten und ihm bei jeder Lesung des Gesetzes in Erinnerung bringen, daß er sich selbst und seinem eigenen Verdienst nichts, sondern alles Gott zu verdanken habe. Zunächst werden die Juden daran gemahnt, daß sie kein Volk im weltlichen Sinne des Wortes seien, sondern ihre Gemeinschaftsexistenz göttlichen Ursprungs. (5. Mos. 4/32, 33, 34; vgl. 2. Mos. 4/21): „Denn frage nach den vorigen Zeiten, die vor dir gewesen sind, von dem Tage an, da Gott den Menschen auf Erden geschaffen hat, von einem Ende des Himmels zum andern, ob je solch groß Ding geschehen, oder desgleichen je gehört sei, daß ..... Gott versucht

habe, hinein zu gehen, und ihm ein Volk mitten aus einem Volk zu nehmen, durch Versuchung, durch Zeichen, durch Wunder, durch Streit, und durch eine mächtige Hand, und durch einen ausgereckten Arm, und durch sehr schreckliche Taten, wie das alles der Herr, euer Gott, für euch getan hat in Ägypten, vor deinen Augen? Du hast es gesehen, auf daß du wissest, daß der Herr allein Gott ist und keiner mehr." Die Juden sind also nicht ein Volk wie andere Völker, sondern (5. Mos. 7/6) „Du bist ein heiliges Volk Gott, deinem Herrn. Dich hat Gott, der Herr, auserwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind." Und (2. Mos. 19/6) „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich, und ein heiliges Volk sein." Diesen Grundgedanken möchte ich den „Gastgedanken" nennen, denn er ist in 3. Mos. 25/23 so ausgesprochen: „Das Land ist Mein, und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor Mir." Genau ausgeführt und begründet ist er in 5. Mos. 8/3, 11, 17, 18; 9/4, 5, 6, 24: „Er demütigte dich, und ließ dich hungern, und speisete dich mit Man, das du und deine Väter nie gekannt hatten, auf daß er dir kund täte, daß der Mensch nicht lebe vom Brot allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde des Herrn gehet. So hüte dich nun, daß du des Herrn, deines Gottes, nicht vergessest, damit, daß du seine Gebote, seine Gesetze und Rechte, die ich dir heute gebiete, nicht haltest; du möchtest sonst sagen in deinem Herzen: M e i n e Kräfte und m e i n e r Hände Stärke haben mir dies Vermögen ausgerichtet. Sondern, daß du gedächtest an den Herrn, deinen Gott; denn E r ist es, der dir Kräfte gibt, solche mächtige Taten zu tun. Wenn nun der Herr, dein Gott, (die Heiden) ausgestoßen hat vor dir her, so sprich nicht in deinem Herzen: der Herr hat mich hereingeführt, dies Land einzunehmen, u m m e i n e r G e r e c h t i g k e i t willen; so doch der Herr diese Heiden vertreibet vor dir her, um ihres gottlosen Wesens

willen. Denn du kommst nicht herein, ihr Land einzunehmen, um deiner Gerechtigkeit und deines aufrichtigen Herzens willen, sondern der Herr, dein Gott, vertreibt diese Heiden um ihres gottlosen Wesens willen, daß Er das Wort halte, das der Herr geschworen hat deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jacob. So wisse nun, daß der Herr, dein Gott, dir nicht um deiner Gerechtigkeit willen dies gute Land gibt einzunehmen, sintemal du ein halsstarriges Volk bist. Denn ihr seid ungehorsam dem Herrn gewesen, so lange ich euch gekannt habe." Jehovah ist kein Nationalgott, die Juden sind kein Volk, Jude ist man nicht durch Abstammung. 5. Mos. 10/12: „Nun, Israel, was fordert der Herr, dein Gott, von dir, denn daß du den Herrn, deinen Gott, fürchtest?" Darin hat das Fremdengesetz seinen Ursprung, das (2. Mos. 12/48, 49; 22/21; 3. Mos. 19/33, 34; 4. Mos. 15/15) den Fremden, soferne er das Gebot halte, dem Juden gleichstellt; nur Levit konnte kein Fremder werden. 5. Mos. 10/14: „Siehe, Himmel und aller Himmel Himmel, und Erde, und alles, was darinnen ist, das ist des Herrn, deines Gottes." Gott gibt den Juden (5. Mos. 6/10 11) „große Städte, die du nicht gebauet hast, und Häuser alles Guts voll, die du nicht gefüllet hast, und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und Weinberge und Ölberge, die du nicht gepflanzet hast"; (5. Mos. 10/19) „darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland". Der Gastgedanke mündet also unmittelbar in das christliche Gebot der Nächstenliebe (3. Mos. 19/18): „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; denn Ich bin der Herr."

Durch Gott wird alles geheiligt. Auf dem Altar müssen die Schaubrote liegen zur Erinnerung an das Manna, das tägliche Brot, das nicht auf den nächsten Tag auf-

gehoben werden durfte (2. Mos. 16/19, 20, 31, 33), denn das wäre Mißtrauen gegen Gott gewesen. Die Speise wurde geheiligt dadurch, daß der Zehnte vor dem Altar gegessen wurde, zur Erinnerung daran, daß Gott die Speise gibt. (5. Mos. 14/23; vgl. 3. Mos. 27/30, 4. Mos. 18/21): „Du sollst (den Zehnten) essen vor dem Herrn, deinem Gott, ... auf daß du lernest fürchten den Herrn, deinen Gott, dein Leben lang." Das geistige Leben wird durch Gott geheiligt (1. Mos. 19/2): „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig, der Herr, euer Gott." Auf dieser Heiligung des Geisteslebens beruht überhaupt das ganze Leben. (3. Mos. 18/5): „Darum sollt ihr Meine Satzungen halten, und Meine Rechte. Denn welcher Mensch dieselben tut, der wird dadurch leben, denn Ich bin der Herr." (5. Mos. 32/47): „Nehmet euch zu Herzen alle Worte, die ich euch heute bezeuge, ... denn es ist nicht ein vergeblich Wort an euch, sondern es ist euer Leben, und solch Wort wird euer Leben verlängern in dem Lande, da ihr hingehet über den Jordan, daß ihr es einnehmet." Gott ist der Mittelpunkt des jüdischen Lebens, zum Unterschied von den Völkern (5. Mos. 32/21): „Denn unser Fels ist nicht wie ihr Fels." Also ist Gott alles. (5. Mos. 32/39): „Sehet Ihr nun, daß Ich es allein bin, und ist kein Gott neben Mir? Ich kann töten, und Ich kann lebendigmachen, Ich kann schlagen, und Ich kann heilen, und ist Niemand, der aus Meiner Hand errette." Daher soll der Jude Gott in Gedanken und vor Augen haben. (5. Mos. 6/5—8): „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen, und sollst sie deinen Kindern schärfen, und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest, oder aufstehest; und sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sollen

dir ein Denkmal vor deinen Augen sein, und sollst sie über deines Hauses Pfosten schreiben, und an die Tore." Nichts darf hievon ablenken; Bilder sind verboten (2. Mos. 20/4); der kleinste Gedanke, der nicht Gott gewidmet ist, ist sündhaft, sodaß 4. Mos. 15/39 befiehlt, an die Kleider Lappen anzunähen und diese zum Erinnerungszeichen an Gott zu nehmen, „daß ihr (die Lappen) ansehet und gedenket aller Gebote des Herrn, und tut sie, daß ihr nicht eures Herzens Dünken nach richtet, noch euren Augen nach huret." Sogar die Naturbetrachtung ist verboten. (5. Mos. 4/19, 20): „Daß du auch nicht deine Augen aufhebest gen Himmel, und sehest die Sonne, und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab, und betest sie an, und dienest ihnen, welche der Herr, dein Gott, verordnet hat allen Völkern, unter dem ganzen Himmel. Euch aber hat der Herr angenommen, daß ihr Sein Erbvolk sollet sein." Auf diese Weise haben die Juden alles unter sich ausgerottet, was Genie hatte. (5. Mos. 13/5, 6, 9): „.... der Träumer soll sterben"; und sei es auch „dein Bruder, oder dein Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen, oder der Freund, der dir ist wie dein Herz .... deine Hand soll die erste über ihn sein, daß man ihn töte".

Sowenig also die Juden jemals rassestolz waren (denn 5. Mos. 10/18: „Gott hat die Fremdlinge lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gebe") —, so sehr ist das Gesetz erfüllt von einer blutdürstigen Gewalttätigkeit gegen alles Nichtisraelitische. Der Abfall vom Glauben wird vorausgeahnt (5. Mos. 5/29, 31/21); und damit dieser Abfall wenn möglich doch vermieden werde, wird Israel mit größter Ängstlichkeit von jedem von außen kommenden Lufthauch abgesperrt. Segen wird für die Befolgung, Fluch für die Übertretung des Gebotes verheißen. (5. Mos. 28/37):

„Du wirst ein Scheusal, und ein Sprüchwort und Spott sein unter allen Völkern, da der Herr dich hingetrieben hat." (3. Mos. 26/36): „Und denen, die von euch überblieben, will Ich ein feig Herz machen in ihrer Feinde Land, daß sie soll ein rauschendes Blatt jagen, und sollen fliehen davor, als jagte sie ein Schwert, und fallen, da sie niemand jaget." Aber auch unter dem Fluch ist der Jude nicht endgültig verworfen. (5. Mos. 4/29): „Wenn du aber den Herrn, deinen Gott, suchen wirst, so wirst du ihn finden, wo du ihn wirst von ganzem Herzen und von ganzer Seele suchen." (Vgl. 3. Mos. 26/44, 45.) Und so findet das Gesetz seinen Abschluß in den beinahe christlichen Worten (5. Mos. 29/29; 30/11—19): „Das Geheimnis ist des Herrn, unseres Gottes; aber die Offenbarung ist unser und unserer Kinder ewiglich, daß wir tun sollen alle Worte dieses Gesetzes. Denn das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht verborgen, noch zu ferne, noch im Himmel, daß du möchtest sagen: Wer will uns in den Himmel fahren, und uns holen, daß wir es hören und tun? Es ist auch nicht jenseit des Meeres, daß du möchtest sagen: Wer will uns über das Meer fahren. und uns holen, daß wir es hören und tun? Denn es ist das Wort fast nahe bei dir in deinem Munde, und in deinem Herzen, daß du es tust. Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zu Zeugen. Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest, und du und dein Same leben mögest." —

Wenn, wie anzunehmen, das 5. Buch von Hilkia verfaßt ist, so liegen zwischen ihm und der mosaischen Gesetzgebung die Richter und die großen Könige, also der national und politisch wichtigste und ruhmreichste Abschnitt der Geschichte der Juden. Daher muß Hilkia das Gesetz mit ganz anderen Augen betrachtet haben als die Zeitgenossen Mosis; und was dieser erleuchtete Interpret des Ge-

setzes hinzu fügte, zeigt uns, was die Juden selbst als Lücke im Gesetz empfanden. Es weist den geistigen Fortschritt des Judentums von Moses bis Hilkia nach und, was das Wichtigste ist, es zeigt die Richtung der Entwicklung des Judentums. Alle Gedanken des 5. Buches können mit Parallelstellen aus den ersten vier versehen werden, nur zwei nicht: das Gebot, Gott zu lieben, und der Satz: „Denn es ist das Wort fast nahe bei dir." Beide Sätze enthalten denselben Gedanken, sie sind beinahe identisch. Es ist der Gedanke von der innerlichen Verbindung zwischen Mensch und Gott, der Gedanke des menschlichen Ich.

Das mosaische Gesetz ist grundverschieden von den Religionen der „Völker". Dem Römer war der Staat sein Gott (oder Abgott), die Mythologie nur ein Zubehör zu Justiz und Verwaltung. Dem Griechen und Germanen waren die Götter mehr; aber keiner ihrer Götter war Gott, über dem Olymp und über Walhalla schwebt die Moira, die Götterdämmerung. Diese Religionen sind Mythologie, und diese Mythologie ist nur eine Nebelwand vor dem Unendlichen, auf der eine Luftspiegelung das vergrößerte Abbild des Menschen erscheinen läßt. Die ungeheure Geistestat Mosis war, daß er die Phantasmen der Mythologie verschwinden machte und den einen Gott lehrte, den unsichtbaren, unfaßbaren, den lebendigen Gott, den Herrn. Nach allen Götzen und Tieren Ägyptens, die die Seele verschlammten wie mit Nilwasser, erschien vor seinem Geiste der reine, der ewige Gott, unbefleckt von Menschenwerk, herrlich und schrecklich — und diese Vision war so ungeheuer und so plötzlich, daß der mosaische Mensch in den Staub sinken mußte vor dem Anblick der Heiligkeit und nicht wagte, nach seinem Ich nur zu fragen. — Die Geistestat Mosis hat nicht ihresgleichen, aber in dieser Geistestat erschöpft sich auch der Mosaismus. Nicht nur

leiblich, auch geistig bleibt Moses außerhalb des gelobten Landes: „Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinüber gehen." (5. Mos. 34/4.) Der mosaische Gott hat keine Gnade, und der mosaische Mensch kein Ich. Gott ist schlechthin alles und der Jude ist schlechthin nichts. Er lebt nur als Teil des heiligen Volkes, nur als Bürger des priesterlichen Königreichs. Das Christentum lehrt das Ich und die Verteidigung des Ich, die ein geistiger Akt ohne Gewalt ist, denn das Ich ist unangreifbar; der Mosaismus lehrt die Gemeinde und die Verteidigung der Gemeinde, die sehr wohl angegriffen werden kann und daher mit Gewalt verteidigt werden muß. Diese Gewalt ist Angst, diese Angst ist Schwäche, und diese Schwäche rührt daher, daß der Mosaismus nicht auf das Ich gegründet ist. Die mosaische Religion ist nicht Gottesliebe, sondern Gottesfurcht und Gottesdienst. Gott ist „ein verzehrendes Feuer und ein eifriger Gott", der Gott der Gerechtigkeit, vor dem „niemand unschuldig ist" (2. Mos. 34/7), unnahbar wie der rauchende Berg Sinai, verborgen wie Mosis glänzendes Angesicht (2. Mos. 34/33). „Moses aber sprach (2. Mos. 33/18 ff): So laß mich deine Herrlichkeit sehen. Und er sprach: Ich will vor deinem Angesicht her alle Meine Güte gehen lassen, und will lassen predigen des Herrn Namen vor dir. Wem Ich aber gnädig bin, dem bin Ich gnädig, und wess' Ich Mich erbarme, dess' erbarme Ich Mich. Und sprach weiter: M e i n A n g e s i c h t k a n n s t d u n i c h t s e h e n; denn kein Mensch wird leben, der Mich siehet. Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei Mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Wenn denn nun Meine Herrlichkeit vorüber gehet, will Ich dich in der Felsenkluft lassen stehen, und Meine Hand soll ob dir halten, bis Ich vorüber gehe. Und wenn Ich Meine Hand von dir tue, wirst du Mir hinten nachsehen: a b e r M e i n A n g e s i c h t k a n n m a n n i c h t s e h e n."

Der mosaische Jude wagte nicht, Gott zu lieben, und daher beginnt mit dem mosaischen Gesetz die Zweideutigkeit des Judentums. Der Gottesdienst erstarrt zur liturgischen Formel, die mosaische Gewalttätigkeit setzt das Heidenapostolat außer Kraft (wiewohl es im Sinne des Gesetzes lag); aber die erleuchteten Geister des Judentums bringen das Heidenapostolat in Erinnerung und suchen die Antwort auf die ungelöst gebliebene Frage: Wer bin Ich, und was bin Ich im Verhältnis zu Gott? So entsteht der jüdische Gottsucher, der Gottverkünder, der Prophet.

* * *

Die Entwicklung des jüdischen Geistes von Moses bis Johannes darzustellen, geht über meine Fähigkeiten und Kenntnisse, aber zum Glück auch über den Rahmen eines Briefes. Es wird daher wohl verzeihlich erscheinen, wenn ich mich auf die Bücher Hiob, Ezechiel und Jesaias beschränke. Ich lege den Inhalt dieser Bücher dar, insoferne er das Persönlichkeitsproblem betrifft und wie dieser Inhalt nach meiner subjektiven Anschauung sich darbietet.

Das mosaische Gesetz gibt dem Individuum Bindung und der Ethik ein Ziel, aber dem Geistesleben keinen Inhalt. Segenverheißend und fluchdrohend mißt es Gott die Allmacht zu und dem Menschen die Furcht. Es individualisiert nicht. Das 5. Buch Mosis und die Propheten sind Versuche, zum Ich des Menschen vorzudringen. Die Pforte, die diesen Weg eröffnet, ist das Buch Hiob.

Hiob ist der untadelhafte mosaische Mensch. (Cap. 31.) Sein Gang ist nicht aus dem Wege gewichen, sein Herz ist nicht seinen Augen nachgefolgt. Er hat die Hungrigen gesättigt, die Nackten bekleidet, die Fremden beherbergt, „denn ich fürchte Gott, wie ein Unfall über mich; und könnte seine Last nicht ertragen." (31/23.) Dafür ist er

auch des Segens teilhaftig geworden. Gottes Geheimnis ist über seiner Hütte (29/4), und seine Kinder sind um ihn her; sein Reichtum ist unendlich, die Alten standen auf vor ihm, die Obersten hörten auf zu reden und legten ihre Hand auf ihren Mund. (29/9.) Nach der Verheißung des Gesetzes müßte diese Glückseligkeit lebenslang andauern. Was ihm geschieht, ist individuell, und sein Unglück sprengt die Kollektivität des Gesetzes. Die Frage „warum?" taucht hier zum erstenmal auf und mit dieser Frage der Teufel. Name und Person des Teufels können fremden Ursprungs sein; aber daß er hier zum erstenmal auftaucht, ist innere Notwendigkeit. Der Teufel ist das Problem, der Zweifel, der Gedanke an die Möglichkeit, daß es auch „anders" sein könnte. Wenn Gott den Frommen segnet, so ist Frömmigkeit Egoismus. Warum also bin ich fromm? Diese Frage geht über den Mosaismus bereits hinaus. — Das verheißene Glück fesselt Hiob an die Gemeinde des Gottesdienstes, an den Kollektivbegriff Israel. Sein Glück steht zwischen ihm und seinem Ich. Also muß ihn Verlust der Habe, Ruin der Familie und Krankheit treffen. „Und Hiob sprach (3/2—4): Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin, und die Nacht, da man sprach: Es ist ein Männlein empfangen. Derselbe Tag müsse finster sein, und Gott von oben herab müsse nicht nach ihm fragen, kein Glanz müsse über ihn scheinen." Seine Freunde sprechen nun gegen ihn. Sie beweisen ihm, daß Gott gerecht ist. Wenn ihn Unglück treffe statt des fortdauernden Segens, so müsse es seine eigene Schuld und die Strafe seiner Sünde sein. Die Freunde suchen also als orthodoxe mosaische Juden den Kollektivbegriff Israel gegen seine Ichfrage zu verteidigen. Der lange Streit kann zu keiner Verständigung führen; die Freunde beharren auf dem Mosaismus, aber in Hiob regt sich das Bewußtsein des eigenen Ich, die Vorahnung

des Christentums. (19/25, 26): „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleisch Gott sehen." Die Freunde können ihn nicht verstehen. (21/34): „Wie tröstet ihr mich so vergeblich, und eure Antwort findet sich unrecht." Hiedurch stellt Hiob sich außerhalb Israels. Er ist allein, niemand kann seine quälende Frage beantworten. Da kommt das Gewitter; der Zerbrochene schleppt sich hinaus, um über dem Anblick der Größe die eigene Kleinheit zu vergessen. Hier verstummt sein Fragen, und es kommt die Antwort. (38/1—4, 17—20): „Und der Herr antwortete Hiob aus einem Wetter, und sprach: Wer ist der, der so fehlet in der Weisheit, und redet so mit Unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; ich will dich fragen, lehre mich. Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mirs, bist du so klug! Haben sich dir des Todes Tore je aufgetan? Oder hast du gesehen die Tore der Finsternis? Hast du vernommen, wie breit die Erde sei? Sage an, weißt du solches alles? Welches ist der Weg, da das Licht wohnet, und welches sei der Finsternis Stätte, daß du mögest abnehmen seine Grenze, und merken den Pfad zu seinem Hause?" Da wird es licht in ihm, und er hat Gott und sein Ich gefunden. (42/1—5): „Und Hiob antwortete dem Herrn und sprach: Ich erkenne, daß du alles vermagst, und kein Gedanke ist dir verborgen. Es ist ein unbesonnener Mann, der seinen Rat meinet zu verbergen. Darum bekenne ich, daß ich habe unweislich geredet, das mir zu hoch ist, und ich nicht verstehe. So erhöre nun, laß mich reden: ich will dich fragen, lehre mich. Ich habe dich mit den Ohren gehöret, und mein Auge siehet dich nun auch. Darum schuldige ich mich, und tue Buße im Staube und Asche."

Das Buch Hiob enthält aber nicht nur die Geschichte des subjektiven Geisteslebens Hiobs, es hat auch objektive Bedeutung. Obwohl die Freunde Hiobs vom mosaischen Standpunkt aus r i c h t i g gesprochen haben, befiehlt ihnen Gott dennoch (42/7, 8), Sühnopfer zu bringen und Hiob für sie bitten zu lassen. Also hat das Buch Hiob t r o t z dem Gesetz objektive Gültigkeit; m i t H i o b b e g i n n t d a s p r o p h e t i s c h e J u d e n t u m.

Zur Zeit der beginnenden Auflösung Israels finden wir das prophetische Judentum im Kampfe mit den Repräsentanten des Mosaismus, den Leviten. Die im mosaischen Gesetz liegende Zweideutigkeit ermöglichte die rein äußerlich-nationalistische Auffassung der mosaischen Lehre: die Juden seien das auserwählte Volk, weil sie es eben seien, und damit besser als die andern. Diese Nationalarroganz (die den Juden nie Glück gebracht hat) mußte begreiflicherweise bei den Leviten am größten sein, da diese die bevorzugte Kaste der Juden waren. Der „Gastgedanke" und das Heidenapostolat waren in Vergessenheit geraten; die Religion war zur Liturgie geworden, die Übung des Gottesdienstes zur Selbstgerechtigkeit. (Jes. 58/2): „Sie suchen mich täglich und wollen meine Wege wissen, als ein Volk, das Gerechtigkeit schon getan, und das Recht ihres Gottes nicht verlassen hätte. Sie fordern mich zum Recht, und wollen mit ihrem Gott rechten." Dabei klagen die Propheten über Unrecht und gröbsten Bruch der Sittengesetze. Da nun der Kollektivbegriff „Israel" bei weitem mehr äußere Vorschrift enthielt als innere Wahrheit (ich meine: räumlich, im geschriebenen Buch, für den Unverstand des blind den Leviten ergebenen orthodoxen Juden); da mithin dieser Kollektivbegriff in seiner Zweideutigkeit eine Stütze des erstarrten Levitismus war, konnte das prophetische Judentum sich nicht auf den bloßen Kampf gegen die Leviten beschränken, sondern es mußte auf das Gesetz

zurückgreifen, es erläutern, die Grundlagen und Konsequenzen der Gebote darlegen. Hiebei gelangte das prophetische Judentum zu seinem Hauptproblem: dem des Priesterberufs. Die erwiesene Unzulänglichkeit des Levitismus machte den wahrhaften Priester notwendig, der nicht nur das Amtsschildlein trug, sondern darin auch „Licht und Recht". (2. Mos. 28/30.) Dieser Priester war aber nicht da, und keiner der Propheten hat sich selbst dafür gehalten, so sehr jeder von ihnen sich seiner unermeßlichen Überlegenheit über die Leviten bewußt war. Dieser vollkommene Priester war also die Hoffnung der Zukunft. Die Aufgaben des prophetischen Judentums waren also: Erinnerung an den ursprünglichen Sinn des Mosaismus; Sprengung des Kollektivbegriffes „Israel"; Erforschung der Grundlagen und der Konsequenzen der Sittengesetze; Verkündung des erhofften zukünftigen Priesters.

(Ich muß hier nochmals hervorheben, daß meine Darstellung eine willkürlich-subjektive ist. Man unterscheidet mit Leichtigkeit im Buch Jesaias die Teile 1—12; 13—27; 28—35; 36—39; 40—66. Von diesen sind die beiden ersten mehr national; sie stellen den Messias als kommenden großen König dar. Der größte und letzte Teil ist apostolisch; sein Grundgedanke ist das Heidenapostolat und der Messias als Priester. An letzteren Teil knüpfe ich an, was eine objektive Betrachtung nicht tun dürfte.)

Israel ist abgefallen. Zum Teil herrscht Götzendienst; aber auch wo an der Tradition festgehalten wird, ist der Gottesdienst äußerlich. Jes. 1/15: „Und ob ihr schon viel betet, höre Ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Bluts." Der ursprüngliche Sinn des Mosaismus ist das Heidenapostolat. Jes. 2/3: „Von Zion wird das Gesetz ausgehen." Alle Völker werden sich dem Gesetz beugen, „und werden fort nicht mehr kriegen lernen." Anstatt daß die Juden nun das Vorbild der Heiden wären, sind sie selbst

Götzendiener. (2/8, 9): „Auch ist ihr Land voll Götzen, und beten ihrer Hände Werk an, das sie mit ihren Fingern gemacht haben; da bückt sich der Pöbel, da demütigen sich die Junker." Die Heiden wären für die Wahrheit empfänglicher als die Juden. (Ez. 3/5, 6): „Ich sende dich nicht zu (fremden) Völkern...; und wenn Ich dich gleich zu denselben sendete, würden sie dich doch gerne hören. Aber das Haus Israel will dich nicht hören." Daher lehren die Propheten, daß Gott keineswegs auf Israel angewiesen sei; er könne auch die Levitenkirche verwerfen und sich unter den Heiden eine neue Gemeinde gründen. (Ez. 7/20, 21): „Sie haben aus ihren edlen Kleinodien, damit sie Hoffart trieben, Bilder ihrer Greuel und Scheuel gemacht; darum will Ich es ihnen zum Unflat machen; und will es Fremden in die Hände geben, daß sie es rauben, und den Gottlosen auf Erden zur Ausbeute, daß sie es entheiligen sollen."

Jes. 4/2, 3: „Zu der Zeit wird des Herrn Zweig lieb und wert sein, und die Frucht der Erde herrlich und schön bei denen, die behalten werden in Israel. Und wer da wird übrig sein zu Zion, und überbleiben zu Jerusalem, der wird heilig heißen; ein Jeglicher, der geschrieben ist unter die Lebendigen zu Jerusalem." Es wird (Ez. 9/4) „ein Zeichen gemacht an die Stirne der Leute, so da seufzen und jammern über alle Greuel, so (in Jerusalem) geschehen." Hier muß schon das prophetische Judentum den Bereich des Mosaismus verlassen, in dem „die Lebendigen zu Jerusalem" nicht hervorgehoben werden. (Jes. 28/15, 16): „Denn ihr sprechet: Wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Hölle einen Verstand gemacht; wenn eine Flut dahergehet, wird sie uns nicht treffen, denn wir haben die Lüge zu unserer Zuflucht, und die Heuchelei zu unserem Schirm. Darum spricht Gott der Herr: Siehe, Ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein, der wohl gegründet ist. W e r g l a u b e t,

d e r f l i e h e t n i c h t." Nicht mehr das Halten der Gebote wird als Unterscheidungsmerkmal genommen, sondern der Glaube; nicht Gerechtigkeit wird verlangt, sondern Willigkeit. (Jes. 28/19): „Denn allein die Anfechtung lehret auf das Wort merken." Hier ist schon das I c h die geistige Grundlage des Menschen. Deshalb wird auch das Gericht gelehrt. (Jes. 30/18): „Der Herr ist ein Gott des Gerichts; wohl allen, die seiner harren."

Was soll nun der Mensch tun? Gerecht kann er nicht sein; das „Heiligsein" des Gesetzes geht über seine Kräfte. Die Sünde liegt zwischen Gott und Mensch. Die Strafe der Sünde ist eine Selbstbestrafung der Menschen. Da die Menschen sich von Gott abwenden, verfallen sie der Ichsucht, und die Folgen dieser Ichsucht, Tyrannenherrschaft und Lüge, sind die Strafe des Menschen. Also nicht ä u ß e r l i c h ist die Strafe, sondern i n n e r l i c h. Jes. 3/9: „Wehe ihrer Seele! denn damit bringen sie sich selbst in alles Unglück." Die von der Ichsucht erfüllten Menschen verschließen sich dem Wort: ihre Strafe ist die Taubheit. Die Tauben werden hören und die Blinden werden sehen (Jes. 29/18, 35/5), aber die Juden werden (Jes. 6/10) „nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihren Herzen". Nicht Gott hat sich vom Menschen abgewendet, sondern der Mensch von Gott. (Ez. 24/13): „Deine Unreinigkeit ist so verhärtet, daß, ob Ich dich gleich gerne reinigen wollte, dennoch du nicht willst dich reinigen lassen von deiner Unreinigkeit." (Vgl. Jes. 59/1, 2) Was nun soll der Mensch tun? (Ez. 33/10, 11): „Darum, du Menschenkind, sage dem Hause Israel: Ihr sprechet also: Unsere Sünden und Missetat liegen auf uns, daß wir darunter vergehen; wie können wir denn leben? So sprich zu Ihnen: So wahr als Ich lebe, spricht Gott der Herr, Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose be-

kehre von seinem Wesen und lebe. So bekehret euch doch nun von eurem bösen Wesen. Warum wollt ihr sterben, ihr vom Haus Israel?" Die Gefahr der Sünde ist, daß der Mensch sich selbst als ausgestoßen, als gefallen betrachtet, daß er sich selbst sittlich nicht mehr ernst nimmt und, da er Vergangenes nicht ungeschehen machen und Geschehenes nicht sühnen kann, daran verzweifelt, überhaupt noch sittlich sein zu können. Deshalb muß der Mensch glauben, daß das Vergangene ihm vergeben ist, sofern er wahrhafte Reue zeigt und übt. Es ist niemals zu spät, und niemals fruchtlos, umzukehren und Gutes zu tun. (Jes. 1/18): „So kommt dann, und laßt uns miteinander rechten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch werden wie Wolle." Die Vergebung der Sünde ist Gnade. Verdienen kann der Mensch die Vergebung nicht (Ez. 16/62, 63), „sondern Ich will meinen Bund mit dir aufrichten, daß du erfahren sollst, daß Ich der Herr sei: Auf daß du daran gedenkest, und dich schämest, und vor Schande nicht mehr deinen Mund auftun dürfest, wenn Ich dir alles vergeben werde, was du getan hast, spricht Gott der Herr." Und so wenig die Strafe der Sünde äußerlich ist, sondern innerlich erfolgt durch Taubheit und Verzweiflung, so wenig ist der Lohn der guten Tat äußerlich. Der Lohn ist Aufhebung der Taubheit (Jes. 58/9): „Dann wirst du rufen, so wird dir der Herr antworten; wenn du wirst schreien, wird er sagen: Siehe, hier bin Ich." Und die Verzweiflung wird verdrängt von der Freude in Gott (Jes. 58/14): „Alsdann wirst du Lust haben am Herrn, und Ich will dich über die Höhen der Erde schweben lassen, und will dich speisen mit dem Erbe deines Vaters Jacob; denn des Herrn Mund sagt es."

„Aber wer glaubt unserer Predigt? Und wem wird der Arm des Herrn geoffenbaret?" (Jes. 53/1.) Die Lehre ist

da, aber der Lehrer fehlt. Keiner der Propheten hat sich selbst je dafür gehalten; keiner hat sich zugetraut, dem Menschen das eigene Ich zu zeigen und ihn an die Gnade glauben zu machen. Den Glauben kann nur lehren, wer auf Gott vertraut, dieses Vertrauen kann sich nur beweisen im Verzicht auf Macht und Ehre. So sagt auch Jesaias von sich selbst (50/6): „Ich hielt meinen Rücken dar denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mich rauften; mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel. Denn Gott, der Herr, hilft mir, darum werde ich nicht zu Schanden." Der kommende Lehrer wird nicht groß und mächtig sein, sondern „der allerverachtetste und unwerteste." (Jes. 53/3.)

Der kommende Lehrer ist Christus. Christus wird das Wort Gottes lehren. Denn Gott selbst ist unnahbar; aber sein Wort ist Mittler. (Jes. 55/11): „Das Wort .... soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende." (53/11): „Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen, und die Fülle haben. Und durch sein Erkenntnis wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen: denn Er trägt ihre Sünde." —

Die wundervolle Entwicklungsgeschichte des jüdischen Glaubens noch einmal überblickend, können wir sagen: es gibt kein Judentum, das nicht in der Hoffnung auf den kommenden Christus endete. Das Judentum ist eine Bewegung, aber kein Zustand. Der Sinn des Judentums ist, den Unterschied zu zeigen zwischen göttlichem Sein und menschlichem Werden. Menschen von einer unfaßbaren Größe haben um die Wahrheit gerungen, aber keiner konnte die einfachen Worte des Vaterunser aussprechen. Das prophetische Judentum hat sich Christus genähert bis auf einen Millimeter — aber in diesem Millimeter steckt noch die ganze Unendlichkeit. Nicht wie Moses das gelobte

Land der Wahrheit von ferne erblickend, sondern an seiner Schwelle stehend, endet das prophetische Judentum mit den Worten Johannis des Täufers: „Dieser muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

* * *

Alles formale Denken beruht auf dem Identitätssatze: $A = A$. Das formale Denken umfaßt alles, was überhaupt Gedanke werden kann, handle es sich nun um die Religion oder um die kaufmännische Geschäftsführung. Das formale Denken ist also charakterlos. Diese Charakterlosigkeit will ich zum Ausdruck bringen, indem ich den Identitätssatz in Form einer Nullgleichung schreibe: $A - A = 0$. In dieser Form teilt uns der Satz sofort seine lebenswichtigste Konsequenz mit: das formale Denken ist aus sich selbst heraus keiner Bereicherung fähig. Beim formalen Denken kann immer nur herauskommen, was im Anfang zugrundegelegt worden war. Das formale Denken kann Begriffe und Gedanken umformen, aber nie erzeugen. Bereichert wird es nur durch Erfahrung und durch Offenbarung: durch Erfahrung, insoferne der Mensch Kenntnis von der Materie und deren physikalischen und chemischen Eigenschaften erhält, durch Offenbarung (im weitesten Sinn dieses Wortes), insoferne sein Gottverhältnis oder seine Stellung zum Nebenmenschen eine Änderung erfährt. Alle Wissenschaft beruht auf Erfahrung, alles existenzielle Denken auf Offenbarung. Dementsprechend hat auch der Identitätssatz seine beiden Pole, je nach dem, was der Mensch seinem Denken zugrunde legt. Ist die Grundlage tot, so muß der Erfahrungssatz resultieren von der Erhaltung der Materie und der Energie; und dieser Satz ist selbstverständlich. Ist die Grundlage lebendig, so muß der Offenbarungssatz entspringen: „Ich werde sein, der Ich sein werde" (2. Mos. 3/14). Jener Satz besagt

nichts, als daß Materie und Energie tot sind. Dieser Satz besagt, daß Gott das Leben ist, und enthält die Wahrheit. Die Wahrheit ist, daß Gott allmächtig ist, und Aufgabe des Eigenwillens vor der Allmacht der Lebensbesitz des Menschen[3]). Die Wahrheit ist paradox, die Wahrheit ist identisch mit dem Paradoxon. Die beiden Pole des Identitätssatzes sind also das Paradoxon und die Selbstverständlichkeit. —

Jude sein, heißt ehrlos sein und ungenial. Ehre konnten die Juden nie haben, denn sie waren nie ein Volk, und die mosaische Religion beruhte auf der apriorischen Ausschließung jeglicher Ehrbegriffe. Genie blieb ihnen verschlossen, denn was an Genie in ihnen war, opferten sie dem Glauben, der, dem wahren Ich des Menschen keinen Raum lassend, gegen das Ideal-Ich des Genies von einer beinahe blutdürstig zu nennenden Unduldsamkeit war. Die ganze Geschichte des Judentums ist nichts als ein Ringen um das Paradoxon. Als das Paradoxon durch Christus geoffenbart wurde, fügten die Juden sich dieser Offenbarung nicht, und ihre Geschichte war zu Ende. Nachdem sie dem Glauben alles geopfert hatten, was Menschen opfern können, und diesen Glauben, als er geoffenbart wurde, nicht annahmen, sondern im Trotz (der doch nichts ist als Menschenschwachheit) verwarfen, standen sie da ohne Besitz und leben nun fort ohne Geschichte — ein geistiger Zusammenbruch, der beispiellos dasteht. Ein Jude kann Genialität haben; aber zum Genie gehört nicht nur Genialität, sondern Unschuld, und die hat kein Jude[4]). Er kann ein tapferer Vaterlandsverteidiger

[3]) Vgl. Ebners Buch, S. 118, und Theodor Haecker, „Satire und Polemik" (Brenner-Verlag), S. 177.

[4]) Vgl. Ebners ausgezeichnete Bemerkung in seinem Buche, S. 202.

sein; aber zum Helden gehört nicht nur Tapferkeit, sondern Wagemut, und der ist nicht jüdisch. Ein Jude kann ein Heiliger sein, aber kein Genie, ein Märtyrer, aber kein Held. Die mosaisch anerzogene Bewußtheit verschließt ihm alles Unmittelbare: alles Geistige flieht zum Sinn, alles Materielle zum Zweck. Es gibt nur zwei Realitäten: Gott und Brot. Der Jude entbehrt alles dessen, was den Menschen schmückt. Er scheint, was er ist, gut wenn er gut ist, schlecht wenn er schlecht ist; er ist extrem, Licht neben Finsternis, ein Gegenstand des Schreckens und Abscheues den Philistern, die im Halbdunkel leben, das Licht scheuen und die Finsternis fürchten. Das ist die Ursache des Antisemitismus. Das ist der Segen und Fluch des Gesetzes. Das Gesetz sagt zum Juden: Ehre kannst du nicht und Genie darfst du nicht haben; du hast also dem Glauben alles geopfert. Wenn du dem Glauben treu bist und treu bleibst bis zur letzten Konsequenz, so wirst du haben, was der Glaube dir gibt: Würde und Weisheit, und wirst mehr sein als die Völker, die nur Ehre und Genialität haben. Wenn du aber vom Glauben abfällst, so wirst du nichts haben und unsagbar häßlich, verachtet von den Völkern, im Elend leben. Und da du das Paradoxon verworfen hast, bleibt dir die Selbstverständlichkeit; die Ausbreitung der geistigen Öde ist die einzige historische Aufgabe, die dir noch bevorsteht. —

Es könnte nun den Anschein haben, als sei diese Darstellung jüdisch-national, in einem umgekehrten Sinn freilich, aber doch nationalistisch; als stellte ich das Christentum dar als jüdischen Geistesbesitz, der, den Juden verlorengegangen, jedem Nichtjuden a priori verschlossen bleiben müsse, es sei denn, er bekehre sich vorerst zum Judentum. Es hat ja auch tatsächlich in den ersten Jahren des Urchristentums eine judenchristliche Sekte gegeben, die so dachte, und gegen die zu kämpfen eine Hauptauf-

gabe des Apostels Paulus war. — Ich sehe mich also genötigt, mich hierüber näher zu erklären.

Wenn ich den Juden die Schein- und Trugbegriffe Ehre und Genialität abspreche, so habe ich hiemit nicht im geringsten den Juden irgendeinen Vorsprung auf dem Wege zu Christus vorbehalten, sondern nur gesagt, daß die Ausgangsstellung des Juden eine gründlich andere ist als die des Ariers, daß die Wege und die auf diesen Wegen liegenden Hindernisse, und dementsprechend auch die spezifischen Laster der Rassen grundverschieden sind.

Das Judentum hat seinen Ausgangspunkt in der Gemeinde, im Kollektivbegriff Israel, und seine Aufgabe ist, zum Ich zu finden; dann steht der Jude vor dem Christentum. Das Ariertum hat seinen Ausgangspunkt im Ideal-Ich, in der Persönlichkeit des Genius-Heroen, des Dornröschen-Prinzen [5]); seine Aufgabe ist, zum Altar zu finden, damit der Genius-Heroe Unterwerfung lerne; dann steht der Germane vor dem Christentum. So sind auch die Laster der Völker verschieden. Jüdisch ist das Ressentiment gegen alles Paradoxe, der giftige Haß gegen alles, was sich über den Kollektivbegriff erhebt, die mephistophelische Begrinsung alles Seelischen; arisch, ach, allzuarisch! ist Faust, der deutsche Philister, der alles so schrecklich ernst nimmt, aber dessen Humorlosigkeit doch der tödliche Beweis dafür ist, daß nicht vom Pudel, sondern von ihm selbst die Worte gelten:

„— ich sehe keine Spur
von einem Geist, und alles ist Dressur."

Das im Reim anklingende Wort „Kultur" sollte abgeschafft werden. Es bezeichnet einen verlogenen Zwitter-

[5]) „Traum vom Geist", sagt Ebner, in dessen Schriften überhaupt das Beste steht, was über das Thema gesagt werden kann.

begriff, der total Verschiedenes in Eins zusammenwirft. Das eine ist das Genie, Hölderlin und Mörike, Rogier van der Weyden und Geertgen van Haarlem, der Weg des germanischen Geistes vom Märchen zum Evangelium; denn das Genie ist ein Apologet des Paradoxons, der sich selbst mit dem Paradoxon identifiziert. Das andere sind Museum und Bibliothek, die der Philister von seinen Vätern ererbt, die er erwirbt, um sie dann hypothekenfrei zu besitzen und hinter diesem Besitz einbruchsicher gegen die Wahrheit versammelt zu sein. Das Genie ist ein hoher positiver Wert, das Bildungsphilisterium ist ein negativer Wert vom selben Betrag. Addiert geben sie den Gesamtwert der Kultur: Null!

Die Entwertung aller Kulturwerte, die diesen Gesamtwert immer deutlicher erkennen läßt, ist die Bedeutung der Gegenwart; und ihre Forderung lautet, daß der Mensch sich für das entscheide, was nicht Null ist: „Denn wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird genommen, auch das er meint zu haben." (Luc. 8/18.)

* *
*

Ezech. 37/1—10.

Im Obigen habe ich versucht, die beiden Wege nachzugehen, die mit Notwendigkeit zur Person Christi führen: den persönlichen und den historischen, die man auch vielleicht als den germanischen und den jüdischen bezeichnen könnte. Auf dem germanischen Wege gibt es die Ausflucht der „Kultur", auf dem jüdischen den Zusammenbruch des Eigensinns. Aber jeder dieser beiden Wege führt zu Christus, wenn er nur zu Ende gegangen wird.

Ich glaube, daß Christus die Offenbarung des Paradoxons ist. Von Christus stammt das Vaterunser, das Gebet, das gleichzeitig das Credo des Christen ist. „Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel." Diese Worte sind paradox bis zur Vernunft-

widrigkeit. Der Himmel ist das Unendliche, wie Gott unendlich ist; die Erde ist endlich wie der Mensch. Der Wille Gottes geschieht im Unendlichen, aber nicht im Endlichen, das Endliche widersetzt sich dem Unendlichen. Das „Ich bin der Herr" des alten Testaments ist hier ersetzt durch die Bitte, die gleichzeitig Glaubensbekenntnis ist: Sei Du Herr! Die Paradoxie besteht darin, daß der ohnmächtige Eigenwille des Menschen imstande ist, die göttliche Allmacht zu verdrängen. Diese Paradoxie ist nichts anderes als die Bestätigung der Lehre des Jesaias, daß der Mensch für seine Sünde mit Taubheit und Verblendung bestraft wird, daß der Mensch selbst sich selbst bestraft. Der Eigenwille schließt den Menschen von der Allmacht aus. Der Eigenwille des Menschen, sein Schöpferwahn, schlägt in den Zerstörerwahn um; der Eigenwille des Menschen kann nicht ordnen. Die Allmacht ordnet. Der menschliche Eigenwille erreicht sein Maximum, wenn der Mensch sich vermißt, über Tod und Leben zu entscheiden. Da nun der Mensch an nichts anderem leidet als an seinem Eigenwillen (der als Ehre zum Ausdruck kommt), ist die Erlösung des Menschen gleichbedeutend damit, daß ihm die Nichtigkeit seines Eigenwillens zu fühlen gegeben wird. Die Offenbarung des Paradoxons ist die Erlösungstat. Christus ist Gott und Mensch in einer Person; zugleich der Mensch, der geboren wurde, Kind, Jüngling und Mann war, lebte und starb, und zugleich Gott, allmächtig und ewig. Gott hat auf die Menschenmacht verzichtet und alles das nicht besessen, was Menschen zu besitzen wünschen, alles das nicht getan, was zu tun den Menschen als bedeutend erscheint. Gott hat die Mißhandlung der Menschen ertragen und hat sich von ihnen kreuzigen lassen. Gott hat den menschlichen Eigenwillen gewähren lassen bis zum äußersten, der menschliche Eigenwille hat Gott mißhandelt und getötet — und

Gott ist lebendig und allmächtig. Alle ihre ohnmächtige Gewalttat haben die Menschen geübt — und es ist n i c h t s. Und der Mensch Jesus, im Glauben vollkommen, hat diesen Glauben mit seinem Tode bezeugt. Da die Menschen sich Gott widersetzten, versündigten sie sich am Menschen; und da sie den Menschen töteten, sündigten sie gegen Gott. Diese doppelt paradoxe Offenbarung ist das Erlösungswerk.

Der Widerspruch, daß Christus sich „entwickelt" hat und d o c h vollkommen war, kommt zur Auflösung eben nur im Paradoxon, daß Christus Gott und Mensch war, als Mensch die Entwicklung, ohne je einen Fehltritt zu tun, zu Ende gehend, als Gott vollkommen, seiend o h n e Werden; als Mensch zeitlich, als Gott ewig. Werden und Sein stoßen hier in einem Punkte zusammen, wie im Jahre 1 das alte und das neue Testament. Auch die Doppelheit der Bibel, die ein Testament der Entwicklung und ein Testament des Seins enthält, symbolisiert die Doppelheit der menschlichen und der göttlichen Natur Christi. Durch diese Doppelheit ist Christus den Menschen zweierlei: Vorbild und Erlöser. Der gute Mensch hat ein Betätigungsbedürfnis, der böse Mensch hat ein Erlösungsbedürfnis. Dem guten Menschen ist Christus Vorbild, dem bösen Erlöser. Denn es gibt Menschen, die auf dem rechten Wege sind, aber des Vorbilds bedürfen, um ihn zu Ende zu gehen: und das Gehen dieses Weges ist die Erlösung. Und es gibt Menschen — es sind nicht die schlechtesten! — die sich nie im Leben einem Menschen unterwerfen können; zur guten Betätigung unfähig, extrem subjektiv, abgeschlossen und eingemauert, brütet er über seinem eigenen Ich, und erst der Erlöser kann ihm den Weg zeigen; das Vorbild fände ihn blind. Wer kann die Sünde eines solchen Menschen verstehen als allein der, für den diese Sünde eben nicht Sünde ist? Die Sünde ist, Schöpfer sein zu

wollen — Christus, Gott und Mensch in einer Person, ist der Einzige, für den nicht Sünde ist, was für jeden anderen Menschen Sünde ist, der Einzige, der diese Sünde in allen ihren Möglichkeiten kennt, ohne je gesündigt zu haben. Der Mensch Jesus ist Vorbild, der Gott Christus ist Herr und Richter, der Gott und Mensch Jesus Christus ist Erlöser.

Dagegen wenden Sie ein, daß es nirgends stehe. Könnte Christus jemals ein Dogma ausgesprochen haben? Damit hätte er die Menschen vergewaltigt. Christus hat den Glauben an ihn verlangt, jedoch dem Menschen freigelassen, in ihm Gott zu sehen oder den Menschen. Jeder Glaubenssatz muß in der menschlichen Lebenspraxis seinen lebendigen Ausdruck finden. Für den Menschen, der des Vorbildes bedarf, wäre der Satz von der Gottheit Christi nur ein Lehrsatz. Ein Mensch wie Sie gründet seine Lebenspraxis auf das Vorbild. Aber der Glaube an Christus als den menschgewordenen Gott ist die Grundlage der Lebenspraxis für einen Zweifler wie Thomas, der, endlich überzeugt, ausruft: „Mein Herr, und mein Gott!" Und auch für einen bekehrten Gewaltmenschen wie Paulus, der von seiner Erlösung spricht: „Er ward entzückt in das Paradies, und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann." (2. Cor. 12/4.) Dem suchenden Menschen kann mit einem D o g m a natürlich niemals gedient sein; man kann ihm nicht sagen: Christus ist der reine Mensch; oder: der menschgewordene Gott, a l s o mußt du tun, was er sagt; sondern: folge ihm, und du wirst erkennen, wer er ist. (Vgl. Joh. 7/17.) Auch das Wort Joh. 14/9: „Wer mich siehet, der siehet den Vater", ermöglicht im Anschluß an 1. Mos. 1/27, 2. Mos. 33/20, Hiob 42/5 und Joh. 1/18 b e i d e Auffassungen. Insbesondere sind es die Stellen Joh. 1/33 und 8/23, die eine n u r menschliche Auffassung nicht zulassen; und gerade an

diesen Stellen ist der prinzipielle Unterschied zwischen Christus und dem Propheten ausgesprochen. —

Es hat keinen Sinn, das Wunder auf eine bloß „geistige" Bedeutung reduzieren zu wollen. Wenn das Evangelium von der Heilung eines Blinden berichtet, so kann man nicht „auslegen", der Blinde sei „geistig" blind gewesen und Christus habe ihn „geistig" sehend gemacht. Eine solche Tendenz muß bei einer Reduzierung der ganzen Bibel auf bloße Mythologie enden; aber dann ist es doch besser, aus den Sittengesetzen und den Predigten Jesu die ethischen Elemente zu excerpieren — und schließlich Atheist zu werden, wenn man will und kann. Das Wunder muß wörtlich genommen werden: Jesus hat den körperlich Blinden körperlich sehend gemacht. Andererseits ist es aber auch sicherlich unrichtig, auf das Wunder zu pochen, es so ganz einfach als Tatsache hinzustellen. Das Wunder ist unbegreiflich. Von denen, die es sahen, heißt es: „Und sie gerieten außer sich"; und daher kann das Wunder nicht so ganz einfach als „Tatsache" hingestellt werden. Der wirkliche, unerschütterliche Glaube an das Wunder ist selbst schon beinahe ein Wunder. (Math. 21/21.) Ein solcher Glaube ist wohl nur ganz wenigen Menschen gegeben. Das „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben" ist sicherlich der richtigste Standpunkt für einen nicht außerordentlichen Menschen, dem der Konflikt zwischen Glauben und Wissen stets schweren inneren Zwiespalt verursachen wird. Aber in Anbetracht der Tatsache, daß wir ein Wissen gar nicht haben und daß die exakte Wissenschaft letzten Endes doch nur die exakte Formulierung der Tatsache ist, daß wir nichts wissen, ist dieser innere Zwiespalt nur der zwischen Glaube und Gewohnheit. Daß das Aufgehen der Sonne im Osten und ihr Untergehen im Westen hundertmillionenmal beobachtet worden ist, ist kein Beweis dafür, daß sie

es morgen auch tun wird. Es gibt keine Naturgesetze, es gibt nur Beobachtungsgewohnheiten. Und hier erweist sich der Wunderglaube als toleranter: denn er schließt die Kontinuität der Beobachtungsgewohnheit ein als eines der Wunder; aber die Gewohnheit protestiert dagegen, daß der Glaube keine ist! —

Die Glaubensforderung Christi ist, an ihn als an die Wahrheit des menschlichen Lebens zu glauben. Diese Wahrheit, in jedem Fall paradox, ist dieselbe, sehe der Mensch in Christus den menschgewordenen Gott oder den reinen Menschen, den Erlöser oder das Vorbild. Für den, der in Christus Gott sieht, ist die Wahrheit die Allmacht Gottes, die den über Leben und Tod sich überhebenden menschlichen Eigenwillen als das dartut, was er ist: nichts. Für den, der in Christus den Menschen sieht, ist die Wahrheit, daß der seinen Eigenwillen aufgebende Mensch keineswegs willenlos und hilflos dasteht, sondern getragen von dem an Stelle des Eigenwillens einfließenden Willen Gottes, der den Menschen Leiden und Tod überwinden läßt. Die in Christus geoffenbarte Wahrheit ist also nur eine: „Dein Wille geschehe auf Erden, wie auch im Himmel."

An Christus glauben, heißt an ihn als an die Wahrheit glauben; an Christus nicht glauben, hieße, an die Wahrheit nicht glauben. Die Wahrheit ist ewig; der an der Wahrheit sich entscheidende Mensch verewigt sich selbst in dieser Entscheidung. Christus gibt den Menschen das Wissen um die Wahrheit. Nun wissen es die Menschen; und (Joh. 13/17): „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es tut." Aber (Joh. 9/41): „Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprechet: Wir sind sehend; bleibet eure Sünde." Christus ist das in die Welt gekommene Licht (Joh. 3/19); und in diesem Lichte erkennt jeder Mensch sich selbst, durch dieses Licht gelangt der Mensch in den Besitz des eigenen Ich. Dieser

Besitz des eigenen Ich ist der Lohn des ewigen Lebens. O b es Menschen gibt und geben k a n n, die an der Wahrheit sich negativ entscheiden und für die der Besitz des eigenen Ich ewige Strafe wäre, ist eine furchtbare Frage; aber zum Glück ist sie überflüssig. Der vor die Wahrheit gestellte Mensch hat alle seine Geisteskraft aufzubieten, um sich selbst zu erkennen. Der Nebenmensch ist unerkennbar [6]). Wenn mein Nebenmensch in meiner Gegenwart durch Wort oder Tat sich f ü r die Wahrheit entscheidet, so ist in diesem Augenblick in ihm selbst Wahrheit [7]), und ich muß an ihn und seine Wahrheitsentscheidung g l a u b e n. Bin ich aber nicht Zeuge seiner positiven Wahrheitsentscheidung, so weiß ich von ihm überhaupt nichts, und kann kein Urteil über ihn haben. Daß er sich an der Wahrheit n e g a t i v entscheide, könnte ich nur wissen, wenn ich die Wahrheit wäre — aber ich bin es nicht. Ich kann also niemals wissen, daß ein Mensch sich negativ entscheidet; und daher ist es vom Standpunkt des existenziellen Denkens aus sinnlos, die Menschen ein-

[6]) Ich halte mich hier an Ebners Buch, das zu kritisieren ich nicht wagen möchte, dessen Grundanschauung jedoch von der Liebe als der „subjektiven" und dem Wort als der „objektiven" Seite des Lebens mir mit 1. Kor. 13/12 in Widerspruch zu stehen scheint. Ich halte mich im Text an Ebners Satz, der Nebenmensch sei unerkennbar; aber an eben diesem Satz zweifle ich. Ich glaube, daß dieser Satz, den er konsequent vertritt, zu hart ist; er wäre vielleicht zu reduzieren auf den Satz, daß Menschenkenntnis o h n e Menschenliebe (Sehen des „Du") unmöglich, aber m i t Menschenliebe möglich und notwendig ist. Indes ist Ebners Satz, selbst in seiner übertriebenen Form, wertvoll, und ich halte mich in meiner Betrachtung ohne Bedenken an ihn, da aus seiner Anwendung sich kein Fehler ergibt.

[7]) Der Augenblick des Glaubensdurchbruchs in einem ganz einfachen Menschen ist wunderbar dargestellt in Luc. 14/15.

zuteilen in „solche", die sich positiv, und „solche", die sich negativ entscheiden. Es ist denkbar, daß ein hiezu ganz besonders berufener Mensch[8]) von der Verdammnis spricht, wie ja auch Christus von ihr gesprochen hat, als vom Gegenteil der Seligkeit. Aber während Christus viele Menschen persönlich selig gesprochen hat („Selig bist du..."; „Du bist nicht ferne von dem Reich Gottes"; „Deine Sünden sind dir vergeben"; „Dein Glaube hat dir geholfen") — hat er nie und in keinem Fall einen Menschen verdammt. —

„Wessen ist das Bild, und wessen die Inschrift?" Und auf die Antwort: des Kaisers; erwidert Christus: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist." Denn der Mensch ist das Bild Gottes und trägt seine Inschrift. Dem Kaiser, also der menschlichen Gesellschaft, ist zu geben, was in dieser Gesellschaft entsteht: Arbeit, Steuerzahlung, Befolgung der Staatsgesetze; aber nie der Mensch. So sind alle weltlichen Bindungen zur reinen Sachlichkeit herabgedrückt, zu der selbstverständlichen, unpersönlichen Gehorsamkeit, mit der der Postbeamte Briefe sortiert und befördert. Gib dem Kaiser den Zinsgroschen und laß ihn mit seinem Zinsgroschen den Kaiser sein — er geht dich gar nichts an. Die Lehre Christi ist also, politisch betrachtet, nicht Revolution (wie manche es verstehen wollen), sondern etwas, wo sich das Kaisersein einfach aufgehört hat: passiver Gehorsam. Natürlich ist dieser politische Stoizismus nur die Außenseite der christlichen Ethik; die Innenseite ist: „Gott, was Gottes ist." Joh. 5/44: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht." Der auf Ehre verzichtende Mensch hört auf, zwischen Recht und Pflicht zu unterscheiden; Recht und Pflicht fallen zusammen in eins.

[8]) Vgl. Ebner, S. 221.

Wo Recht und Pflicht unterschieden werden und der seinem Eigenwillen folgende Mensch beide ins Gleichgewicht zu bringen trachtet, folgt Wirkung auf Ursache, herrscht Kausalität. Wo kein Eigenwille ist und Recht und Pflicht zusammenfallen, ist Freiheit. Der Mensch lebt zugleich subjektiv und objektiv: subjektiv, indem er fühlt und denkt, objektiv, indem er spricht und handelt. Die Rechtswissenschaft, die Subjektivität und Objektivität in Einklang zu bringen sucht, ist durch ihr Vorhandensein ein Beweis dafür, daß die Gesellschaft diesen Einklang nie erreicht. Der Einklang wäre Symmetrie; jeder Mensch ist unsymmetrisch. Der eine vergräbt sich in die Subjektivität und leidet an seiner Einsamkeit, der andere stürzt sich in die Objektivität und verliert sein Ich über dem Verfügen äußerer Tätigkeiten, die ihn nichts angehen. Nur der Mensch, der die Symmetrie annähernd erreicht hat, lebt gut: seine Außenwirkung beruht auf Kraft und braucht keine Gewalt, sein Innenleben findet Nahrung am Nebenmenschen und ist zur Nächstenliebe fähig. Wer viel hat, kann viel ausgeben, kann sich eine reiche Außenwirkung erlauben, k a n n es nicht nur, sondern m u ß es auch; und wird auf seine Nebenmenschen gut einwirken, ohne Gewalt, menschlich. Und umgekehrt: wessen Umgang mit Menschen menschlich ist, gewaltlos, der wird von diesem Außenleben auch innerlich profitieren, sein Alleinsein ist nicht tote Einsamkeit, sondern geistiges Leben, sein Verkehr mit Menschen nicht „Gesellschaftlichkeit", sondern Gewinn für beide Teile. Das richtige Verhältnis zwischen Außenwirkung und Innenleben kann nie durch Gesetze festgelegt werden, der Mensch muß selbst zur Symmetrie finden. Sind ihm zehn Pfunde anvertraut, so muß er zehn hinzugewinnen; sind ihm fünf anvertraut, fünf; zwei, dann zwei. Wer sein Pfund vergräbt, hat so gefehlt, als hätte er gestohlen. D i e S y m m e t r i e d e s

Menschen ist die Persönlichkeit und als solche das Fundament der Ethik. Insoferne nur ein einziger Mensch vollkommen symmetrisch ist in Außenwirkung und Innenleben, nämlich Christus, gibt es, streng genommen, nur eine einzige Persönlichkeit, nämlich Christus[9]). Was am Menschen Persönlichkeit genannt werden kann und soll, ist die möglichst vollkommene Symmetrie, die nie gänzlich erreicht ist, aber von jedem Menschen angestrebt und annähernd erreicht werden kann. Zur Ethik gehören nicht nur die Guttaten und Verbrechen des Menschen; jede Gleichgültigkeit ist ebenso unsittlich wie die Beleidigung des Nebenmenschen, die Haß und Übeltat erzeugt. Jeder Mensch muß sich selbst daraufhin prüfen, wie und in welchem Maße er zur Wirkung berechtigt (und hiemit auch verpflichtet), und zur Einsamkeit befähigt sei. Der Mensch darf nicht denken: ich tue Recht und spreche die Wahrheit; sondern er muß sich fragen: bin ich befugt, in diesem Falle das Recht zu vindizieren, die Wahrheit zu sprechen? Ist er nicht befugt und tut es doch, so hat er Unrecht getan, und hat gelogen. Wer dieser Symmetrie sich nähert, ist wahrhaft bedeutend, sei er noch so wenig; wer von ihr sich entfernt, ist unbedeutend, sei er noch so viel. Und da kein Mensch die Symmetrie jemals vollständig erreicht, ist jeder Mensch mitschuldig an allem, was geschieht; die Schuld ist gemeinsam. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Durch das ganze Vaterunser läuft diese Mehrzahl: wir; und nur Gott ist die Einzahl. Das Vaterunser enthält die Tatsache der von Christus gestifteten christlichen, katholischen Kirche.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche ist Christus, sein Wort ihr Gesetz, das Vaterunser ihr Credo, der Würdige ihr Priester, ihr Glied jeder Mensch. Ihr Glaube ist

[9]) „Theomorphismus"; Ebner, S. 190.

lehrbar und zwar durch nichts anderes als durch die Würde, die sich auswirkt nicht als orientalische Lethargie, die den Menschen zum Nichts, zum Nirwana führt, sondern als Freude (Jes. 58/14, Philipp, 4/4), die sich mitteilt und im Werk äußert. Die Kirche fördert, wer die Symmetrie anstrebt, sie schädigt, wer sich von ihr entfernt. „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt", und doch sind alle Menschen gleich; denn dem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert, und dem wenig gegeben ist, von dem wird wenig gefordert. (Luc. 12/48.)

Das Neue, das Christus gebracht hat, ist eben diese Kirche und das Persönlichkeitsbewußtsein, auf dem diese Kirche beruht. Aber einen neuen Glauben hat Christus nicht gelehrt. Die Bergpredigt macht die Menschen aufhorchen, und die Menschen erkennen in diesen Worten die längst bekannte Wahrheit, das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Eben weil Christus Gott ist, ist sein Wort nicht neu, sondern uralt; denn „durch dieses Wort ist alles gemacht, was gemacht ist". Und nach der Bergpredigt kommt der Aussätzige und spricht: „Herr, wenn du willst, so kannst du mich wohl reinigen." Dem, der so spricht, ist Christus nicht neu, sondern urbekannt; und seine Worte enthalten sein Bekenntnis zu Christus. Kein anderes Bekenntnis als dieses will Christus, und in diesem die Menschwerdung des Menschen (Jes. 60/1): „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir."

* * *

Ich konnte diesen Brief konfessionslos schreiben (und ich habe absichtlich alles Konfessionelle vermieden), aber ich kann ihn nicht konfessionslos abschließen. Den Satz:

Christus habe keinen neuen Glauben gelehrt, kann ich nicht streichen, und ich kann ihn nicht stehen lassen, ohne seine Konsequenz zu bedenken. Nach der negativen Seite ist seine Konsequenz die Gleichgültigkeit: aber die Zeit der Militärkönige und Dichterfürsten, die die Menschen nach ihrer Fasson selig werden ließen, denn im Anfang war die Tat und Name ist Schall und Rauch — diese Zeit absoluter Aufklärung und feierlicher Langweile ist doch, hoffentlich!, vorüber. Nach der positiven Seite ist die Konsequenz keine andere als die Kirche, die auch nicht neu ist, sondern die Erbin der Auserwähltheit Israels.

Wenn Sie die offizielle römisch-katholische Kirche (von anderen zu reden, scheint die Mühe kaum zu lohnen) leugnen, so befinde ich mich in der peinlichen Lage, Ihnen weder absolut rechtgeben, noch absolut widersprechen zu können. Ihre religiöse Anschauung ermangelt, recht besehen, nicht der Objektivität des Gedankens: Sie sind der Überzeugung, daß der Masse mit ihrer Auflösung in Einzelne am besten gedient sei. Dagegen will die Kirche die Homilie. Gegen Sie läßt sich einwenden, daß die Masse sich eben nicht auflösen läßt, so daß sie das Problem ist und bleibt. Also hat die Kirche recht, sich mit der Masse einzulassen, denn sonst endet das Judentum auf dem Berge Sinai und das Christentum auf Golgatha. Aber dann entsteht die — auch von Ihnen aufgeworfene — Frage: wie das weitergehe? und ob es nicht dann eines Tages die Masse ist, die sich mit der Kirche einläßt?

Eine offizielle katholische Kirche mit offizieller, absoluter Autorität, und mit offiziellem Dogma, von dem kein Buchstabe hergegeben werden darf, ist eine Denknotwendigkeit. Wenn nun die Kirche, die den Anspruch erhebt, diese Denknotwendigkeit zu sein, durch mangelhafte Lebenspraxis daran zweifeln läßt, daß sie es sei, so bleibt keine Konsequenz als ein gänzlicher Weltpessimis-

mus: und ganz konsequenterweise ist Ihre Leugnung zunächst eine Leugnung der Welt, und erst infolgedessen eine Leugnung der Kirche. Jeder andere Standpunkt wäre innerlich inkonsequent. Die Quäker zum Beispiel — bei aller pflichtschuldigen Hochachtung vor ihrer edlen und wohltätigen Gesinnung sei es gesagt — haben sicherlich Unrecht, den Hauptwert so beinahe ausschließlich auf humanitäre und soziale Tätigkeit zu legen. Man muß ja doch fragen, ob der Quäkersatz „Es gibt kein Dogma" nicht den Folgesatz nach sich ziehe, daß humanitäre und soziale Tätigkeit nicht nur notwendig, sondern auch hinreichend sei für die von den Quäkern wie von allen ehrlich denkenden Menschen gewünschte Pazifizierung der Menschheit? Und ob dieser Folgesatz nicht selbst ein Dogma sei, und zwar ein falsches? Aber gewiß muß man dann auch fragen, ob die Kirche diese Tätigkeit nicht vernachläßigt habe, und ob der Sozialismus etwas anderes sei als die unerfreuliche, aber notwendige Folge dieser Unterlassung? Auch muß man wohl, angesichts der Kulturkämpferei, die Frage stellen, was denn ein Kulturoptimismus wolle, der die Schöpferin der europäischen Kultur, die Kirche, bekämpft, aber gewiß auch die Frage, ob die Kultur, von der Kirche als Erziehungsmittel angewendet, nicht in ihrer Fragwürdigkeit die Kirche selbst fragwürdig gemacht habe? Und nach all diesen Fragen entsteht die Schlußfrage: ob man mit solchem Fragen überhaupt der Wahrheit näher komme?

* * *

Überblicke ich nun, was ich geschrieben habe, und frage ich mich, wie ich zu Ihnen stehe, so finde ich, daß eine Differenz uns trennt. Ich halte am Paradoxon von der Göttlichkeit Christi fest, Sie möchten es ausschalten. Sie sehen in Christus den reinen Menschen, von dem auch der Taoteking Zeugnis gibt; ich verhalte mich hiezu unent-

schieden, ich bin davon nicht überzeugt, kann aber auch nicht widersprechen, denn kein Mensch weiß, was vor Urzeiten gewesen ist, und kein Mensch kann behaupten, daß die Offenbarung des Paradoxons nur einmal stattgefunden habe. — Aber das mündet schon in Spekulation. Was uns angeht, ist unsere heutige Welt, und hier stimme ich Ihnen so sehr zu als meine von der Ihrigen gänzlich verschiedene Denkweise es ermöglicht. Es ist nur e i n Gott, und dieser e i n e Gott gibt nur e i n Gebot: „Ich bin der Herr." Also gibt es auch nur e i n e Gebotsübertretung, nur e i n e Sünde: den Herrn nicht als Herrn anerkennen. Der Sündenfall ist die Weltbildung: und aus dieser muß der Mensch sich zurückfinden. „Siehe, Himmel und aller Himmel Himmel, und Erde, und alles, was darin ist, das ist des Herrn, deines Gottes." Das ist Ihr Glaube und dieser Glaube ist wahr, jenseits allen Argumentierens und Dozierens.

FRANCIS THOMPSON
ORIENT-ODE

Sieh dort im Sanktuarium des Ostens
Der Tag, geweihter Priester,
In all seinen Pontifikalgewändern,
Hebt, und hebt mit süßer Langsamkeit,
Entnommen aus des Orients Tabernakel,
Jene Scheibe, offenbares Sakrament,
Das Benedeiung sprüht durchs Morgengrau;
Und wenn die ernste Prozession zu Ende,
Die Erde, in erhabnem Ritus, nach Gebühr
Gesegnet — eh die zart geschickten Finger
Des Zwielichts, violettberockter Akoluth,
Der priesterlichen Stolen ihn entkleidet —

Setzt er, als hehren Schluß der myst'schen Feier,
Zu erlauchter Schau die Sonne mitten ein
In des Westens flammende Monstranz.

O salutaris hostia
Quae caeli pandis ostium
Bresche schlagend durch den Wall der Finsternis,
Himmlischer Stürmer, bist du gekommen!
Ein Gott, den keiner schauen mag und — leben!
Getrag'n in deiner Strahlenlade
Während, ein froher David, diese Erde
Vom Morgen bis zum Abend tanzt vor dir.
Selene — laß die gefallne Eva;
Schau an die schöne und die größre Tochter!
Sie bringt dir ihre fruchtbarn Wasser dar,
Daß auf dein erstes weißes Ave sie empfängen!
Und ihr, der Schlichten, leihen deine Blicke
Verlockend süßen Reiz;
Welch hohe Anmut glückverheißend wächst
Ihr unter deinen Augen, die sie schmücken!
Sie war zuerst ein schüchtern Mädchen,
Das seufzend ihrer Schönheit nicht recht traut
Und heimlich voller Angst sich selbst betrachtet,
Bis süßes Schmeicheln lockt beschwornen Reiz hervor.
Ja deine Blicke, wonnevoller Liebenden,
Schaffen die Schönheit erst, die sie entdecken!
Welch köstlich Spiel von Trug und kleinen Schlichen,
Listreich souffliert von Lieb' ihr ohne List,
Gibt ihrer demutvollen Anmut Zier,
Sobald dein Federbusch schauert vor harrenden Pforten des Morgens.

So gibt die Liebe dir, die deine Mitgift ist,
Die Erd', obschon ihr erst erschrecktes Herz

Der anspruchsvollen Gabe sich erwehrt,
(Denn sie, arm Mädchen, hat aus eigner Kraft
Ja nichts in sich, nicht einmal Liebe,
Nur ein Nichtwissen, daß ihr Liebe fehlt)
Zurück sie in der reinen Unschuld ihrer Blumen;
Und heilge Düfte ihren Busen hüllen,
Der süßer schwillt, da du ihn drückst:
Obzwar noch holde Angst, der Freude zitternd' Amme,
Deiner Umarmung spröde sich entzieht,
Bis Phosphor führt, zu deiner Rückkehr Stunde,
Die lachende Gefangene
Aus sehnsuchtsvollem Westen.

Noch preiset wenigen des Himmels Majestät
Die Schrecken deiner Süße,
Und kündet dein Entsetzen, deine Wonnen,
Die an sich reißen, von sich stoßen.
Du brüllst, o Sonne, wie ein Löwe,
Deinen gehetzten Satelliten auf den Fersen,
Deine Planeten fliehn vor deiner furchtbarn Jagd,
Ein jeder kreist erschreckt in seiner Bahn.
Ein jeder flieht so gnadenlos verfolgt;
Seit auf die Welt die Jagd begann,
Fühlt sie das drängend Nahen deines Angesichts,
Doch auch die sanfte Leine deiner Strahlen.
Seit auf die Welt die Jagd begann,
Gegeißelt mit Schrecken, gegängelt mit Sehnen,
Wird die gewaltge Bahn von je durchrannt;
Mit Schrecken gestachelt, gegängelt mit Sehnen,
Sie lieben deine Zügel, meiden deinen Tadel.
Seit auf die Welt die Jagd begann,
Mit Lieb' die zittert, Furcht die liebt,
Vereinigst du das Weib dem Mann;

Und Tod mit Leben
Trifft sich in hochzeitlichem Dunkel,
Ineinander hauchend fremden
Und doch wahlverwandten Atem.

Du bist das inkarnierte Licht,
Deß' Ahn ohn' Anfang ist, jenseits
Des Stirb und Werde unsrer Tag' und Nächte;
Von ihm ist dein Statthalterstab,
Der über zwiefach Los gebietet, schwarz und weiß;
Spender der Liebe und Schönheit und Sehnsucht,
Des Feuers Schrecken, Lieblichkeit und Läutrung,
Seine Todesfülle, seine Lebensfülle!
Der Widerspruch der Rätselworte Samsons,
In deinem Doppelszepter wird zur Einheit:
Hervor aus deiner drohnden Kraft,
Flammender Löwe, flammender Löwe,
Kommt der Honig jeder Süße,
Hervor aus dir, dem Esser, kommt die Speise.
Obzwar durch deines Atems Wechsel
Ein jeder Kuß, den du einhauchst,
Widerhallt
Von winddurchbrausten Gewölben des Todes,
Verkündigt droben deine lichte Bürgschaft doch,
Daß auch des Todes Schwingen regen müssen
Geheime Schwingungen von wachsender
Liebe, unvorhersehbarem Leben,
Daß auch die Küsse der Gerechten
Nicht in den Staub ohn' Auferstehn vergehn.
Wahrlich nicht ein Kuß, den ich gegeben hab':
Er blühe denn im Himmel auf den Lippen mein,
Er schwäre denn auf ihnen schamlos in der Hölle.

Kennst du mich nicht, o Sonne? Ja
Du kennst das uralt Wunder,
Des Zeus, der Maja Kinder kennst du wohl,
Noch lehrst sie du, mein lichter Bruder,
Zu inkarnieren, nach der Väter Weise,
Die Wahrheit, Erbteil ihres ersten Ahnen,
In süßem Leib vom Fleisch aus ihrer süßen Mutter:
Die Finger mein hast du gelehrt die Kunst
Der Flammensaiten deines Psalters,
Bis ich in Menschenweise übertragen kann,
Bis leidlich gut ich übertragen kann —
Der Himmelsharfen Harmonie,
Melodisch, mit sieben Siegeln, unhörbar,
Die Lenkerin der lieblichen Musik
Des uralt Sehnens dieser Welt.
Du flüsterst in der Luna weißes Ohr,
Sie flüstert in das meine —
Bei Nacht zusammen, ich und sie —
Mit ihrer jungfraureinen Himmelsstimme
Die Dinge, die nicht halb so hold ich sagen kann,
Wie sie sie spricht, und hold ich höre.

Durch sie, das Weib, die Erde lebt, o Herr,
Doch für die Erde sie, und beid' in Dir!
Licht vom Lichte!
Du strahlend und du wirkend Wort
Vom Nie Gehörten!
Vor dir nicht, großes Bild, o nicht vor dir
Haben die weisen Heiden ein eitles Knie gebeugt,
Und wenn in einer Zeit erfrornen Glaubens
Auch ich anbeten soll,
Sei es mir angerechnet
Als lichten Wissens Idolatrie.

Sichtbare Donner hat dir Gott gegeben,
Die Apokalypse deiner Wunder hallend;
Und was brauch' ich an Prophetie,
Da ich beim Schalle deiner flammenden Posaune,
Herab von deines Amtes Warte,
Die Siegel schmelzen sehe,
Die offene Enthüllung?
Braucht dem ein Engel noch zu sagen, daß Gott ist,
Der acht nur hat
Auf die Rhetorik deiner Flammentaten,
Die zu singen, wär's auch ihrer nur
Ein kleiner Teil, doch meine Ehrfurcht weisend,
Ein Lied ich schaffen möcht',
Darinnen glimmet des Mysteriums Kern.
Und voll zum Rand mit Worten
Vieldeutig flüchtigeren Sinnes,
Als daß ein hitz'ger Gideon
Aus hohler Hand sie schlürfen könnt'. —
Sieh mein dringend Bitten,
Daß des Isaias Feuerkohle
Von dem Altar herab
Die Sehnsucht meiner armen Lippen rühre,
Und mein leuchtend Lied hinnehme
Als geweihten Lohn.

Nach deiner eigenen Gestalt
Rundest du der Traube Chrysolith,
Bannst deinen goldnen Blitz in ihre Adern,
Du füllst der Regenschauer weiße Scheuern!
Zerstörer und Erhalter, du
Der Krankheit Arzenei, der Fülle der
Gesundheit nie gedanktes Mark!
Wir beugen uns vor diesen sichtbarn Zeichen

Deiner Souveränität, und deiner Stirne
Schimmernd klaren Pertinenzien!
Dein eigen Blut, gibst du es nicht,
Daß diese Erd', die stürmische Mänade
Trink' und tanze?
Bist du nicht Leben derer, die da leben?
Wahrlich, in freudefunkelndem Advent
Wohnst du in unserm Leib als Tabernakel!
Du setzst durch dein Gesetz Einhalt dem Rachen
Der Zeit, und du bist herrisch Maß
Des unaufhaltbarn Schrittes ihrer Füße.
Du bist der hochzeitlichen Welt
Der Gatte, sie dein Weib und deine Kirche,
Die in nachtdunklem Witwenschleier,
Da ihr Herr von hinnen ging,
Vor deiner Bahre trauernd schauert.
Und wieder in den Stand der Unschuld treten
Die Himmel all allein
Durch dein kommunizierend Sakrament;
Ihre weinende Nacht ist unsres Betens
Symbol und unsres dumpfen Suchens,
Und unsres Wachens, sündbeladen und betrübt.
Geeint in stummem Flehen beide harren:
Der wesenhafte Himmel, die körperliche Erde.
Der Geist ruft und die Braut: O komm!
Sieh deiner Magier der geringste ich
Eile mit meinem Gold, Weihrauch und Myrrhe
Zu deiner heiß erharreten Epiphanie
Kommend aus des Gesanges Morgenländern
Voll Spezereien, voller Wohlgerüche.
Du für das Leben aller, die da leben,
Das Opfer, neu geboren täglich, täglich dargebracht,
Zu dem dies sehnend Lied die Schwingen schlägt

Mit einer Glut, die du zuerst ihm gabst,
Zu dir, o Sonne — oder ist's vielleicht zu Christus?

Ei — wohl, wenn Leute sagen,
Daß ich in hohen Himmels Antlitz
Nur nach den heilgen Zeichen spüre,
Die rund um meiner Kirche Festaltäre
Den feierlichen Platz und Sinn erst haben — —
Amen, amen! Denn oh, wie könnt' es anders sein. —
Wann mit beschwingten Füßen ich durcheilt
Der windumtosten Erde Rund,
Der Sonne ihr Geheimnis ausgeforscht,
Gehört, was alle Sterne zu sich jauchzen —
Sollt' ich nicht achten jenes Rats,
Der doch mit Einer Stimme mir gegeben wird:
Daran erkennen wir, o Sänger, ob du siehst,
Wenn Menschen zu dir sagen: Siehe, hier ist Christus!
Wenn Menschen zu dir sagen: Siehe, dort ist Christus!
Glaub ihnen: Ja, und dies — dann bist du Seher,
Wenn all dein Rufen laut und klar
Nur ist: Sieh hier, sieh dort,
Ach ja, sieh Ihn an jedem Ort!

Übersetzt von Theodor Haecker.

FRANZ JANOWITZ
DAS REGLEMENT DES TEUFELS

Allgemeines über die feindliche Armee und den feindlichen Soldaten

1.

Der Mensch ist der Soldat Gottes, und wohl Uns, daß dem so ist! Denn keines irdischen Herrschers Armee kommt im Wankelmut der Armee Gottes auch nur nahe. Längst schon gelang es Uns, in den Meisten die Bestimmung, wider Uns zu streiten, auszulöschen oder zu verdunkeln, längst vergaßen viele Feldruf und Losung, längst warfen sie die furchtbare, wider Uns geschmiedete Waffe weg, um mit leichteren Hüften einherzuwandeln. Sehet, Meine Diener, die große Armee Gottes auf der Wölbung der Erde im Lärme des Lagerlebens rasten!

2.

Wem vergleichen Wir diese führerlose Schar? Es ist eine Armee von Schlafwandlern. Selten werdet ihr einen offenen Kampf mit ihnen zu bestehen haben: klopfet an, so wird euch aufgetan werden! Der Waffe ohne Schärfe, dem Feinde ohne Schritt und Schatten widerstehen sie nicht: kommet in tausend Gestalten des Schlafs, und sie werden euch aufnehmen!

3.

Die tiefe Demoralisierung der feindlichen Armee rührt nicht zuletzt daher, daß der oberste Kriegsherr es in seinem lächerlichen Idealismus verschmäht, sich zu zeigen oder auch nur strikte Befehle und Weisungen für den Streit wider Uns zu erlassen, da er eben darauf scheinbar seinen

Triumph bauen möchte, daß seine Soldaten aus eigenster und gleichsam grundloser Begeisterung für ihn den Sieg über Uns zu erringen wüßten.

4.

Von Zeit zu Zeit stehen Männer unter den Menschen auf, welche sich für gottgesandte Feldherrn und Führer ausgeben, jene fehlenden Befehle im Namen des obersten Kriegsherrn nach eigenem Gutdünken erlassen und deren Befolgung verlangen, um den lang hinausgeschobenen Kampf wider Uns von Neuem zu beginnen. Sie werden gewöhnlich von den Soldaten verspottet, oft getötet. Bezeichnend für den Geist der feindlichen Armee ist es, daß jener Führer, der am eindringlichsten zu ihnen sprach und der die gesamte Menschheit zum Kampfe wider Uns führen wollte, bekanntlich an ein Kreuz genagelt wurde, und daß seit der Zeit Nachahmungen dieses Kreuzes in Holz und Stein, kleine und große, an allen Enden und Ecken ausgestellt werden, um ewig daran zu mahnen, wie es jedem ergehen müßte, der es wagte, die Armee in ihrem Lagerleben zu stören.

5.

Um die Menschheit von der manchmal noch auftauchenden Erinnerung an ihre Bestimmung völlig abzulenken, haben Wir ein Mittel ersonnen, welches, so gewagt seine Anwendung war, Uns vollen Erfolg gebracht hat. Wir t e i l t e n nämlich die feindliche Armee in Armeen, die einander feind sind. Wir zogen den Schlafwandlern verschiedenfarbige Kleider an, und lehrten sie neu das alte Wort „Feind“ sprechen. Der Grüngekleidete sah im Erdfarbenen, der Erdfarbene im Grüngekleideten U n s, und wetzte sein Messer. Nur die Genossen gleicher Farbe heißen noch Brüder: Wir herrschen, weil Wir teilten!

Sehet den einst gefürchteten Soldaten Gottes in getrennten Lagern Meinen allerhöchsten Dienst tun! Sehet seine furchtbare Waffe, den Stahl der Erkenntnis, tief in der Scheide der neuen Feindschaft versenkt!

6.

So ist denn der menschliche Krieg ein Zerrbild des wahren Krieges, den der Mensch zu führen hätte, und wie immer er ausfallen mag: Sieg und Niederlage bleiben verschlungen von dem einen wahren und großen Triumph, den Wir über den Menschen feiern! Uns dient er mit der Waffe, die er einst gegen Uns empfing, für Uns nur streiten beide Parteien, während sie verblendet beide für Gott zu streiten wähnen! Der Krieg ist das Ziel, an das Wir die Menschheit immer wieder bringen wollen, nie satt des Sieges! Kein besseres Mittel kennen Wir, Gott bis in das innerste Herz schmerzreich zuzusetzen, als den Krieg! So soll denn, sobald ein großer Krieg beendet ist, sogleich, aber leise, der Grund zum nächsten gelegt werden. Die Gebote und Warnungen dieses Reglements weisen euch den Weg!

Die Behandlung des Einzelnen vor dem Kriege. — Vaterland und Nation. — Verhinderung schädlicher Einflüsse.

1.

Divide et impera! Es ist daher alles zu unternehmen, was das Nationalbewußtsein steigert.

2.

Das Vaterland ist heilig zu sprechen. Menschen, welche die Kühnheit haben sollten, das Vaterlandswesen für Unser Werk zu erklären, sind als Vaterlandsverräter zu brandmarken.

3.

Es wird umso leichter sein, den Menschen eine Verbindung von Gott und Vaterland vorzutäuschen, als j e d e r sich dunkel zu erinnern weiß, daß Gott aller Menschen Vaterland sei.

4.

Da die menschliche Seele an der Landschaft der Kindheit, Jugend und ersten Liebe mit Innigkeit haftet, ist nur zu veranlassen, daß diese Gefühle zum allerengsten Heimatland auch mit dem weiteren Heimatland und mit dem Vaterland, schließlich mit dem politischen Vaterland irgendwie in dunkelen Zusammenhang gebracht werden, um die zur Herbeiführung von Kriegen höchst wichtige Heiligsprechung des Vaterlandes zu erwirken.

5.

Menschen, welche behaupten, daß die Landschaft, welche ihre Seele liebe und schon vor der Geburt geliebt und erwählt habe, gegen keinen Feind verteidigt werden müsse, weil kein Feind imstande sei, sie zu okkupieren oder zu plündern: sind als Schwärmer und Feiglinge der allgemeinen Verspottung preiszugeben.

6.

Man bringe die Menschen dahin, daß sie beim Worte „Vaterland" an irgendein Land denken, wo es ihnen gut gehen wird.

7.

Die Politiker sind in ihrem Bestreben, welches den Leuten weismachen will, daß das politische Vaterland mächtig sein und fortwährend an Macht zunehmen müsse, von Uns zu unterstützen.

8.

Die politische Machtentfaltung des Vaterlands muß von einem von Uns gut erzogenen Patrioten mit einer dunkeln aber wonnigen Ahnung in den Gedärmen begrüßt werden, daß es mehr zu essen geben werde.

9.

Menschen, welche verkünden, daß alle Politik schließlich auf den Versuch hinauslaufe, leicht zu einem guten Fraße zu kommen, sind zu entfernen.

10.

Da jede Machtentfaltung die Bürgschaft für einen Krieg in sich trägt, muß den Leuten gesagt werden, daß das Volk diese Machtentfaltung will und braucht, ansonsten sie sich vielleicht ungerne für deren Behauptung werden schlachten lassen.

11.

Das Wort „Volk" mache man überhaupt zu einem breiten Pseudonym, hinter welchem die Namen aller Politiker Platz haben.

12.

Man rede jedem Menschen ein, daß seine Nation Gottes Lieblingsnation sei. (Das Nähere hiezu lese man in Chamberlains Schriften nach.)

13.

Der Gedanke, daß jede Nation in ihrem Nationalbewußtsein ein Zentrum, gleichsam ein „Ich" besitze und daß schon um dieser Analogie willen und damit die Bereitwilligkeit des Einzelnen, sich dem Sittengesetz zu unterwerfen, im Großen wiederholt, erhöhten Ausdruck finde, der Verkehr der Nationen untereinander von den Diplo-

maten und Staatsmännern unter das Gebot der Achtung, des Verständnisses und der Liebe gestellt werden solle: ist im Keime zu ersticken oder, ist er ausgesprochen, durch Verhöhnung seiner üblen Wirkung zu berauben.

14.

Dagegen ist die Ausrede Schillers

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt

den Nationen immer wieder und so eindringlich vorzuhalten, bis jede Nation vergißt, daß sie selbst der böse Nachbar sei, solange ihre Frommheit eine Machtpolitik zuläßt.

15.

Es ist alles zu unternehmen, was das gegenseitige Verständnis der Nationen erschwert, und dafür zu sorgen, daß auch die unwahrscheinlichste Lüge und Verleumdung wechselseitig geglaubt wird. Bessert sich aber das Verhältnis zweier sonst feindlicher Nationen, so sind die Diplomaten unverzüglich einzuziehen und durch andere zu ersetzen, ferner aber die Redaktionen der Pressen zu exakterem Versehen des Dienstes anzuhalten, eventuell mit Verminderung des Soldes zu bedrohen.

16.

Die Fremdheit, die ein Mensch im Anblick des Menschen einer anderen Nation empfindet, werde nicht etwa zum Gegenstand einer ehrfürchtigen Neugierde gemacht, sondern kurzweg als das unbegreifliche Versäumnis angesehen, so zu sein, wie er selbst.

17.

Die Verbreitung der Ansicht, daß ein Diplomat nur mit der linken Hand zu erwürgen sei, damit die Rechte für

den zu ihm gehörenden Journalisten freibleibe, ist zu verhindern.

18.

Den Nationen ist gegenseitige Angst vor einander einzuflößen. Die innere Habgier spiegele sich im Antlitz des Nachbars. Losgelassene Friedensangst gibt den haltbarsten Kriegsmut.

19.

Jede Verteidigungsmaßregel lasse man als List erscheinen, hinter welcher ein Angriff seine Vorbereitungen trifft.

20.

Die gesamte Geschichte ist von den Gelehrten der einzelnen Länder zu verfälschen. Die Jugend jeder Nation sehe als „Geschichte" die Aufeinanderfolge der mehr oder minder gelungenen Versuche der Vorsehung an, ihrer Nation zur Weltherrschaft zu verhelfen.

21.

Da auf die Frage, wozu man eigentlich Kolonien brauche, kein Mensch eine vernünftige Antwort geben könnte, muß diese Frage von der allgemeinen Überzeugtheit übertönt werden, daß sie keiner Antwort bedarf.

22.

Man rotte die Einsicht aus, daß das Leben der Völker Zweck und eine weise Politik das Mittel sei, den Völkern die notwendigsten Lebensbedingungen zu schaffen, und pflanze die Anschauung ein, daß die Völker das Mittel seien, und Zweck ein Höchstausmaß von Macht für jedes Volk.

23.

Machtträume kommen aus dem Bauch. Mit Zuhilfenahme von Fahnen und Militärmusik kann man, besonders

an einem sonnigen Tage, einen gut erzogenen Patrioten leicht eines Besseren belehren.

24.

Man verhindere die Einsicht, daß jede Nation, auch wenn es nur sie auf der Erde gäbe, die Menschheit besser repräsentieren würde, als alle Nationen zusammen, wenn jede von ihnen so lebt, als ob es nur sie auf der der Erde geben sollte.

25.

Man verhindere es, daß ein sterbender Politiker gefragt werde, was er von seinem Berufe halte.

26.

Ein gut erzogener Diplomat erkenne sich daran, daß ihm Gewissenszweifel aufsteigen, wenn er einmal die Wahrheit spricht.

27.

Diplomaten müssen sich hüten, das Maß in der Herabsetzung einer Nation durch einen Ausspruch zu übersteigen, damit die Deutlichkeit Unserer Inspiration die beabsichtigte Wirkung nicht in ihr Gegenteil umschlagen lasse. [So war es z. B. äußerst gewagt, als Bismarck die Worte sprach: „Die Franzosen sind eine Nation von Nullen", was in einem anderen Lande ihm und Uns hätte leicht zum Nachteil gereichen können.]

28.

Die Noten der Diplomaten sind die Schriftzeichen der einzigen Musik, die unserem Ohre lieblich und willkommen ist.

29.

Wenn ein Kaiser seine Feder zu der Unterschrift ansetzt, welche den Krieg für sein Land besiegelt: ist den

Ohren seiner Seele das Wehgeschrei jener, welchen in diesem Kriege die Augen ausgeschossen werden müssen, mit allen Mitteln fernzuhalten.

30.

Wenn ein Kaiser noch nach dem Befehle zur Mobilisierung zaudert und sie rückgängig machen möchte, um den Krieg durch dieses letzte Mittel zu vermeiden: ist er dahin zu bringen, daß er die Einstellung der ins Rollen gebrachten Mobilisierungsmaschine für unmöglicher hält als den Krieg.

31.

Man rede den Herrschern ein, daß der Krieg um des Volkes willen, dem Volke, daß er um des Herrschers willen [letzten Endes] geführt werde, und übe diese Methode im Bereiche des Militärs überall und jederzeit, wenn ein Befehl gegeben und empfangen wird.

32.

Man mache es zur unerschütterlichen Ansicht Aller, daß jeder, der sein Leben im Kriege hinwirft, ein Held sei, und jeder, der es aufheben möchte, ein Feigling.

33.

Sagt jemand, er wolle nicht an die Front gehen, um nicht morden zu müssen, rede man allen und auch ihm ein, daß er dies deshalb tue, um dort nicht ermordet zu werden.

34.

Die Verbreitung der Ansicht, daß die Heldensöhne Europas vor den Skalps der Wilden die Tapferkeitsmedaillen voraus haben, ist zu verhindern.

35.

Ehrgeiz heißt der Gaul, mit welchem man auch Unsere verstocktesten Gegner leicht ins Verderben reiten kann.

36.

Es wird alles darauf ankommen, daß jenes von G... dem Menschen eingepflanzte Streben, vor ihm, sich und den anderen einen W e r t zu repräsentieren, Uns dienstbar gemacht wird, indem man ihn einfach den Endzweck (Mord) vergessen läßt, so daß jenes Streben in den vielfachen Tätigkeiten, die zum Morde führen, zur äußersten Anspannung der Kräfte unbehelligt dienen kann. Diese einzelnen Tätigkeiten rücke man dem Menschen so n a h e und u n d u r c h d r i n g l i c h vor die Augen, daß eben der hinter ihnen stehende Endzweck verborgen bleibt.

37.

M a n v e r h i n d e r e d i e A u s b r e i t u n g d e r A n s i c h t, d a ß n i c h t n u r d i e E r m o r d e t e n, s o n d e r n v o r a l l e m **die Mörder** d e n t i e f s t e n V e r l u s t f ü r d i e M e n s c h h e i t b e d e u t e n!

38.

Generäle sind mit Selbstbewußtsein zu füllen.

Hier brechen die Aufzeichnungen ab. Der sie schrieb und nicht mehr vollenden konnte: Franz Janowitz, ist fünfundzwanzigjährig auf dem „Felde der Ehre" geblieben.

DANIEL SAILER

INDIKATIV UND KONJUNKTIV
ODER
KUNZ VON DER ROSEN

Brügge in Flandern. Kaiser Max I., von den aufständischen Bürgern festgehalten, weilt, auf Befreiung hoffend, bereits drei Monate lang als Gefangener im Schlosse. Die Stadt wird von einem großen Heere belagert und steht, durch Hunger gezwungen, nahe vor der Übergabe. Kunz von der Rosen, des Kaisers Narr und „lustiger Rat", hat mehrere Male, zuletzt als Franziskaner verkleidet, umsonst versucht, seinen Herrn zu retten.

Es ist Charsamstag. Der große Platz vor dem Schlosse. Im Hintergrunde das Schloß selbst, links davon die Franziskanerkirche. Zwischen beiden ein großes, von einem Turm überragtes Tor. Durch das Tor kann man die Häuser der Stadt sehen, ganz in der Tiefe das sechstürmige Rathaus. Auf dem Schloßplatz ein schöner Brunnen. Nicht weit davon eine Art Galgen. Über dem Portale des Schlosses, unter Sackleinwand, ist etwas verborgen. Vor dem Schlosse allerlei blühendes Gesträuch, darunter auch Goldregen. Vom Tore gegen den Vordergrund ein Graben, doppelseitig eingezäunt. Unweit des Portales, wo der Graben endet, auf einem Pfosten eine rote Signallaterne. Sie brennt.

In Brügge hat sich die Kunde verbreitet, Kunz von der Rosen treibe sich in der Stadt herum. Die Bürger, in übler Erwartung des Kommenden, möchten noch vor Übergabe der Stadt den unerwünschten Zeugen ihrer Schandtaten beiseite räumen, und so erscheinen zu Beginn des Aufzuges Trommler, das Standrecht wird neuerlich verkündet, dann der auf Kunz bezügliche Steckbrief und Verhaftungsbefehl verlesen. Nicht weit vom Gal-

gen, noch immer in der Franziskanerkutte, sitzt Kunz, blickt sinnend in das Signallicht und gibt den Häschern Auskunft und Ratschläge. Nachher kommt, auf einem Schubkarren eine große Kiste vor sich herschiebend, der Teufel von Brügge, den Verhaftungsbefehl durchzuführen. Da er Kunz nicht erkennt, setzt er sich ausrastend neben diesen und verwickelt ihn in ein Gespräch über die verschiedenen Formen des Konjunktivs, aus Gründen, die raumeshalber hier nicht weiter erörtert werden können. Im Verlaufe des Gespräches kommen sie auf das Verhältnis von *Sein* und *Schein, Wirklichkeit* und *Möglichkeit,* und verbeißen sich derart in ihr Thema, daß beide überhören und übersehen, wie währenddem die Stadt von den Kaiserlichen eingenommen und besetzt wurde. Anlaß zu *diesem* Redestreite gab die Signallampe. Es ist eine alte Mahnung, in der Charwoche, solange die Glocken schweigen, soll tagsüber kein Licht im Freien brennen. Wo es trotzdem geschieht, zeigen sich Gespenster. Der Teufel, in solchen Dingen Freidenker und gar nicht gespenstergläubig, möchte doch, Kunz solle die Laterne auslöschen. Kunz wieder, dem nichts sicherer ist als Gespenster, beharrt darauf, daß sie brenne. Nun kommen, vom bösen Gewissen getrieben, die Bürger von Brügge und bitten, Kunz, den sie noch immer für einen fröhlichen Franziskaner halten, möge für sie beim Kaiser ein gutes Wort einlegen; jetzt könne er sein Licht leuchten lassen. Warum nicht? Die Lampe hoch — und gleich beginnt der Spuk zu wirken. Unter schwarzen Wolken erscheint der Platz düster, und im Scheine der Lampe schrumpfen die feisten Würdenträger ein, vergehen bis auf einen schwachen Umriß und sinken schließlich als leere Häute zur Erde. Der entsetzte Teufel nimmt die Haut des Bürgermeisters und wägt nach. Wie das nur möglich sei? — Es sei eben nur eine *Möglichkeit,* nichts *Wirkliches,* ein Augentrug; ein Konjunktiv und falsche Konstruktion. Andere kommen. Der Platz widerhallt von hohen Worten, gleißt von Fingerringen und Ordensketten. Das Experiment wird wiederholt, die Lampe erweist sich als untrüglich. Der Teufel, nahe daran, den Verstand zu verlieren, ist wie ein Hund hinter den Häuten her und sammelt sie in die Kiste.

Fanfaren. Kommandorufe. Von der Rückseite des Schlosses her dröhnt der Schritt in den Hof einmarschierender Soldaten. Lakaien kommen durchs Tor und berufen Kunz zum Kaiser, daß er für so viel Treue seinen Lohn empfange. Kunz erbittet sich als Gnade: daß er eine Weile noch hier unten in der Sonne sitzen dürfe, dann jene Kleidungsstücke, die der Kaiser in der Gefangenschaft getragen. Die Diener gehen und bringen das Gewünschte.

KUNZ (zu den Lakaien): Da, legt her da! Gafft nicht, marsch!

TEUFEL (hat unterdessen mit Kunzens Stock in den Häuten herumgewühlt und hält nun einige hoch).

KUNZ: Vorsicht, nicht in die Sonne! Das blüht im Dunklen besser!

TEUFEL: Wißt ihr, im Rathaus haben sie gestern zweihunderttausend Liliengulden in eine Eichentruhe gezählt. Zweihunderttausend Liliengulden, könnt ihr euch so viel vorstellen? Im Ratsaal hängen fünfzig härene Gewänder. Alle Schneider in Brügge hatten letzte Nacht alle Hände voll zu tun. Auf den Knien und in härenen Gewändern wollten die da, wenns schief ginge, mit zweihunderttausend Liliengulden den Kaiser besänftigen. Nun ist's wohl schief gegangen, schiefer als sie meinten.

KUNZ: O lichte Unschuld in härenem Gewande! Liliengulden! Was schimmert mich aus fernen Tagen freundlich an? Und zweimalhunderttausend! Wie schade; er hätt' nicht widerstehen können!

Die Sonne verschwindet hinter den Wolken. Es wird dunkel. Scharen Fliehender kommen. Kunz steht, die Laterne schwingend, am Brunnen. Vom Lichtscheine getroffen, sinken da und dort Gestalten zur Erde. Mit Grauen sammelt der Teufel die Häute.

TEUFEL: Haut um Haut, ja sagt nur!

Neue Scharen. Kunz arbeitet unverdrossen, der Teufel sammelt die Bälge in die Kiste.

KUNZ: Ihr werdet bleich! Ein Teufel! Schämt euch!

TEUFEL: Soll man's nicht werden? Halb Brügge liegt nun bald in meiner Kiste und sie ist kaum bodenbedeckt.

KUNZ: Ihr klappert mit den Zähnen! Zum Teufel, was seid ihr für ein Teufel!

TEUFEL: Das Fieber!

KUNZ: Vom Echo!

TEUFEL: Ich friere.

KUNZ: Ich schwitze! Weg da! (er zieht die Kutte aus, wirft sich den Mantel um und setzt sich auf die Steinbank) So, nun ist's luftiger! (er zieht sich das Barett in die Stirne) Für wen haltet ihr mich?

TEUFEL: Für den Kaiser. Was ein Mantel macht! Aus und eben der Kaiser, wenn man nicht wüßte —

KUNZ: Schön. Aber viele wissen nicht. Die dort zum Beispiel.

Die Höflinge mit dem roten und gelben Barett, beide schweißtriefend und staubbedeckt, kommen gerannt und werfen sich, da sie Kunz für den Kaiser halten, vor diesem nieder.

DIE HÖFLINGE (aus einem Munde und in einer Stimme): Allmächtiger!

KUNZ: O sieh da, meine Höflinge! Aber Kinder, wie ihr schwitzt! Das viele Laufen könnte euren Lungen nicht bekömmlich sein.

DER GELBE: Geliebter Fürst!

KUNZ: Ich weiß, ich weiß, die Verspätung! Keine grauen Haare, meine Kinder! Drei Monate saßen wir hinter verrammelten Toren. Rechtzeitig, wie ihr gegangen, seid ihr auch wieder zur Stelle.

DER ROTE: Wenn mein übervolles Herz...

KUNZ (mit veränderter Stimme): Es geht nicht über, keine Angst, die schmierige Scherbe hat Löcher!

DER GELBE: ...mein übervolles Herz!

KUNZ: Was? — Ihr, gebt acht, daß ihr mir die Kübel nicht verschüttet! Jetzt Flecken, wo der Boden frisch gescheuert ist!

DER ROTE: O, könnt' ich, was dieses Herz erfüllt, ausdrücken —

KUNZ: Herz oder Schwamm?

DER ROTE: Mir flössen die Wörter —

KUNZ: Barmherziger! Rasch dem da ein Tüchel vorgebunden! Ihm fließen die Wörter —

DER GELBE: ... wie Honig vom Munde.

KUNZ: Der Tausend, habt ihr Honig im Herzen?

BEIDE: Die Sehnsucht nach euch —

KUNZ: Ihr lieben, süßen Hummelnester, in meine Arme — da!

TEUFEL (die Häute empfangend): Eine wie die andere. Sssst! Das fassen, das begreifen! In eurer Nähe möcht' einem das Gruseln — ja, ja, mir kommt es bald schon so vor, als wäre alles Qualm und Rauch und Schein und nirgends Wirklichkeit. Die Augen sind mir starr geworden und alles ist so fremd.

Verworrener Lärm im Hintergrunde, dazwischen Hilferufe. Dann erscheint ein Mädchen in bunter Kleidung; es rennt, immer wieder nach rückwärts schauend, über den Platz und bricht vor der Kiste erschöpft zusammen.

DAS MÄDCHEN: Helft mir, Herr Jesus, seid ihr Menschen?

KUNZ: Vielleicht?

DAS MÄDCHEN: Wenn sie mich finden, schlagen sie mich tot. Versteckt mich! Da, die Kiste ist groß genug.

KUNZ: Fraglich. Ein Narr geht grad hinein. Aber eine Stadt wie dieses Brügge könnt' man nicht schwer drin unterbringen.

DAS MÄDCHEN: Nur mich nicht?

KUNZ: Es tut mir leid.

DAS MÄDCHEN: Sie tun mir unrecht. Ich war es nicht.

Im Tor wird ein Rudel wilder Weiber sichtbar; sie kommen, Regenschirme schwingend, gegen den Vordergrund. Das Mädchen springt auf, wirft das Halstuch ab und will gegen den Schloßteich. Der Teufel hält sie zurück.

TEUFEL: Gib acht, der Teich ist tief.

KUNZ: Tschapperle, du kannst nicht schwimmen.

DAS MÄDCHEN: Da sind sie!

KUNZ: Wo? — Niemand.

DAS MÄDCHEN: Da, da!

KUNZ: Einbildungen. Wenn man so früh barfuß herumläuft, wird einem das Blut rebellisch und das gibt dann solche Geschichten.

DIE WEIBER: Da ist die Hexe! Jetzt kannst du Augen machen! Viper!

DAS MÄDCHEN: Meine Mutter haben sie in den Tod getrieben; ich weiß von nichts.

DIE WEIBER: Du bist an allem Schuld. Hunger, Krieg und Pestilenz, dein Werk!

DAS MÄDCHEN (von Angst geschüttelt): O kalt, kalt!

DIE WEIBER: Wir wollen dir warm machen. Packt sie! Zu den Dominikanern mit der Hexe!

DAS MÄDCHEN (verzweifelt): Hört ihr!

KUNZ: Ja. Grammophone. Alle Straßen voll von dem neuen Lärm. Komm, setz' dich einmal da auf die Bank neben den da; das ist auch so ein Patient und Geisterseher. Nur schön Kopf hoch und die Augen geschlossen. Wir wollen es mit einer Sonnenkur probieren. Das ist das rechte Senfpflaster; im Handumdrehen, wirst du seh'n, sind die giftigen Blasen weg. Unterdessen will ich's versuchen mit deinen Geistern zu konferieren.

DIE WEIBER: Ho, will er sie gar in Schutz nehmen! Ja seid ihr denn ein Pater? Was — die Kutte ausgezogen und im Narrenhemd, ein Entsprungener, ein Ketzer! Schlagt ihn tot den Ketzer!

KUNZ (nimmt das Tuch vom Boden auf und tritt mit der Laterne unter die Weiber. Er spricht das folgende mit leiser Stimme): Gemach, meine Damen, es sind Kranke da, nur schön manierlich gesprochen, eine nach der andern, als wären wir im Klubzimmer. Wie die da schwitzt, und nur eine Wange lackiert, in der Eile, versteht sich; der Schweiß rinnt dir in die Schminke. Hast du einen Spiegel? Aber wozu hätt' ich das Tuch? (wie er ihre Wange berührt, sinkt sie zusammen; zu einer andern) Aus Hartholz war die nicht. Hui Bärbel, da, ein Natternkopf ist dir aus der Schläfe gekrochen. Harmlose Art, aber unschön, macht sich nicht gut. Gleich wollen wir den bösen Mitesser weghaben. (er bläst sie an, sie sinkt zusammen) Himmel, ist das eine Atmosphäre! Trägt jemand Butter auf dem Kopfe? Talg, Schweiß oder ranziges Fett, man kann's nicht unterscheiden. Gott, diese Bremsen! Luft! (er klascht die Weiber zu Boden; dann wirft er dem Mädchen das Tuch ins Gesicht) Schläfst du, Ännchen?

DAS MÄDCHEN: Sie sind fort.

KUNZ: Sie waren nie.

DAS MÄDCHEN: Dort, beim Brunnen!

KUNZ: Einbildungen, Phantasien, aufgewirbelter Staub hat dich erschreckt. Schlag dir's aus dem Kopfe, schlag's in den Wind!

Der Teufel hat unterdessen kopfschüttelnd die Häute zusammengerafft. Er wirft sie zu den andern und setzt sich dann auf die Kiste. Wie ein Wahnsinniger starrt er vor sich hin.

KUNZ: Was nun?

TEUFEL: Reden wir vom Wetter. Kuriose Zeit. Die Sonne wechselt in einem fort, man weiß nicht, wie man dran ist. Wie wird das enden?

KUNZ: Weißt du es, Ännchen?

DAS MÄDCHEN: Ich bin so müde.

Im Schatten des Strauches kauernd, legt sie den Kopf an die Banklehne und schläft ein.

KUNZ: Hat die Welt schon so etwas gesehen? Teufel, Hexe und Narr hocken im hellen Nachmittag beisammen und spintisieren, wie es ende.

TEUFEL: Präzise sieben Uhr. Die Fackeln sind schon ausgegeben.

KUNZ: Was habt ihr?

TEUFEL: Wenn man nicht weiß, wie's mit seinem Barte bestellt war, soll man nicht streiten. Das ist Philosophie.

KUNZ: Ihr seid auf einmal ganz verändert.

TEUFEL: Ja die Zeiten. Ein dummer Hund, der ins Bachwasser beißt. Man muß es nur gehen lassen, wie's geht, es geht einmal nicht anders. Wie meinen Herr Doktor? (er macht den Finger naß und hält ihn prüfend in die Luft) Ich meine, es kommt der Wind. Richtig ja; der untere. Natürlich, hat er's schon heraus und klimpert mir mit dem dürren Herbstlaub vor der Nase herum! Ich mag den Tanz nicht seh'n! (noch immer mit erhobenem Finger) Gebt nur Obacht! Schaut, wie's den Schloßteich überläuft, er hat schon eine ordentliche Gänsehaut. (wütend) So kann's nicht weitergeh'n! Ich will endlich wieder über Wasser! Löscht das Teufelslicht dort aus, hört ihr! (da Kunz die Laterne unter die Bank stellt) Ach was, Schnecken, habt mich gern!

Er nimmt einen Stein und klopft sich etwas auf.

KUNZ: Was eßt ihr da?

TEUFEL: Pfirsichkerne.

KUNZ: Bitter.

TEUFEL: Ja, und obendrein die halben faul. Im hintern Schloßhof, unterm Küchenfenster hab' ich sie gefunden. Sind wahrscheinlich noch vom vorigen Jahr. Wollt ihr welche?

Er greift eine Handvoll aus dem Sacke; aus ausgestreckter Hand entgleiten ihm die Kerne; mit der Hand gestikulierend, brummt er etwas.

KUNZ: Was habt ihr?

TEUFEL (halblaut): Zwei, vier, sechs, acht, zehn, zwölf, zu drei Reihen, macht sechsunddreißig. (erschrocken) Dort steht ein fremdes Haus! (er zählt nach, in höchster Aufregung) Ein fremdes Haus!

KUNZ: Das Rathaus mit den roten Türmchen. Auf der Treppe sind zwei kaiserliche Offiziere, jetzt zeigt einer hieher.

TEUFEL (nochmals nachzählend): Sechsunddreißig. Gestern hab' ich dort die Jalousien eingehängt, sechzig Stück, sind dreißig Fenster. Um sechs zuviel. (sich ängstlich von der Kiste erhebend) Alle Straßen wie ausgekehrt. (sich auf die Bank setzend) Die da hält noch was! Durchaus massiv und vor allem eine sichere Lehne. — Es hat nimmer das rechte! — Eine kleine Schwäche. Nach allem, was ich durchgemacht habe — oh!

KUNZ: Was denn?

TEUFEL: Dort, die Glocke im Marienturm, sie schwingt und schwingt, und hört ihr einen Ton? Die Mauern sind gelb wie unter Schauerwolken und still die Gassen und kein Mensch weitum! — Ich wollte, es käme wer.

Ein dünnes Männlein, eine mächtige Rolle unterm Arm, will eilig ins Schloß. Kunz faßt ihn.

TEUFEL: Wo ist er hin?

KUNZ: Wahrhaft, wie in den Ärmel verschwunden.

TEUFEL: Es war der Stadtpoet. Wozu lange fragen. Einer wie der andere. Und die Haut?

KUNZ: Da!

TEUFEL: Nichts!

KUNZ: Gelbe Finger. Tinte oder Galle.

TEUFEL: Gallgelb, wie wenn einem ein Ölkäfer durch die Hand kriecht.

KUNZ: Nun sind wir bald am Ende.

TEUFEL: Was kommt da?

KUNZ: Ein fröhlicher Anfang.

Vier Kinder kommen. Ein dreijähriges Mädchen mit einem Plüschbären, ein vierjähriges Büblein mit einem roten Luftballon. Dann zwei größere Knaben; einer hat ein blaues Heft in der Hand, der andere trägt etwas verborgen unterm Schurze. Die Kinder erblicken Kunz und weichen im Anfange befremdet zurück, erkennen ihn aber bald und nähern sich lachend.

DIE KINDER: Wir kennen dich schon!

(Trällern den Anfang eines Kinderreimes)

Klosterfrau im Schneckenhaus
Meint sie sei verborgen.

(mit hervorbrechendem Mutwillen)

Pater Konrad, Pater Konrad!

KUNZ (den Stock schwingend): Wollt ihr den da?

KINDER (weichen lachend aus):

Klosterfrau im Schneckenhaus
Meint, sie sei verborgen,
Kommt der Pater Guardian
Und wünscht ihr guten Morgen!

Wir fürchten uns nicht!

DAS KLEINE MÄDCHEN (im Tonfalle der älteren Kinder): Fürchten uns nicht! (nähertretend, in seiner Sprechweise) Schau, ich hab' ein Bäri — ein Bäri, schau!

KUNZ: Ein schönes Bäri; gibst du mir das Bäri? (zu dem Knaben mit dem blauen Heft): Schaust drein wie ein Saurampfer. Wo fehlt's?

KNABE: Ich weiß nicht, wie man Brot schreibt.

KUNZ: Nicht mit Ziffern.

KNABE: Nein, ob mit einem harten t oder mit einem weichen?

KUNZ: Kannst du Brot essen?

KNABE: Nicht gut; es ist steinhart, wenn wir ein's kriegen, und ich hab' einen wackligen Zahn — da!

KUNZ: Dann schreib's getrost mit einem harten, bis es wieder weicher wird. (das Heft des Knaben durchblätternd) Blitz, was soll der rote Strich bedeuten?

KNABE: Ich habe Speise mit scharfem s geschrieben.

KUNZ: Da hast du freilich scharf gepfeffert. Gib acht, das brennt dir noch Hals und Magen durch. (zum anderen Knaben) Und der Vollmond da — o, was hat der!

DER KNABE (mißmutig): Die Seele hat ein Loch!

KUNZ: Die S e e l e, was? Ein Metaphysikus. Die sind alle etwas kopfhängerisch.

DER KNABE: Da ist gar nichts zum Lachen!

KUNZ: Nein, wahrhaftig nicht! Ein Loch in der Seele, das ist zum Weinen.

DER KNABE: Bitt' schön, flickt mir sie. Ich hab sie mitgebracht.

KUNZ: Laß einmal seh'n.

DER KNABE (einen eingestoßenen Fußball unterm Schurz hervorziehend): Das da drinnen, das heißt man die Seele, und da ist das Loch.

KUNZ: O weh, mehr Loch als Leder! Eine arme Haut!

DER KNABE: Einmal war das eine gute Seele.

KUNZ: Möglich. Aber nun ist sie recht mürbe geworden.

DER KNABE: Wenn man sie flickt und aufpumpt, hält sie wieder eine Weile. (er reicht Kunz Zwirn und Nadel; der versucht zu flicken) O, nun reißt es wieder da! Ihr könnt es nicht!

KUNZ: Ich bin ein Patzer! Nimm, probier's mit einem Schuster.

DER KNABE: War ich schon. Heute ist Charsamstag. Die arbeiten erst wieder nach den Feiertagen.

KUNZ: Pech! Aber so viel ich weiß, ist so ein Flickschuster mit den Kaiserlichen hereingekommen. Das ist ja überall hinterher. 's ist einer von der Wiener Schule, versteht etwas von der Seelenflickerei, hat auch eine

umgearbeitete Doktorspritze mitgebracht. Wirst dich aber mit deiner schleisigen Seele da gedulden müssen; vorläufig arbeitet er im Hörsaal 12; ist allerlei nobles Volk dort, das gern wissen möchte, wo's der Schuh drückt.

DER VIERJÄHRIGE KNABE: Und ein Kamel auch, ein so ein großes!

DAS MÄDCHEN (lachend): Und ein Affi auch; gelt Erni, ein Affi auch!

DER KNABE MIT DEM HEFT: Ja, Pater Konrad; es kostet nur eine Krone.

KUNZ: Was ihr nicht alles wißt!

DER KNABE MIT DEM BALL: So ein großer war noch nie in Brügge. Sie haben über hundert Tiere; sieben Wölfe, zwei Eisbären und dreizehn Löwen.

DAS MÄDCHEN: Und ein Affi auch!

DIE GRÖSSEREN KNABEN (durcheinander): Der alte Elefant hat alles hereingezogen. Den Tanzbär kann man angreifen. Das junge Elefantl ist nur so groß. Und eine Schiffschaukel haben sie auch. Am Ostermontag geh' ich; die Mutter gibt mir schon das Geld.

Akkorde einer fernen Drehorgel.

Da kommen sie!

DAS KLEINE MÄDCHEN (schwingt den Plüschbären gegen Kunz, mit tiefer Stimme): Mein Bäri beißt.

KUNZ (zum Mädchen): Komm Huckebein!

DAS MÄDCHEN (schmollend): Nicht Huckebein — Mädi —

KUNZ: Was ist das Mädi?

MÄDCHEN (mit verstellter Stimme): Hex von Donau!

KUNZ (ebenso): Was trinkst du?

MÄDCHEN: Menschenblut!

KUNZ: Was ißt du?

MÄDCHEN: Menschenfleisch!

KUNZ: Was ist dein Geschäft?

MÄDCHEN (auf Kunz losstürmend): Augenaushacken!

Kunz neigt sich zu dem Mädchen nieder; dieses umschlingt seinen Hals.

DER VIERJÄHRIGE KNABE (ist von rückwärts auf die Bank geklettert und hält Kunz die Augen zu): Wer ist's?

KUNZ: Wer könnt' es sein?

DER KNABE (Kunz anblasend): Der Wind, der Wind, das himmlische Kind! — Mein Balli, o mein Balli!

Dem Knaben ist die Schnur entglitten, der Ballon schwebt in die Höhe.

KUNZ: Still, Erni, still, wir kaufen dir ein neues!

DER KNABE (läuft weinend durchs Tor, die andern Kinder folgen): Mein Balli, o mein rotes Balli!

KUNZ: O Jugendzeit!

Er schaut dem entschwindenden Ballon nach und verharrt weiter in dieser Stellung. Der Teufel betrachtet ihn argwöhnisch.

TEUFEL: Der gefällt mir nimmer! Jetzt, wenn der auch noch den Kopf verliert, find' ich den meinigen mein Lebtag nimmer. (nervös auf und ab) Was machen? Es sind Komplexe da, zweifellos. Wenn mir nur die Sprüchlein einfielen. Gelesen hab' ich sie einmal wo, aber wo? Probieren wirs mit einer Katharsis; Reinigung durch Furcht und Mitleid — schaden kann's ihm ja nicht. Für's erste, den Patienten mit Humor behandeln, mit Milde, priesterlichem Verständnis sozusagen, und dann, er muß sich unbedingt aussprechen. (zu Kunz) Ihr, ich versteh' mich auf Physiognomien: ihr seht etwas. Was seht ihr?

KUNZ (immer noch wie entrückt, mit leiser, aber fester Stimme): Einen Waldteich meiner Heimat, weit weg im deutschen Gebirge. Es geht die Sage, er habe eine geheime Verbindung mit dem großen Meere.

TEUFEL: Konfus genug. Weiter.

KUNZ: Einen Bergfried im Feuer. Unterm Turmdach, über verkohlten Leitern den Einsamen; Wolken und Gestirne seine Boten.

TEUFEL: Der Fuchs in der Falle. Ein Narzist. Was sieht er?

KUNZ: Zwischen zerstörten Vorwerken arme Träumer. Wo die Bresche klafft, pflanzen sie Rosenhecken.

TEUFEL: Nehmt euch zusammen. Jetzt, wo wir so weit sind, müßt ihr alles sagen.

KUNZ: Ja! Mitten im öden Land steht ein rotes Wetterglas. Die Luft ist feucht und klebrig. Manchmal dröhnt von den Bergen her ein dumpfer Schlag. Dann brüllt das eingehürdete Schlachtvieh laut auf und die Blutsäule steigt.

Pause.

Es läuft ein Gerücht, die Pest sei im Lande und angstvoll drängen sie vor dem Feldspitale. Jetzt werden die Mauern durchsichtig: übers Mikroskop gebeugt sitzt einer, und wie er brummend an der Schraube dreht, tut sich unter seinen Augen eine Hölle auf — er lacht in das Gewimmel. Doch jetzt —

TEUFEL: Was?

KUNZ: Sie wollen, einmal emporgestiegen, nimmer zurück in das Nichts, das sie gezeugt. Verzweifelt dreht der Mann an der Schraube, umsonst. Schon löst es sich da und dort von der Platte los, dunkle Gestalten huschen am Fenster hin und her; jetzt öffnet sich das Tor: sie kommen heraus, in Gehrock und Lackschuhen; sie drängen sich um die Blutsäule und machen Notizen.

TEUFEL (sich die Ohren zuhaltend): Entsetzen! — Seht ihr noch was?

KUNZ: Einen verödeten Tempelhof, schweigend im Mittag; und unter blutigen Steinen ein seltsames Wort, das einer in den Sand geschrieben hat.

TEUFEL: Wer?

KUNZ: Er.

Lange Pause.

TEUFEL: Ihr habt geweint.

KUNZ: Mit dem Weinen ist's wie mit dem Einschlafen. Ihr sehnt euch darnach, ihr müht euch ab darum, umsonst; doch gebt ihr's auf, so ist es da.

TEUFEL: So kommt ihr mir nicht aus. Da an der Wimper hängt eine Träne.

KUNZ: Mir ist plötzlich etwas, ich weiß nicht wie, in den Sinn gekommen: eine rußige Küche und wie meine Mutter den Rettich rieb. Rettich, das ist so etwas Wirkliches. Wenn ich an dergleichen Wirklichkeiten denke, werden mir immer die Augen feucht.

TEUFEL: Ordentlich feucht, das eine ist schon ganz verschwollen.

KUNZ: Konjunktivitis; ich bin mir mit dem gelben Finger da hineingekommen.

TEUFEL: Das wär' eine dumme Geschichte. (nach einer Pause) Ihr habt die Augen eines Verliebten.

KUNZ: Liebe ist Heimweh.

TEUFEL: Wahrscheinlich eine Deutsche, oder doch eine hiesige? Nach dem Namen zu fragen wäre Indiskretion, natürlich, so viel versteht unsereiner auch. Aber auf jeden Fall ein recht wohlklingender. So einer auf heit, borg, gard oder linde. Ihr versteht.

KUNZ (spricht den Namen leise aus).

TEUFEL: Kurioser Name für ein Frauenzimmer, muß ich schon sagen. Also doch keine hiesige. Wie steht's mit dem Äußern? Gesicht — oval, länglich? Augen — blau, grau? Wißt ihr nicht. Haare — blond, schwarz? Auch nichts; wahrscheinlich brünett. Besondere Kennzeichen: Muttermale, Blatternarben, Anflug von Bart — alles nichts; na, ihr seid mir ein Liebhaber! Wahrscheinlich eine von den neuen Humanistinnen, die gegenwärtig in der verrückten Haartracht alle Welt unsicher machen.

KUNZ: Diese nicht. So verschwiegen und scheu ist keine andere. Ich liebe sie und hab' sie noch nie zu

Gesicht bekommen. Manchmal, am hellichten Tag, trifft's mich wie ein Schlag. Sie ist an mir vorbeigegangen, tief verschleiert wie immer, aber ich habe ihren Silberblick gesehen. Da kann euch dieses Quarzstück da ein Diamant werden.

TEUFEL: Neue Alchimie. Aber nur weiter.

KUNZ: Weiter? Das ist das Ende. Leimsieder in der Liebe! Dreht man sich um und meint, man hätte endlich, was man möchte, ist sie längst schon wieder im Gewühl verschwunden und ich habe das Nachsehen.

TEUFEL: Das wäre eine nach meinem Geschmack! Ließ' ich sie laufen! 's gibt doch noch andere genug!

KUNZ: Wie diese keine. Wer sie gesehen —

TEUFEL: Ihr habt sie doch nicht gesehen.

KUNZ: Aus weiter Ferne manchmal im Traum. Zwei Augen, helf mir Gott, daß ich diese Augen nie vergesse!

TEUFEL: Ja, aber dann schaut nur, daß ihr sie bald kriegt, sonst schnappt sie euch ein anderer weg.

KUNZ: Sie hat viele Verehrer.

TEUFEL: Das auch noch! Und dann: grad diese ganz Feinen, Überzarten, im Handumdreh'n sind sie welk.

KUNZ: Diese hat ewige Jugend.

TEUFEL: Ja, ja, wie meinige auch hatte und jede andere. Das kennt man. So in tausend Wochen möcht' ich eure Augen seh'n! Noch einmal, schaut dazu! Erkundigt euch bei der Polizei.

KUNZ: Dort weiß man nichts von ihr.

TEUFEL: Dann ist sie eben Luft. Eine Mucken, wie sie hohen Herren öfters in den Köpfen herumsurren.

KUNZ: Sie ist die Wahrheit selbst.

TEUFEL: Selbstverständlich — mit kleinen Abzügen. Also gar nichts an ihr, was einem Fehler gleichsähe, sagen wir: Eigenheiten, kleine Schwächen?

KUNZ: Was ich so vom Hörensagen weiß, soll sie einen stahlharten Charakter haben. Sie führt das große Wort. Spricht sie, muß alles verstummen.

TEUFEL: Wünsch' wohl zu speisen!

KUNZ: Man muß ihr in allem recht lassen. Was sie sagt, gilt. Sie hat ihre eigenen Gesetze und legt jedes eurer Worte auf die Goldwage. Widerspruch duldet sie nicht. Widersprecht ihr, kehrt sie euch den Rücken.

TEUFEL: Gute Nacht. Das Lämmlein möcht' ich auf keinen Wolf loslassen.

KUNZ: So tiefblickend sie ist, für Kompromisse — ein bißchen da, ein bißchen dort, ihr versteht — hat sie nicht das geringste Verständnis.

TEUFEL: Und sie? Wie hält sie's?

KUNZ: O sie hat ein großes Herz: sie hält's mit jedem, der sie aufrichtig sucht.

TEUFEL: Aufrichtig sucht — der ihr Familienleben möcht' ich mir einmal anschauen. Habt ihr nichts Geschriebenes von ihr? Die möcht' ich mir doch graphologisch begucken.

KUNZ (reicht ihm ein Papier).

TEUFEL: Da ist ja nichts drauf.

KUNZ: Doch; aber sie schreibt mit unsichtbarer Tinte.

TEUFEL: Speichel geht auch. Was nimmt sie?

KUNZ: Wenn ich dies oder die Mittel wüßte, diese verborgenen Lettern ans Licht zu bringen, ich wäre längst am Ziele.

TEUFEL: Seid froh, daß ihr's nicht könnt. Das ist ja kriminalistisch! Glaub's gern, daß sich die im Bogen um die Polizei herumdrückt. Na lassen wir's.

KUNZ: Ja, es ist besser.

Er erhebt sich.

TEUFEL: Ihr seid recht klein geworden auf einmal, recht klein! Nun muß es endlich heraus. Wißt ihr, ich bin

nicht der Narr, euch für einen zu halten. Daß ihr den Hofleuten Dinge sagen dürft, wie kein anderer; ja, daß ihr mit dem Kaiser selbst, zuzeiten wenigstens, Du auf Du seid, — Diskretion in Ehren, aber es sickert doch manchmal etwas durch. Von eurem Verstand und andern Geistesgaben nicht zu reden. Die da wußten gut, warum sie euch mit allen Hunden hetzten. Wenn ihr euch wie ein Narr gebärdet, — der Kluge weiß! Und dann euer gutes Herz. Ihr redet mit mir wie mit euresgleichen. Freilich, der soziale Fortschritt tut da auch das seinige dazu. In barbarischen Ländern, etwa in Rußland, fassen sie unsereinen noch ganz anders an.

KUNZ: Ich wollte euch auch einmal russisch fassen!

TEUFEL: Seid so gut!

KUNZ: Kennt ihr die Karamasoff?

TEUFEL: Wahrscheinlich Welsche, Polen oder so was. Kenne ich nicht. Unsereiner, in kleinen Verhältnissen aufgewachsen —

KUNZ: Am Ende seid ihr gar kein Teufel?

TEUFEL: Was, der auch! Verdammter Übername! — Mein Gott, mein Ahndl, ein lustiger Vogel — hat übrigens auch schon da im Turm gewohnt — mein Ahndl hat früher bei den alten Stadtspielen mitgetan und davon ist uns der dumme Name geblieben. Das ist alles. Ich heiße eigentlich Balthasar Pfannzelter, bin meines Zeichens Rathausdiener, Parkwächter und seit neuestem Wasenmeister. Früher auch Buchbinder; dabei hätt' ich, was Fortbildung anbelangt, am meisten profitiert; aber die Herren waren damit nicht einverstanden, leider. Außerdem, alle heiligen Zeiten, wenn der Andrang groß ist, amtiere ich bei der Paßkontrolle.

KUNZ: Balthasar Pfannzelter — o Iwan!

Er holt tief Atem.

TEUFEL: Hat's euch wieder!

KUNZ: Lindenblüten. Spürt ihr den Duft?

TEUFEL: Ich merke was und meine, eine tüchtige Schwitzkur könnt' euch nur nützen. Linden, freilich — wir machen Tee damit — ihr nehmt sie durch die Nase. Etwas früh — die kommen erst im Juli!

KUNZ: Ich glaube, sie sind immer da.

TEUFEL: Bei aller Gescheitheit, etwas einbilderisch seid ihr doch. Es muß endlich heraus. Man darf mit seinen Gaben nicht Schindluder treiben. Seht ihr, da war im vorigen Herbst ein Teppichwirker da in Brügge, ein blutjunger Gesell, ein Rheinländer; der konnte es mit den Augen. Wenn der euch ordentlich in die Augen schaute, mußtet ihr sehen, was er euch vorgaukelte. Eine Teufelskunst, die einen Menschen langsam umbringt, der Webergesell hat's am eigenen Leib erfahren und das Gericht hätt' sich die Scheiter sparen können, so war der zuletzt auf den Hund gekommen; von Steh'n oder Geh'n keine Rede mehr. Da nehmt euch ein Beispiel! Was mich betrifft: seht ihr, vor einer Stunde, als ich daheim fortgegangen bin, hatte ich zwar Hunger, aber einen klaren Kopf; ich seh' euch und will vorbei, mein Gefühl hat mich nicht betrogen. Und nun, was habt ihr aus mir gemacht! Alles kopfübergedreht; es kommt mir vor, es sei da ein großes Tor offen, und alte und neue Welt, Gestern und Morgen laufen durcheinander. Ihr seid krank und euer Fieber hat mich angesteckt. Ich will endlich heim. Gebt mir meine Augen, sagt, daß alles nicht wahr sei. Es ist halb fünf. Wir müssen endlich zur Vernunft kommen. Sagt meinetwegen, daß ich das alles geträumt habe; ich sei da in der Sonne gelegen, ich hätte aufgeschrien, und ihr habt mich geweckt. Sagt, was ihr wollt; so kann ich nicht mehr leben — nicht mehr leben! — Warum redet ihr nicht? — Wenn es euch Spaß macht, mit einem ausgehungerten Menschen — seit fünf Tagen, ihr habt leicht

lachen, was wißt ihr! — ist das auch so eine von den noblen Passionen, und ein Proletarierkopf grad gut genug zum Kegelscheiben! — Mensch oder Wolf! sei was du willst, ich bin am Ende! Das Licht aus! aus die Diebslaterne! sag' ich, und her damit, oder in Dreiteufelsnamen, ich vergreife mich an deiner geweihten Person, du Unhold, die Gelenke zerbrech' ich dir! —

Unter Gewitterwolken schaut die Landschaft düster und drohend. Kunz steht schweigend da, er scheint gewachsen. Der Teufel springt auf die Kiste. Wie er nach der Lampe greift, wirft sie Kunz in die Höhe. Sie bleibt schwebend.

TEUFEL: (wahnsinnig lachend): Ha, ha, ha, ha, hi! Da schaut der Moriz! Ewige Vorsehung, so ein Signallicht, das ein versoffener Straßenarbeiter vergessen hat, möcht' allwissendes Auge spielen. Von der Abtrittgruben unter die Planeten, gratuliere. Protektion, ja, ja, die Verbindungen! — Aber ich möcht's doch endlich einmal herauskriegen, wo der Drahtzieher sitzt.

Er reißt den Pfosten aus der Erde und zertrümmert damit die Lampe; darauf herumtretend:

TEUFEL: Da, da, jetzt! Jetzt zerstampf ich dich zu Brei! in den Boden stampf ich dich! — oh!

Er rafft die Scherben zusammen und rennt damit zum Schloßteich — zurückfahrend:

Feuer! Das Teichwasser brennt!

Zwischen den Pappeln, hinter Wolken, glutrot, erscheint die Sonne. Sie gibt nur mäßigen Schein.

TEUFEL (die Sonne erblickend): Komplott! Die Ablösung! Du, du, rote Vettel, giftiger Skorpion, bist du wieder da! In welchem Erdteil hast du dich wieder einmal vollgesoffen und speist mich nun an mit dem faulen Blut, du feiste Wanze! (den Kopf schirmend) Ist's dir, und was da oben etwa noch hinter dir stecken mag, ein Vergnügen, mit meinem armen Verstande zu spielen? O Flügel,

Flügel, und mit Geierkrallen deine rote Larve zerschinden, dich herunterreißen unter meine Füße und in den Boden stampfen! stampfen! so! so!

Er stampft neuerdings auf die Scherben der Lampe. Funken stieben unter seinen Füßen auf; der plötzlich stärker werdende Wind erfaßt die Funken und trägt sie weiter. Es ist nun ganz dunkel geworden.

TEUFEL (auf der Kiste sitzend, zu Kunz): Ihr habt es so gewollt. Nun kann ich wieder atmen. (Jäh auffahrend) Wer? — Ja so! Ein Waldvogel! Jetzt heißts Geld im Sack haben, sonst habt ihr das Jahr lang keins. — Alles geht vorüber, alles! Die Kiste, ja, ja! Aber wir sind schon über ganz anderes weggekommen. In einer Stehbierhalle, über einem Gläslein Kornbranntwein kann man einen Krieg vergessen. Vernunft! Die Kiste, meinetwegen soll sie sein; ich zeig' ihr den Buckel, dann ist sie gewesen. Wer leben will, muß vergessen lernen. (er zieht eine Feldflasche hervor und riecht daran) Wein ist rot und Blut ist's auch, man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Realitäten, da habt ihr recht, aber man soll davon nicht nur reden! Die da hinten drinnen, als die Konjunkturen, wie sie's hießen, übel wurden, wußten sich zu helfen, sie gaben das unsichere Geld weg und hielten sich an Realitäten: an Gemälde, Erdäpfeläcker, Schmuckstücke, Pretiosen, Häuser, an so eine Wand —

Er lehnt sich mit dem Rücken an die Vormauer, sie gibt nach.

TEUFEL: (in neuem Entsetzen): Was ist das!

KUNZ: Schaut daher!

Er drückt an die Wand des Vorhauses, auch sie gibt nach.

TEUFEL (schreiend): Was, keine Wand?

KUNZ: Doch, doch eine! —

TEUFEL: Keine feste?

KUNZ: Ihr seht ja, Leinwand!

TEUFEL: Das ganze, schöne Schloß! (er will durch eine kleine Tür rechts vom großen Portal flüchten, stößt aber mit dem Kopfe an Festes) Auch das!

KUNZ (lachend): Fliegenfänger; perspektivisch bemalte Oberfläche, keine Tiefe!

TEUFEL: Keine Tiefe! (setzt sich halb ohnmächtig auf seine Kiste) Pst! seid still. — Jetzt hab' ich genug! Still, weg von mir, rührt mich nicht an!

KUNZ: Keine Angst, ihr seid!

TEUFEL: Laßt mich aus! — Bin ich, bin ich nicht, soll ich's mir an den Knöpfen abzählen? Wer sagt's mir, wer?

KUNZ: Euer Zweifel.

TEUFEL: An was soll man noch glauben? Boden, Wiese, Berg und Wald, alles fest und wahr, aber rührt ihr d'ran, so ist's gewesen. — Holt mir einen Doktor, gebt mir was fürs Fieber! — Wasserkuren, was haltet ihr davon? — Was red' ich, wo bin ich? Kann man so noch weiterleben — etwas anrühren — einem die Hand geben? Gebt einem die Hand, und was euch in der Hand bleibt ist nicht mehr als Haut von einer Hand!

Der Wind wird Sturm.

TEUFEL: O, welch ein Sturm, was habt ihr getan!

KUNZ: Das Kind, wir sind im Fieber!

TEUFEL: O hört! Mein Gott, wie die Turmfahne wappert und die Fensterscheiben — hört! hört! — weh uns, es bringt die Dächer!

Ein greller Schein erhellt für einen Augenblick die Gegend; kein Donner folgt.

TEUFEL (zähneklappernd): O, Heiland! In sausender Nacht vergeht der Wald! O, führe uns nicht in Versuchung! Das Firmament zerbrochen! Unter den Ruinen des Himmels krümmt sich die zertrümmerte Sonne.

Einige Akkorde der Drehorgel werden hörbar.

TEUFEL: Wir tanzen über einem Abgrunde! — noch fünf Minuten! — zwei Minuten! — Sieh, von der Kette los, aus allen Schluchten kommt's hervor, und scheu geworden vor dem Glutwind wenden sich die Flüsse. Schon hat's den Turm von Notre Dame erfaßt, o helft! Die Peterskirche brennt, und der Erdboden, glimmender Zunder, krümmt sich, rollt sich auf! — Schutzengel meiner Kinder, w a s h a b e i c h g e t a n!

Eine steile, gelbe Staubwolke wirbelt langsam heran und hüllt allmählich die Landschaft ein. Kunz und Teufel sind nicht mehr sichtbar.

DES TEUFELS STIMME: Ich ersticke, ich ersticke. O, meine Kinder! (mit gräßlichem Schrei) Herr Jesus, die Grüfte kommen, die Gräber! O, ich versinke!

Der Staub verzieht sich allmählich. Gestalten und Gebäude werden wieder sichtbar, der Erdboden ist verschwunden: ganz Brügge schwebt im Leeren.

TEUFEL (wimmernd): Mutter! Mutter!

KUNZ: Haltet an euch!

TEUFEL: Ich kann nicht mehr!

Er stürzt, erhascht aber einen starken Ast des Goldregenstrauches, an den er sich verzweifelt klammert.

TEUFEL: Der Boden weg, wir sind verloren! — Seht, dort!

Der Hund von früher wird sichtbar. Mit einigen Sprüngen ist er beim Brunnen und trinkt. Es ist wieder heller geworden.

TEUFEL (leise): Er trinkt, noch ist nicht alles tot. O schönes Tier!

KUNZ: Leise!

TEUFEL: Er geht, ich möcht', er bliebe! Solang er da ist, ist mir wohler.

Geräusch von Schritten. Der Hund entflieht. Einige Stadtarbeiter kommen mit Taxgewinden, einer trägt eine Leiter. Sie fangen an, das Portal zu schmücken, ebenso den Galgen, den

sie allmählich in eine Art Ehrenpforte umwandeln. Die Sackleinwand über dem Portale wird entfernt, es erscheint das österreichische Wappen. Ein dicker Malermeister, zwei Transparente unterm Arm, stellt sich unter den geschmückten Galgen.

TEUFEL: Sie sinken nicht! O, wenn die wüßten.

KUNZ: Sie wissen nichts. Still, stört sie nicht.

DER DICKE MALERMEISTER (ein Transparent den Arbeitern auf der Leiter hinauflangend): Da! buchstabieren wir wieder einmal österreichisch, zur Abwechslung. Eppa, der Stein da, bald wär' ich hingeflogen!

EIN ARBEITER: Gib acht, dein Bauch!

DER MALERMEISTER: Geniert er dich? Der ist nicht gestohlen. Wir Schildermaler sind seit Jahren schon die fleißigsten Arbeiter in Brügge. Das Auf- und Um- und Übermalen, je nach dem Herrschaftswechsel: einmal burgundisch, dann österreichisch, dann wieder burgundisch, und jetzt wieder österreichisch — noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!

Ein schwer Bezechter arbeitet sich, fortwährend die Mauer betastend, mühsam gegen das Tor.

DER MALERMEISTER: Schaut grad, kaum angestochen, sind dir die Kerls schon hornvoll.

ARBEITER (von der Leiter steigend): Der hat schwer geladen.

DER BEZECHTE: Ich nit — ich bin krank — ich geh' zum Doktor.

DER MALERMEISTER: Da komm' her!

DER BEZECHTE: Ich nit — ich han meine Standpunkte — ihr stehts auf keinem guten Boden — meine Standpunkte sind bei der Mauer — ich han die Platzfurcht — von meinen Standpunkten geh' ich nit ab — ich geh' zum Doktor —

Er tastet sich durchs Tor.

Der Malermeister mit den Arbeitern ab. Die Leiter bleibt.

TEUFEL: Wie ist das möglich!

KUNZ: Wie alle Tage!

Im Turmfenster werden des Teufels Kinder sichtbar.

DES TEUFELS KINDER: O, Vaterle! Vaterle! Mutter, dem Vater ist übel geworden unten auf dem Platz, ein fremder Mann stützt ihn!

Sie verschwinden, kommen aber bald hernach durchs Tor.

TEUFEL: Kinder, Kinder, nicht, nicht, bleibt dort!

DIE KINDER: Warum denn?

TEUFEL: Da, da!

DIE KINDER: Was denn, es tröpfelt ein bißl, der Boden ist schon feucht.

TEUFEL (verzweifelt): Bleibt drüben, es ist kein Boden da! O, rührt euch nicht. Seht, seht, da unten, zerbrochenes Gebein! — Heiliger Himmel, der Abgrund kommt herauf.

KUNZ (der den Teufel stützt): Einmal für jeden! Seid außer Sorge, denen dort kann er nicht schaden.

TEUFEL: Jetzt ist er da! — Alles schwarz.

KUNZ: Mit Augen der Viper hypnotisiert er seine Opfer. Steht fest, faßt ihn mit e u r e n Augen, drückt ihn hinab!

TEUFEL: Gottlob, jetzt seh' ich den Boden wieder.

KINDER: Zwei Tag lang hat er nichts Warmes mehr im Magen. Schaut, wie er zittert.

TEUFEL: Geht hinauf, Kinder, es ist schon gut; sagt's der Mutter.

KINDER: Vater, beim Soukopp drüben gibt's wieder Fleisch; nach der Auferstehung darf man's essen. Vater, das Peterle kann die Konjunktive alle auswendig. — Soll er sie aufsagen?

TEUFEL: Geht, Kinder, geht! (zum Jüngsten, der neugierig den Deckel der Kiste aufhebt) Nicht, Franzl, laß die Kiste!

KINDER (im Abgehen): Franzl, was ist denn drinn?

DER KLEINE (den Finger im Munde, flüstert etwas).

KINDER: Der Osterhas!

Jubelnd ab. Der Sturm hat etwas nachgelassen; zwischen den Wolken erscheint strahlend die Sonne.

DAS MÄDCHEN (erwacht, kommt nach vorne und schaut sich verwundert um): Hab' ich geschlafen? Es war so süß!

KUNZ: Wieder munter? Guten Morgen.

DAS MÄDCHEN: Es ist Abend geworden. Jetzt ist das Tal voll Licht und gelben Rauch und Vogelgesang in allen Hecken.

KUNZ: Wach auf, Kleine!

DAS MÄDCHEN (schlaftrunken, in Absätzen): In der Luft der feuchte Wassergeruch, und die Weiden am Ufer sind ganz naß.

KUNZ (lachend): Wo bist du?

DAS MÄDCHEN: Da, da ging das kleine Steiglein. Als Lenchen noch war, sind wir oft zur Dorfmühle hinunter. Die rote Wiese ist voll Bluttröpflein und der Ufersand ganz fein und warm. Es ist schön, in der Abendsonne barfuß so hinzulaufen.

Sie geht zum Brunnen und wäscht sich die Augen.

TEUFEL (auf der Kiste, sich den Schweiß von der Stirne trocknend): Das war ja ein Venedig in der Luft! Erst fing es an zu kreisen und zu laufen, Häuser und Platz, wie wenn man in rinnendes Wasser schaut, dann kam die Tiefe!

KUNZ: Eine kleine Schwäche. Nach all dem, was ihr ausgestanden, hat das nicht viel zu sagen.

TEUFEL: Nein, ihr, das war mehr! — Weil ich nur endlich wieder Boden spüre. — Was ist das?

Eine Kirchenglocke wird hörbar.

DAS MÄDCHEN (freudig): Am Charfreitag fliegen die Glocken zum heiligen Grab. Nun sind sie wieder da.

TEUFEL (tief atmend): Sind das Linden?

KUNZ: Die kommen erst im Juni.

DAS MÄDCHEN: Es ist Mai! Das Teichwasser flimmert an der Zugbrücke, im Hofgarten haben sie das kurze Gras abgemäht und die Wiesen sind weiß und voll Honiggeruch. Lichtscherben treiben im Wasser. Der Mai ist gekommen!

KUNZ: Die auch aus der Zeit! Hexen und Teufel möchten Dichter werden. Bald werden wir Weihnachten im Hochsommer feiern.

DAS MÄDCHEN (ist auf den Brunnen gestiegen und erhascht eine Schloßtaube): Täubchen, oh, hab' ich dein kleines Herzlein in meinen Händen. — Angst! Haben sie euch ins Turmloch vertrieben zu den Fledermäusen, zu den garstigen Spinnen! Schau, über Nacht ist er gekommen und hat das Glashaus geöffnet; und die Gärtnerburschen sind in Hemdärmeln und bringen die roten Pelargonien heraus! Die ganze Mauer ist voll dunkler Flämmchen! Hu, beißt du mir in die Lippe! — Sturm! (sie wirft die Taube in die Luft; der ganze Schwarm rauscht auf) O wie ist die Welt schön! Unter meinen Sohlen brennt der Stein. Mein rotes Haar, es leuchtet im Winde! Sieh, wie der Wind in den Weiden wühlt; wenn er über's Gras hinweht, wird's zu bebenden Silber. O, ich möchte, der Wind soll Sturm werden! Ein Osterfeuer soll aufbrennen! Er löscht es nicht; es duckt sich, wenn er über seinen roten Rücken springt und wächst und wächst bis zu den Sternen!

Ein Chorknabe, das Glutpfännlein schwingend, kommt vor die Kirche.

DAS MÄDCHEN (den Zeigefinger auf die Lippen legend): Still! Noch sind die Kirchenfenster mit Grabtüchern verhängt. Noch schläft e r unter Margariten und leuchtenden Kugeln. Wir dürfen nicht lärmen!

Im Turmfenster erscheinen die Kinder des Teufels mit Seifenschaum und Strohhalmen.

DES TEUFELS TÖCHTERCHEN: Nicht ausschütten! Mußt langsam blasen, Luisl!

DAS MÄDCHEN: Der Mai ist gekommen.

Steigt vom Brunnen und geht, ein Schulliedchen summend, langsam den Seifenblasen entgegen in die Stadt.

TEUFEL: Dort blüht der Kreuzdorn still und weiß, und auch die Bluthasel ist noch da. (leise) Algonde!

KUNZ: Was meint ihr damit?

TEUFEL: Eine Alm; als Kind war ich einmal dort. Wie lange ist das her?

KUNZ: Wie ihr nur auf das kommt.

TEUFEL: Wunderlich, ja. Alles so abgewaschen und neu wie nach einem Gewitter; aber in der Ferne rauscht etwas und lockt; ist's ein Fluß? Manchmal kommt's im Wind daher und weht mich an wie Duft von Heu und warmem Holz. Dann ist's auf einmal wie ein Riß durch die Zeit: da liegt die ausgeschälte Fichte, weiß und glatt unter roten Rinden, und oben im heißen Geröll die Himbeerstauden. Jetzt alles wieder weg. Was ist das?

KUNZ: In den Häusern rösten sie Kaffee. Zum ersten Male nach Monaten. Das bringt dann allerlei Einfälle und Erinnerungen.

TEUFEL (mit seligen Augen den Goldregenstrauch betrachtend): An dem Strauch da hat alles gehangen. Ich habe den noch nie geseh'n. Eine gold'nes Wunder. Wie ist auf einmal alles Gold und Glanz! Zu euren Füßen liegt ein gold'ner Stein.

KUNZ: Neue Alchimie.

TEUFEL: Wer ging da vorbei?

KUNZ: S i e —

TEUFEL: Ja. (nach einer Pause) So also sieht die Wahrheit aus, das ist die Welt —. Und doch freut's mich, daß ich bin. Wenn ich nur wüßt', wie weiterleben.

KUNZ: Ihr müßt endlich lernen, einen Indikativ von einem Konjunktiv unterscheiden.

TEUFEL: Indikativ, das ist wieder etwas neues. Ich wäre froh, wüßt ich endlich, was ein Konjunktiv ist.

KUNZ: Eine Möglichkeit.

TEUFEL: Was für Möglichkeit?

KUNZ: Ein Potentielles—

TEUFEL: Nicht so abstrakt.

KUNZ (auf das Transparent deutend): Das Ding da oben, so lang die Lampen fehlen; das Kirchenfenster dort, wenn die Sonne nimmer scheint, die Pfirsichkerne in eurem Hosensack! Ein Konjunktiv ist etwas, das gerne hätte und nicht hat, gerne könnte und nicht kann, gerne wäre und nicht ist; immer möchte, wollte, würde, es ist nicht zu erschöpfen. Hundert Konjunktive liegen da in eurer Kiste und sind doch kaum ein Zehntel von all der Möglichkeit.

TEUFEL: Und ein Indikativ?

KUNZ: Ist das gerade Gegenteil vom Konjunktiv.

TEUFEL: So viel versteh ich, ihr seid kein Konjunktiv.

KUNZ: Gott behüte!

TEUFEL: Dann also ein Indikativ.

KUNZ: Weit davon!

TEUFEL: Was seid ihr dann?

KUNZ: Ein Narr.

TEUFEL: Und ein Narr?

KUNZ: Ein Mensch.

TEUFEL: Und was ist ein Mensch?

KUNZ: Ein Mensch, seht ihr, das ist so etwas zwischen Indikativ und Konjunktiv. Etwas, das ganz Indikativ werden möchte und doch nie ganz vom Konjunktiv loskommen kann.

TEUFEL: Und ganz Indikativ, hat's das nie gegeben?

KUNZ: Wenn das geschieht, macht die Sonne drei Freudensprünge!

TEUFEL (verwundert): Das soll ja morgen sein, am Ostersonntag! — Also zwischen Indikativ und Konjunktiv, das ist ein Mensch. Und die da drinnen, waren das keine Menschen?

KUNZ: Hört auf, das waren Bälge.

TEUFEL: Aber ein Mensch ohne Balg?

KUNZ: Ohne Balg und nur Balg, das ist zweierlei. Aber nur Balg, das ist zu wenig. Und mehr waren die nicht. Mit Möchte, Würde, Hätte, Wollte; mit Gift und Galle, Neid und Dünkel vollgeblähte Haut, mehr nicht.

Ein Straßenkehrer kommt, würdig einen Müllkarren vor sich herschiebend, durchs Tor. Nicht weit von Kunz macht er Halt und fängt an zu kehren.

STRASSENKEHRER: Jetzt, das ist heut das drittemal! Ich tu nicht gern Überstunden machen! (den Teufel erblickend, der tiefsinnig auf der Bank sitzt) Den hat's beim Latz!

Einige Akkorde der Drehorgel.

STRASSENKEHRER: Sapperment, am Charsamstag! — Gesindel! — 's fehlt wieder einmal an den nötigen Respektpersonen! Natürlich, die Herren sind momentan beim Umkleiden, dann der da tut auch kein Maul auf! — bin ich also sozusagen die einzige vazierende Amtsperson. Ich ergreife die Befehlsgewalt! (Mit erhobenem Besen gegen den Zirkus) „Das Lagern von Karrnern" usf. — Im Namen der Obrigkeit: schert euch zum Teufel!

Die Musik verstummt.

STRASSENKEHRER: Die hätt' ich g'staubt!

Zwei Stadtarbeiter kommen mit Lampen aus dem Schlosse.

STRASSENKEHRER: Ihr brennt dem Tag die Augen aus.

STADTARBEITER (sich pfiffig anschauend): Wär' oft nicht das dümmste.

Die Arbeiter steigen auf die Leiter und bringen die Lichter hinter dem Transparente an. Maximilians Devise: A E I O U erscheint in grellen Farben. Darunter, ebenfalls in bunter Schrift: A u f W i e d e r s e h n ! Der Straßenkehrer hat sich auf die Kiste gesetzt und schaut den beiden zu.

STRASSENKEHRER: (nach oben rufend): Die Arbeit wird auch nie gar!

STADTARBEITER: Aber 's Geld!

Gehen ab durchs Tor; der Straßenkehrer erblickt eine auf dem Boden liegende Haut.

STRASSENKEHRER: Ui, schau, da ist ein Handwerksbursch ausgekrochen!

TEUFEL: Das ist Herr Livius, der Stadtkämmerer.

STRASSENKEHRER: Hi, nicht übel; der Herr Livius! Aber sag' es nicht zu laut!

TEUFEL: Frag' den da, der weiß es am besten.

STRASSENKEHRER: Grad ist er mir begegnet, der Herr Livius. Den mußt du dir anschau'n. (geheimnisvoll) In Gala. Heuer haben wir doppelte Fasnacht: einen Talar hat er dir an, die Kutte da wär' Sammt daneben, und um den Hals ein Kapuzinerseil als Krawatte umgebunden (die Bauchwölbung pantomimisch anzeigend) ganz Büßer! (mit zwei Fingern vorsichtig die Haut an einem Endchen hochhaltend) So ein Gezader! Der Herr Livius! Ui, wie sie watzelt! (er reibt sich den Rücken am Galgenpfosten) So eine, ist man nicht schnell dahinter, läuft dir ins Schloß und macht Audienzen!

KUNZ: Wie's hinter den Pappeln dort den Himmel aufreißt! Wir kriegen schlechte Ostern.

STRASSENKEHRER: Der April tut wie er will. Meinetwegen; ich nehm' die da um als Schlangenhaut (er tut es) neueste Mode! (sich neuerdings den Rücken reibend) Ui, ich mein' gar, der hat mich zum Universalerben eingesetzt! (die Haut in die Kiste werfend und mit der

Schaufel nachstechend) Da lieg' und rühr' dich nicht! (im Abfahren) Der Herr Livius!

Pause.

TEUFEL: Weil ihr früher von Pfirsichkernen geredet habt, ich könnt' den da essen (er tut es); ich hätt ihn g'rad so gut da einsetzen können.

KUNZ: Dann wär's ein Baum geworden.

TEUFEL: Und ein Baum, möcht' man meinen, wär' doch etwas Wirkliches.

KUNZ: Ein lebendes Wunder.

TEUFEL: Aber ohne Kern kein Baum. Warum laßt ihr die Möglichkeit nicht gelten!

KUNZ: Tu ich das?

TEUFEL: Schaut, in so einem Kern da — ich denk mir's oft, ein Baum ist viel, aber ein Kern ist mehr. In so einem Kern, nur hundertmal kleiner, steckt der ganze Baum.

KUNZ: Aber wenn der Kern faul ist?

TEUFEL: Wie meint ihr das?

KUNZ: Wenn ein verdorrter Kern tut, als wär er ein wirklicher Baum.

TEUFEL: Die Contradictio! Zum Lachen! Das wär ein Widersinn, ein reines Nichts! So was kommt nicht vor.

KUNZ: Nicht? — Und die da drinnen? Kamen die nicht vor? Schienen sie nicht alles, und was waren sie wirklich?

TEUFEL: Nicht viel, fast nichts. Wie sie das nur zuwege brachten.

KUNZ: O ihr kennt die Welt noch nicht. Habt ihr schon Taschenspieler geseh'n?

TEUFEL: Am letzten Jahrmarkt, zwei.

KUNZ: Ich einmal einen in Nürnberg, einen gelernten Zauberer. Seine Glanznummer war, da riß alles Maul und Augen auf: sich bei der Brust packen und in die Luft stemmen, war ein Werk des Augenblicks.

TEUFEL (noch immer in Gedanken): Man möcht's fast nicht für möglich halten. — (den Betrug erkennend) Ac' was, habt einen andern zum Narren!

KUNZ: Jetzt seid ihr ordentlich rot geworden.

TEUFEL: Ich rot?

KUNZ: Bis in die Haare.

TEUFEL: Ja, ja! Mit Widersprüchen ist das einmal so. Einäugig meint man was zu sehn, tut man beide Augen auf, dann ist's dahin und man greift ins Leere.

KUNZ: Jetzt noch einmal das Bild da am Burgtor — o, schau, es ist verschwunden! Die Augen, seht ihr; ohne eure Augen wäre der Betrug nicht möglich. Die haben sich die Arbeit leicht gemacht.

TEUFEL: Weil ihr alles wißt: warum, wo sie doch gekonnt hätten, sind die so wenig geworden?

KUNZ: Weil ihr alles wissen möchtet: warum, wo er doch so klein ist, wird aus dem Kern da der große Baum?

TEUFEL: Ich will nicht wissen, wie das Gras wächst. Aber ich mein', Wasser und Luft allein tun s nicht. In so einem Kern muß etwas drinnen sein, das herauswill. Etwas Energisches, das einfach kommandiert: Zerbrich die Schale, wühl' die Erde durch, wenn's auch hart ist und weh tut, du mußt an die Sonne!

KUNZ: Der Imperativ.

TEUFEL: Konjunktiv, Indikativ und Imperativ, das wären nun drei.

KUNZ: Der Kern, der gern würde, das Energische, das befiehlt, und der wirkliche Baum.

TEUFEL: So wächst ein Wald.

KUNZ: Aber, wenn die Imperative fehlen, oder, sie sind wohl da, aber es gruselt einem vor der Arbeit —

TEUFEL: Dann muß der Kern faulen, ich begreife.

KUNZ: Und wenn der Kern faul ist und doch tut, als wär' er's nicht; wenn so ein Konjunktiv die Verwirrung der

Welt ausnützt und da zu stehen kommt, wo nach Recht und Gesetz nur ein Indikativ hingehört, dann gibt es eben falsche Konstruktionen.

TEUFEL: Wie diese da!

KUNZ: Ja, die! Wenn ihr so einem sagtet, Feuer wäre heiß, dann steckte er den Rüssel in die Flamme und fragte, ob es am Ende nicht doch kalt wäre.

TEUFEL: Daß!

KUNZ: Meinten, was sie wären: Dichter, Künstler, was waren die nicht, und waren doch nur Häute.

TEUFEL: Arme Häute, mein Lebtag hab' ich keine ärmeren gesehen.

KUNZ: Katzenbuckler, Speichellecker, Würdenträger, und doch hat die Sonne keine elenderen Lumpen beschienen.

TEUFEL: Elende Lumpen, das stimmt! Und nun gebt mir einen Rat, was man mit solchen Lumpen anfangen soll. Möglich, daß ich sie in einer Papierfabrik anbringe. Ein Schuster, was meint ihr, geht mir nicht auf den Leim.

KUNZ: Da hätt' der Schuster Pech.

TEUFEL: Und ein Trödler gibt mir auch nichts dafür. Ich wollt', ich verstünde was von Konjunktiv.

KUNZ: Wißt ihr was, sortieren wir die Häute nach bestimmten Gesichtspunkten. Ihr könnt dabei ein Praktikum machen.

Er zieht eine Haut hervor.

TEUFEL: O, den hab' ich gut gekannt. Wie, auch er? So sanft und liebevoll, wie er immer war!

KUNZ: Aber im Grunde doch etwas hartherzig und roh. Als ihm einer den Spruch sagte: „Alles wissen, heißt alles verzeihen", da wurde er, wie ihr ihn gekannt habt: er zürnte keinem mehr und verzieh allen — er wollte alles wissen. Numero eins.

TEUFEL (eine andere Haut ergreifend): Diese, wie die schillert!

KUNZ: O, das war eine demütige Seele! Er wollte justament der letzte sein, obwohl er eigentlich wußte, daß er zu anderem bestimmt war. Wißt ihr, in solchen Dingen gibt es sonst untrügliche Signale. Er war aber lieber farbenblind. Der letzte zu sein war einmal seine Leidenschaft. Den legt obenauf. Numero zwei.

TEUFEL (mit einer neuen Haut): Ho, auch der? Niemand sah's ihm an, wie der den Dirnlein gefährlich werden konnte.

KUNZ: Vor vergitterten Kammerfenstern oder wenn die Hofhunde von der Kette waren, da konnte seine Kraft anschwellen wie ein gestauter Bach. In der Hauptsache begnügte er sich mit Namen. Ein Esel in der Löwenhaut, meinetwegen. Aber ein Esel als Wolf im Schafpelz, das ist zu viel!

TEUFEL: Ihr sucht einen. Ist's etwa der?

KUNZ: O nein! Aber wenn's euch interessiert, es ist eine kurze Geschichte. Das war ein Maler, der einmal etwas hatte, aber später, wie es oft zugeht, von der Hand im Munde leben mußte; buchstäblich. Er hat sich, sechsmal mindestens, selber aufgefressen. Natürlich, bei solcher Diät werden die Nährstoffe immer geringer, und was schließlich herauskommt, seht ihr selber.

TEUFEL: Was ist das?

KUNZ: Ein recht Genügsamer. Er hatte einmal das Wort eines Dichters gehört: „Ich nehm' das Kreuz auf mich, mir selbst zu gleichen." Ein schönes Wort; das schönste vielleicht in dieser eitlen Zeit. Dem da wurde es aber Gift. Er war Mittelmaß, wußte es, wollte es sein. Aber alsdann gewann er einen Standpunkt, von wo aus er sich, kreuztragend, photographieren konnte. So verlor er sich langsam

aus den Augen, kam schließlich ganz außer sich und wurde Haut, ohne es zu merken.

TEUFEL: Sieh, der, die ganze Haut voll Schwären.

KUNZ: Luftblasen! Eigentlich war das eine kerngesunde Natur. Aber er hatte sich ins Kranksein vergafft und infizierte sich fortwährend mit fremden Giften, meistens bezog er sie aus dem Ausland, aus Schweden namentlich. Numero sechs.

TEUFEL: Jetzt, was ist das?

KUNZ: Ratet!

TEUFEL: Der Domorganist? Das ist so einer, der immer möchte und nie kann. Meinsgedenken arbeitet der schon bald an einem Credo herum, probiert und streicht und kann den Schluß nicht finden. Die ganze Stadt lacht schon d'rüber.

KUNZ: Er ist doch über die Hälfte hinaus! Das größte und schwerste von allem hat er hinter sich. Nein, der ist's nicht!

TEUFEL: Wer dann? — Der Stadtpoet? Aber den habt ihr ja an den Fingern. Ich weiß es nicht.

KUNZ: Den kennt ihr doch. — Der Schloßhauptmann.

TEUFEL: Nicht möglich. Die ganze Haut schimmelig.

KUNZ: Bei abgelegten Schloßhauptleuten kommt das manchmal vor. Der wollte immer der erste sein, legt den unten hin!

TEUFEL: Genug! Das hat kein gutes Ende. Das hat überhaupt keins. Ich geb' es auf.

KUNZ: Ihr müßt studieren.

TEUFEL: Und welchen Schulmeister wolltet ihr mir raten?

KUNZ: Einen Metzger.

TEUFEL: Pfui Teufel!

KUNZ: Dann einen Schuster!

TEUFEL: Den Knieriem, der drei Kreuze macht, wo ehrliche Leute ihren Namen hinschreiben?

KUNZ: Dann einen Gerber — keinen Lohgerber! — so einer, ein Gerber, ist imstand, euch nach zehn Jahren zu sagen, was einmal in so einer Haut war: Luft, oder auch Knochen und Fleisch.

TEUFEL: I h r hättet pädagogisches Talent. Stellt euch einmal da auf den Brunnen!

KUNZ: Ich danke, ich stand schon einmal dort, den Katarrh hab' ich noch nicht los — sucht euch einen anderen Narren.

TEUFEL: Aber es heißt doch —

KUNZ: Noch einmal Dank! Entweder, sie steinigen mich oder sie machen mich zum Dozenten.

TEUFEL: Ihr habt immer so vertrakte Ideen!

KUNZ: Entweder sie betrachten das ganze als ein Sprachproblem und das ist ihnen zu wenig aktuell, natürlich; oder sie beziehen es, vom Gedanklichen abgelöst, auf sich, und dann bin ich verloren!

TEUFEL: Ihr seid ein Schwarzseher.

KUNZ: Weil i h r das sagt — aber werdet nicht böse, es hat keine Beziehung. Eine alte Geschichte fällt mir eben ein: Der Teufel denkt an seine Bekehrung und bezieht die Hochschule. Nicht lange überlegt er, dann läßt er die Theologie fallen und entscheidet sich für Chemie. Abergläubisch, wie er ist, erhoffte er das Wunder von der Seife.

TEUFEL: Waschen gehört zur Reinlichkeit.

KUNZ: Er hat sich gewaschen! Einen Ozean hat er dafür angefordert. Und dann — spiegelblank saß er am Lido — freute er sich unbändig über die Unmenge Schmutz, die auf dem Wasser schwamm.

TEUFEL: Ihr s e i d ein Schwarzseher! Immer grau in grau! Man soll die Flinte nicht ins Korn werfen!

KUNZ: Man soll tun, soviel man kann. In der öden Zeit dieser Belagerung ist mir der Stoff zu einem Puppenspiel eingefallen: Ein Würfel hat darin die Hauptrolle. Meint ihr, es nützte?

TEUFEL: Der Kubismus hat abgehaust, vorläufig, und dann: Puppenspiele sind für Kinder. Versucht es anders, haltet euch an die Großen, etwas muß immer herausschauen.

KUNZ: Wenn man an ein Stallfenster klopft?

TEUFEL: Ihr seid gehemmt! Sprecht euch einmal aus, ihr werdet sehn, es wird euch leichter. Da hätt' ich so ein Buch —

KUNZ: Laßt das Buch!

TEUFEL: Nur noch ein Wort!

KUNZ: Ja, ein einziges, kleines Wort, nicht Bild und Vergleich — das W o r t, nur einmal, einmal ganz es selber!

TEUFEL: Dann sprecht es eben aus!

KUNZ: Ich kann es nicht. Seht ihr den bleichen Schein dort in den Wolken? Vielleicht ist es die Sonne. Wir ahnen sie. — So ahne ich das W o r t.

TEUFEL: Ich ahne e u c h, versteh'n muß euch ein anderer. Aber es muß etwas gescheh'n. Man muß für Indikative begeistern, es müssen in diesem Sinne Vereine gegründet werden, Parteien; indikativisch orientierte Verbände müßt ihr schaffen — ihr seid der Mann dazu! — denn solange die Konjunktive obenauf sind, solange, das merk' ich, haben Gott und Teufel schmale Zeiten.

KUNZ: Erhofft ihr euch etwas?

TEUFEL: Ich? Alles, alles!

KUNZ: Teufel, du bist k e i n Schwarzseher: eine Kiste voll führt er fort und eine Welt voll wächst unterdessen aus der Erde!

TEUFEL: Was ist das?

Vivatrufe aus der Stadt. Durch das Tor sieht man, wie sie die Häuser beflaggen. Das Rathaus ist von Landsknechten besetzt. Auch im Schloßhofe wird es lebendig. Hofleute, Ritter, Pagen werden sichtbar, später der Kaiser.

TEUFEL: Die Ritter des Goldenen Vlieses.

Er senkt ehrfürchtig das Haupt.

KUNZ: Schaut dort, jetzt stehen eure Augen, wie sie sollen! — Der Kaiser inmitten seiner Höflinge! Seht nur die vielen Barette: weiß und rot und grün und gelb, der ganze Regenbogen! Welch ein Überfluß an Überflüssigem! Was glotzt ihr so, daß euch die Augen fast aus dem Kopfe fallen? Meint ihr, nur Pilze wüchsen aus dem Boden? Jetzt kehrt euch um und schaut dorthin.

Vom Rathaus her in gemessenem Zuge kommen der Bürgermeister und die Ratsherren von Brügge, alle in härenen Gewändern, den Strick um den Hals. Hinter ihnen viel Volk, darunter manch bekanntes Gesicht; der Dichter, der Erfinder und andere. Der Zug bewegt sich an Kunz vorbei bis zum Portale, wo sich Bürgermeister und Ratsherren auf die Knie werfen. Mächtige Eichentruhen voll Liliental er werden von den Rathausdienern herbeigeschafft.

TEUFEL (Mund und Augen weit offen): Da, da — alle guten Geister!

KUNZ: Warum denn nicht?

TEUFEL: Unmöglich! Das muß jetzt eine Täuschung sein! (er rennt zur Kiste und schaut hinein) Da auch! (bald in die Kiste, bald auf die Kommenden schauend) Da und da! Zuerst einfach, dann gar nicht und jetzt doppelt? Wie geht das zu?

KUNZ: Es häutet sich zu Zeiten und kriecht dann weiter.

TEUFEL: Das lebt und stirbt ja nicht!

KUNZ: Typen.

TEUFEL: Ich bedanke mich!

KUNZ: Was sagt ihr?

TEUFEL: Nichts, gar nichts. Aber ich gehe. Und wenn euch die Welt einmal zu bunt wird, dann wißt ihr, wo ich zu finden bin. Lebt wohl!

KUNZ: Wo wollt ihr hin?

TEUFEL: Aus der Welt.

KUNZ: Habt ihr bestimmte Ziele?

TEUFEL: Die Schickenburg.

KUNZ: Schickenburg? — Wo hab' ich das nur schon gehört?

TEUFEL: Wenn ihr mir etwa nachwollt, der sicherste Weg geht über den Brenner. Die Wiesenglocke hört ihr schon von weitem; ihr könnt nicht fehlen.

KUNZ: Seid ihr dort bekannt?

TEUFEL: Eigentlich nicht — die Mena halt! Aber auch nur so vom Sehen.

KUNZ: Und die Häute — wollt ihr die Bälge nicht mitnehmen?

TEUFEL: (sich den Kopf kratzend): Hm! diese Häute da! — so nimmt sie keiner, darf sie keiner nehmen, und bis die Desinfektionskosten — nein nein, ich hab's mir anders überlegt, ich laß die Bälge, wo sie sind. Wenn ihr sie wollt? — Ich schenk sie euch!

KUNZ: Danke; mir lüstet nicht darnach. Aber die Kiste — die Kiste ist doch euer Eigentum!

TEUFEL: Ja ja, das ist sie, aber das ist auch schon ein ganzes Altertum. Was hat euch diese Kiste nicht alles mitgemacht! Zuerst war's eine Hühnersteige, dann nahmen wir sie als Stall für unsere Meerschweinlein — damals, in der guten alten Zeit! Wohin sind jene Schweinlein? Aber der Geruch davon ist immer noch in der Kiste, merkt ihr's? Da, die Verschläge sind auch schon los, und das da auch! Nein, nein, ich laß die Kiste, wo sie steht; wenn ich etwas mitnehmen wollte — e u c h !

KUNZ: Ich bleibe da.

TEUFEL: Ihr wohnt im Franziskanerkloster?

KUNZ: Nicht weit davon. Eine gute Frau hat mir ein Zimmer eingeräumt, die Fenster gehen direkt in den Klostergarten. Die frommen braunen Bienen zwischen Lilien und Rosen! Freilich, was helfen hohe Mauern! Der üble Rauch von den Fabriken ringsherum kommt auch da herein.

TEUFEL: Ja, das ist eine Atmosphäre zum Ersticken! Wie ihr das fertig bringt. Mit einer hoffnungslosen Liebe im Herzen und ohne Freund, was hält euch noch am Leben?

KUNZ: Shakespeares Narren und der grüne Strauch.

TEUFEL: Lebt wohl!

KUNZ: Seid doch gescheit!

TEUFEL: Heut bin ich's geworden. (Fanfaren) Sie kommen. Noch einmal, lebt wohl! (ab.)

Landsknechte, Fanfarenbläser, Höflinge, Kaiser Max, die Spuren der strengen Haft im Gesichte, aber ungebrochen und mit dem bekannten Ausdruck großer Leutseligkeit. Hinter ihm, nachdrängend, die Bürger von Brügge. Die grelle Schrift des Transparentes ist weithin sichtbar. Kunz sitzt, das Gesicht in den Händen vergraben, auf der Kiste, vorgeneigt und wie in tiefem Sinnen. Jetzt erhebt er das Haupt, Bürger und Höflinge erkennen ihn und fahren entsetzt wie vor einer Schlange zurück.

BÜRGER UND HÖFLINGE (schreiend): Der wieder da!

Plötzliche Stille.

KAISER MAX (mit ausgestreckten Armen auf Kunz zueilend): O du! Mein Kunz, mein treuer Kunz! Liebster, Bester, daß ich damals auf deinen Rat gehört hätte!

KUNZ: Hätte, hätte! Ja, wenn ihr hättet, o daß ihr hättet, aber ihr habt eben nicht und da habt ihr's nun!

KAISER: Nun ist ja alles wieder gut.

KUNZ: Rührt meine Hand nicht an, ich bin Gerber geworden.

KAISER: Gib sie mir!

KUNZ: Nein, nein, erst waschen!

KAISER: Du bist übel gelaunt.

KUNZ: Möglich; eben kam es mir so vor, eine Welt sei untergegangen.

KAISER: Wie trübe!

KUNZ: Und dann schien's mir wieder, eine neue sei erstanden.

KAISER: Das klingt schon besser.

KUNZ: Schien —

KAISER: Du bist in diesen Monaten auf viel Übles gestoßen.

KUNZ: Auf allerlei. Letzthin auf einen Knäuel Schlangen. Kalt läuft's mir über den Buckel, wie's da vor meinen Augen mit glatten, glitzernden Leibern durcheinanderkriecht, mit schwarzen Mäulern nach mir züngelt, dann hebt sich auf einmal ein Kopf, wie ich die starren Augen seh', packt mich ein Zorn, ich hab' den Stock genommen —

KAISER: Da hast du recht getan.

KUNZ: O Teuerdank, welch Abenteuer! Unfala und Fürwittig sind wieder da. Der dritte ist auf dem Wege.

KAISER: Du siehst Gespenster!

KUNZ: Ihr leider nicht. O tut die Augen auf, nur einen Augenblick; dann diesen Stock und wettert in die Bande!

Die Höflinge und Bürger fahren auf.

KAISER (ablenkend): Zwei Wünsche sind dir erst erfüllt, ein dritter steht dir offen!

KUNZ (auf einen alten Höfling weisend): O seht dort den Apostelkopf! Hier hat Natur mit Kunst gehandelt, wahrhaft! Schade, daß Meister Dürer nicht an meiner Stelle sitzt. Welch reine Künstlerfreude! Stirne und Augen wie aus der Leinwand geschnitten. Und dann der Bart, der weiche, weiße Bart! Wieviel gut gekelterte Alters-

weisheit mag hinter diesem Barte verborgen sein. Den Schleier weg, gebt mir den Bart! Vor diesem Bild faßt mich des Jünglings Raserei! Den Bart, den Bart: ich will die Wahrheit schauen!

HÖFLINGE (schreiend): Das ist zuviel.

KUNZ: Sieh', Neidelhart; seht, nun ist er da!

DER HÖFLING (mit dem gelben Barett kommt schweißtriefend daher und wirft sich vor dem Kaiser nieder): Mein hoher, hoher Herr!

KAISER: Du? Wo kommst du her?

HÖFLING: Schnurstracks von Aachen. Als man mir sagte, als ich vernahm, in welcher Not mein kaiserlicher Herr ... (in Tränen ausbrechend) es hielt mich nicht mehr, ich lief und lief —

KAISER: Wie er aussieht — schweißbedeckt, verstaubt. Wo hast du dein Barett?

HÖFLING: Mein Barett, wo hab' ich's nur? Als ich lief, um euch ...

KAISER: Wie er glüht! Es fängt zu regnen an, der Wind zieht scharf. Rasch ein neues!

KUNZ (zu den Rittern): Ihr Herren, beiseite! Der Mann da ist krank. Gelber Fleck, ein übles Symptom! Ist's nicht die Pest, so wette ich auf Räude.

KAISER: Ein neues Barett!

KUNZ: Bemüht euch nicht! Da, meine Kappe mit den Eselsohren, er mag sich damit bedecken. Drei- oder fünfzackig; es ist da wie mit dem falschen Gebiß: beides unecht, aber je mehr Zacken, desto teurer! Die hier habt ihr umsonst! So, so müßt ihr sie aufsetzen, so zieht man solche Kappen über die Ohren. Schaut, wie sie ihm prächtig steht!

KAISER: Dich versteh'n!

Die Höflinge haben die Kiste gefunden und stoßen Rufe der Verwunderung aus.

HÖFLINGE: Seht, o seht! Ein Wunderwerk!

KUNZ: Ein Schweinestall!

HÖFLINGE: Ein architektonisches Kabinettstücklein!

KUNZ: Das der Teufel beim Plündern verloren hat!

Sie haben die Kiste geöffnet und halten die Häute in den Sonnenregen.

DIE HÖFLINGE (in maßlosem Entzücken): Gibt's denn so was unter der Sonne? O Wunderwerk der Menschenhand, köstliches Gewirk!

KUNZ: Lumpenbälge!

EIN ARCHÄOLOGE (II. Baß): Der Schrank hier ist mindestens tausend Jahre alt. Ich rechne ihn in die Zeit Falldafs des Zweiten. Und diese Gewebe, von denen jedes für sich unbezahlbar ist....

KUNZ: Ich verschaff' sie euch kostenlos zu tausenden —

DER ARCHÄOLOGE: Der Schrank muß sogleich in Sicherheit gebracht werden. Vorläufig ins Museum. Diener!

BÜRGER UND HÖFLINGE (sich umsonst bemühend): Er ist zu schwer!

DER ARCHÄOLOGE: Dann eine Wache her, bis sich starke Männer gefunden haben!

KUNZ: Die Wache übernehme ich.

Neues Vivatrufen, Fahnenschwenken, Fanfaren. Der Zug setzt sich in Bewegung. Der Regen ist stärker geworden. Einige der Lampen hinter dem Transparent sind erloschen, sodaß die Schrift schwer leserlich ist.

DER KAISER (auf das Transparent deutend, zu Kunz): Ein schönes Symbol!

KUNZ (schweigt).

KAISER: Umarme mich!

KUNZ: Ihr tut mir leid!

EIN KINO-OPERATEUR: Einen Augenblick die Herren! Wenn ich bitten darf, wenigstens die Pantomime des Abschieds! Es ist im Nu geschehen!

KUNZ: Fürsorglich teilt er Licht und Schatten und nimmt den schlechteren Teil für sich. Du einzig fühlende Brust! —

KINO-OPERATEUR: Nur einen Augenblick noch! Gleich wird die Sonne wieder da sein. Wir benötigen Licht.

KUNZ: Licht? Wir haben nur mehr Scherben! (ihm diese ins Gesicht werfend) Hier tun's die auch!

Großer Tumult.

HÖFLINGE UND BÜRGER (durcheinander): Der Narr! Was ist gescheh'n?

EINIGE: Ein Schlaganfall!

ANDERE: Eine kleine Ohnmacht! — ein Schwindel!

DER ZEREMONIENMEISTER (beruhigend zu Max): Nichts!

KAISER (ungnädig zu Kunz): Exzentrizitäten!

Der Zug geht ab. Die Fanfaren werden immer schwächer. Kunz steht mitten im Regen und wäscht sich die Hände. Die Kirchenglocken tönen immer noch.

Mehrere Höflinge, alle mit bunten Regenschirmen, kommen mit großem Lärm daher. Aus dem Tumulte hört man zeitweise einen abgerissenen Satz, wie: „Ob recht, ob falsch, Indikativ bleibt Indikativ" — dann: „Im Aufbau grundfalsch; es wimmelt von Anachronismen und was die Handlung anlangt..."

EIN DICKER HÖFLING: Ja, ja, viel Theaterdonner in der ganzen Sache! Aufmachung, man versteht! Er mag immerhin etwas ausgestanden haben, gewiß; aber was da von Belagerung, Hungersnot et cetera, gefaselt wird: das deutsche Heer ist nie vor Brügge gekommen. So lag die Sache: der Kaiser wurde zu einem Verzicht auf Flandern gezwungen, mußte Urfehde schwören und bei Löwen haben sich dann Vater und Sohn getroffen.

EIN SPINDELDÜNNER: Der Kaiser liebt poetische Verklärungen, Teuerdank, Weißkunig et cetera. Das gibt nun neue Gelegenheit: ein von aufständischen Bürgern in Haft

gesetzter König — bedenken Sie das Sujet! — dann ein treuer Diener, der unter größter Lebensgefahr seinen Herrn retten möchte...

EIN GELBSÜCHTIGER: Nicht weiter, Ammenmärchen! Was da von diesem Kunz erzählt wird —

EIN POCKNARBIGER: Der Mensch ist pathologisch, selbstverständlich. So einer, der anderen den sicheren Boden nicht gönnt, weil er selber auf einen höchst unsicheren zu stehen kam — bezeichnend genug für einen Fürsten. Na, gleiche Brüder, gleiche Kappen!

KUNZ (sehr laut): Jeder Zoll ein König!

Kunz macht einige Schritte gegen die Höflinge, diese, wie Marionetten, weichen ebensoviele Schritte gegen das Tor zurück.

EINER: Da ist ja der Narr. Er zitiert bereits.

Aus der Gruppe tritt ein würdiger Alter als Sprecher hervor.

DER HÖFLING: Für Dienste, welcher Art sie nun auch waren, und ob ein allzuleichter Glaube mehr daran beteiligt, als Deine Tat: dies festzustellen ist hier nicht der Ort. Der Kaiser hat, gewohnt, die überreiche Huld an jeden zu verschenken, ein schönes Gut am Rheine dir verschrieben. Ob du es nimmst, ob nicht: wir nehmen es, als hättest du's genommen. Im übrigen kannst du zum Teufel geh'n!

KUNZ: Der ist voraus!

Die Höflinge entfernen sich rasch. Kunz wendet sich; die Türe der Franziskanerkirche ist weit offen, aus dem Dunkel leuchten die Grabkugeln. Kinder, Osterglocken in den Händen, kommen daher und betreten die Kirche. Zuletzt erscheint ein kleines, weißhaariges Männlein mit energischen Gesichtszügen: der Domorganist. Die Glocken läuten noch immer.

DOMORGANIST (Kunz umarmend): Wer ihr auch seid, nichts für übel, lieber Herr, wenn ich euch mitten im Regen um den Hals falle! Die ganze Welt möcht ich umarmen! Das R e s u r r e x i t ist heraus, endlich, nach drei Jahren! Gestern nach der Mette hab ich noch daran gearbeitet,

heut' in der Früh' wieder, ganz umsonst — da hab ichs aufgegeben. Habt ihr schon einmal ein Liebstes verloren? Ich hab' mir gedacht, wird schon so sein müssen. Aber die Stube ist mir leer vorgekommen, wie nach einem Begräbnis; da hab ich die Tür verriegelt — ich schäm' mich nicht, es zu sagen. Später hat die Philomena, das ist meine Schwester, geklopft, wegen der Mausfalle. Seitdem in Brügge die Katzen immer rarer werden, ist's bei uns fast nimmer auszuhalten. Wie ich dann oben in der niedern Dachkammer unter die Bettstatt kriechen will — auf einmal trifft's mich wie ein Blitz aus heiterm Himmel — ich, im Schreck, fahr auf — da, greift den Binkel! — auf einmal alles da. Alles! Himmel, der Sturm! Das Dach hat's mir über den Kopf weg, und dann, Pauken und Trompeten! hab ich Ihn gesehen schweben mit der roten Fahne. (Taktierend, singt er): Et resurrexit — nach drei Jahren! Versteht ihr was vom Kontrapunkt? — Aber vom Malvasier? Natürlich, ja — versteht sich. Im Goldenen Winkel schenken sie von heut' abend an wieder aus. Ja, wenn da drinnen alles zusammenbricht und es finster wird, wie im Grabe — und dann plötzlich der Stein weggewälzt, und der Engel sitzt darauf — so etwas muß gefeiert werden! Vorige Weihnachten mit dem I n c a r n a t u s war es das gleiche. Hoffen wir noch auf gute Pfingsten! Dann wäre das schwerste weg. Was drüber ist — (fromm die Hände faltend) wenn man bitten könnte wie ein Kind, würd' einem gegeben!

Die untergehende Sonne scheint in den Regen. Alles steht plötzlich in blendender Helle.

DOMORGANIST (auf den Strauch weisend): Der da! — was? Ich kenn den schon seit Jahren. So schön war er noch nie. Goldregen! — Ich bin jetzt, wieviel meint ihr? — Zweiundsechzig!, ja, ja! aber daß mir in meinen alten Tagen — (das Manuskript ein wenig hervorziehend) — da

wär's! Aber ich kann's nicht heraustun. Würd' alles verlöschen!

DIE PHILOMENA (mit Shawl und Schirm und Gebetbuch kommt daher): Herrgott von Mannheim, ich wart' und wart' mit dem Kaffee und er sitzt da auf einer Kisten! Im strömenden Regen! Da, kriech' unter mein Regendach, nasser Tschapper, und nimm dir das Tuch um, jeden Augenblick läutet's zusammen.

Beide in die Kirche. Die Kirchentüren werden geschlossen. Alle Lampen des Transparentes sind erloschen. Der Regen hat aufgehört, die Helle dauert an. Rosette und Fenster der Franziskanerkirche funkeln stark. Am Himmel erscheint ein Regenbogen. Die Glocken läuten zusammen. Plötzliche Stille. Kunz nimmt die Kiste, wirft sie in die Höhe, fängt sie auf und stellt sie auf den Boden.

KUNZ: Wie leicht ist diese Welt, wie leicht! (er sieht den Regenbogen) Doch du, wie schön bist du!

Er hebt die auf dem Boden liegende Narrenkappe auf, setzt einen Fuß auf die Kiste und singt leise:

Was über mir, was unter mir,
Wie Sein und Schein verschieden.
Wie Sein und Schein, du Himmelszier,
Von Qualm und Staub hienieden.

Ein Sehnen durch die Seele geht,
O Amselruf der Tiefe! —
Ein Schluchzen und ein Schulgebet:
Die eig'nen Konjunktive.

FRIEDRICH PUNT
BETRACHTUNG

Wie war es wohl, als ich im Stummen lebte,
ein kaum gefühltes augenloses Sein,
mein Stoffliches im Schoß der Dinge bebte,
da gab mir Mond und Sonne keinen Schein.

Wer weiß, ich war wohl Saft in einer Weide,
ein kleines Stück im braunen Ackerland,
ein gelbes Korn im wogenden Getreide,
gerötet eine Frucht in Menschenhand.

Erforschlich nie, wie sie zusammenwehten:
ein Tag, der mich der Welt des Lichts gebar
und mir die Welt der Sonnen und Planeten,
die Erde schuf, für die ich bin und war.

Nun leb ich voll Empfindung und voll Trauer,
ein Wissender um vieles was geschieht,
ein staunender und stummer Sternenschauer,
dem rätselreich das All vorüberzieht.

Die Wälder, Wiesen, Dörfer und die Städte,
wenn ich vom Joche in die Täler schau,
den grünen Strom in einer falschen Glätte,
den Himmel fern und unergründlich blau.

Es steigt der weiße Ball aus Kinderhänden,
als flög ihr Herz dem heitern Himmel zu,
der Jüngling staunt vor roten Abendbränden,
beklommen schließt das Weib die Augen zu.

Drei Mädchen stehn am hellen Abendweiher
mit bloßen Armen und entblößter Brust,
die spätbesonnten Haare wie ein Schleier.
Uralter Traum des Mannes von der Lust.

Vorüber geh ich an der hohen Mauer,
dahin so oft die Sonne mir entschwand,
hier stand ich schon als Knabe auf der Lauer:
dahinter muß es sein, das heilige Land,

in dem die Sonne wohnt in goldnem Frieden.
Hier steh ich heute und ich kenn es gut:
Es ruht das einzig Friedliche hienieden,
der tote Mensch erlöst von seinem Blut.

Ich frage nicht und lebe ohne Wissen,
gerichtet durch den eingebornen Zwang,
vom Sturm der Nächte hin und hergerissen
und oft um meine arme Seele bang.

Und das Geschick erfüllt sich immer wieder
und nie verrät es uns den tiefern Sinn,
die Sonne und die Sterne fallen nieder,
die Erde bleibt wie immer Siegerin.

JOSEF LEITGEB
SÜDLICHE OSTERN

1.
CATULL

Gestern, Geliebte, im Fluge dem eisigen Norden entronnen,
feiern wir heute im Grünen das göttliche Frühlingsfest;
ist uns heute die Welt, die verlorene, wiedergewonnen,
halt ich in deinen Armen endlich die Flüchtige fest!

Ist nicht der Dichter Catull, den die Flammen der Liebe verbrannten,
den der zornige Gott durch Himmel und Hölle verstieß,
österlich heute in mir, dem Liebenden, auferstanden?
Horch, aus meiner Kehle begrüßt er das Paradies!

Singt das irdische Lied und atmet die irdischen Lüfte,
wirft das brausende Haupt in den offenen Himmel empor,
schlürft geschlossenen Augs die betörenden Lorbeerdüfte,
schenkt den vertraulichen Winden, den wilden Bienen das Ohr.

Grüßt die Flagge des Dampfers, sie lockt zu erblauenden Reisen,
jubelt des Motorbootes silbernem Bugschaum zu,
will die Welt mit dem süßesten Namen Geliebte heißen,
preßt sie ans tobende Herz, und was er umarmt, bist du!

Liebste, bist du! Es wölbt sich die goldene Himmelsrunde
flammend über uns auf — und langsam erdunkelt sie.
Ewig funkelt die Venus. O trink mir vom schaudernden Munde
trink mir der stummeren Liebe unsterbliche Elegie!

2.
PROZESSION

In dunklen Lauben, engen Gassen glühn
blutrote Lampen, rote Wundenmale,
Nachtblumen, die aus heiligem Grabe blühn.

Laternen schweben bunt im offnen Saale,
geweihten Rauches Wolken ziehn im Wind.
Die Kirche dröhnt vom düsteren Chorale.

Sie öffnet sich. Das Banner trägt ein Kind.
Der Frauen Schritte sind in Traum versunken.
Das Mondlicht fließt von ihren Wangen lind.

In ihren Augen glänzen Liebesfunken.
O süßer Jesus in der Leidensnacht!
Am Busen schläft das Kindlein zaubertrunken.

Die Männer singen und es schwillt mit Macht
das alte Lied aus den gedrängten Mauern,
als stieg' es tief aus einem finstern Schacht.

Und immer lauter ruft der Chor der Bauern,
die stummen Fischer öffnen ihren Mund,
da fliegt das Bannerlied aus Todesschauern:

Sie schauen Segel über schwankem Grund
und sehn am Mast die Osterfahnen wallen.
Vexilla regis prodeunt!

Und Gottes Auferstehung singt aus allen.

3.
OSTERNACHT

Lachend im Sturmwind laß dich Geliebte umschlingen,
küsse mich wilder Geliebte in dieser Nacht!
Horch wie die Fluten ans dumpfe Gewölbe springen,
Woge auf Woge gegen die Boote kracht!

Über die Mauer rauschen die Lorbeerkronen
duftbeladen. Hoch die Zypresse schwingt.
Von der Terrasse rollen die goldnen Zitronen,
wenn der Wind in die tragenden Äste springt.

Geistergebirge taucht aus der Nacht des Gewitters
und verlöscht geblendet in seinem Schoß.
Über das Schloß des letzten italischen Ritters
huschen die Blitze bleich und zeitenlos.

Aber im hohen Zenith in heiterer Bläue
klirrt des Mondes siegreich silberner Schild,
donnert das Herz des Frühlings und ohne Reue
ist das meine zu sündigen Ostern gewillt:

Siehe, es taumeln die Wächter vom heiligen Steine,
dröhnend stürzt das Gewölbe, der Tag bricht an!
Aus der Gruft im blauen Gewitterscheine
springt der goldne, lachende Pan.

4.
OSTERTAG

Gottes schönster Tag ist angebrochen.
Freunde, laßt uns tief und heiter sein!
Nehmt die Erde, die er uns versprochen,
ganz in euer menschlichs Herz hinein!

Berg und See, den Himmel und die Bäume.
macht sie euren Sinnen untertan!
Sie sind die Erfüllung unsrer Träume.
Schenkt die Gläser voll und stoßet an!

Trinkt das Glück, zu atmen und zu schauen!
Ist es nicht das einzige, das uns blieb,
wenn die Augen an der Erde bauen?
Ach, behaltet eure Augen lieb!

Fühlt das Überströmen dieser Palme,
spürt des blassen Flieders Zärtlichkeit,
liebt das schlanke Grün der Bambushalme,
eng und schön und freundschaftlich gereiht!

Seht, in vollen, träumerischen Flügen
schweben Zedernkronen in die Luft!
Atmet feuchtes Blau in tiefen Zügen
und des Lorbeers süß und herben Duft!

O wie funkeln eure neuen Blicke,
zaubern goldne Sonnen in den Wein!
Freunde, beugen wir uns vor dem Glücke,
Kind der Erde und ihr Herr zu sein!

5.

ABENDGESANG

Unsäglich ist das Glück, ein Mensch zu sein!
O goldne Sonne im Gewirk der Zweige,
ich grüße dich und trinke dich zur Neige,
du meiner Seele wundervoller Wein!

Dein Wesen ist berauschend stark und hold.
Dich keltern jeden Morgen Gottes Hände
und er vergönnt mir, daß ich dich verschwende,
dein weiser Zecher, Priester, Trunkenbold.

Was du verwandelst, liebe ich: den See,
die Flammenflüsse, die metallnen Fluten,
mein tiefster Durst trinkt deine letzten Gluten,
die rosenfarbigen vom Gipfelschnee.

O fülle jede Zelle mir, du Stern,
du Schoß der Schöpferkraft mit Strahlenschwärmen,
daß ich gleich dir zu leuchten und zu wärmen
und, was ich anrühr, zu verwandeln lern!

Die arme Welt wird reich, wenn du sie grüßt.
Sie rollt im Überflusse deiner Schöne,
und ihre Töchter, ihre trunknen Söhne
schreiten dahin, von deinem Licht durchsüßt.

Noch einmal wenden sie ihr Haupt zurück:
Die Tode ducken sich vor deinen Pfeilen.
Sie aber lächeln, ihre Augen heilen
und sie verwandeln selbst den Tod in Glück.

Jetzt sinkst du, Sonne, in erhabner Pracht.
Vom Himmel bebt das fröstelnde Erblassen.
Du aber hast die Liebe mir gelassen,
sie strahlt aus meinen Augen in die Nacht.

ANTON SANTER

BRUCHSTÜCKE

(April 1924)

HANDHABUNG DES TÄGLICHEN TODES

Wie er jene Schwelle nenne — zur Mannheit, zur Kälte und Härte, zum Tode oder zum ernsteren Leben —, das muß jedem Einzelnen für sich überlassen bleiben und einem leichter Fertigen für alle.

Aber es gibt eine Schwelle neuen Lebens: bezeichnet durch die Einsicht, daß an dem, was du warst, an dem, was du bist, und an dem, was du sein wirst, jeden Tag dein Nein so viel teilhat als dein Ja, deine Abkehr soviel als deine Neigung, deine Resonanz nicht mehr als dein Ersterben. Woferne dieses nicht gar jederzeit deine Gestaltung aus lebendigem Überfluß giltiger entschied als jenes.

Es ist nun, als ob diese Einsicht ihren Tag zur Schwelle deines Daseins mache — obgleich sie ja nur zeigt, was von jeher war — weil mit der Einsicht die männliche Kraft kommt, Dingen und Menschen gegenüber bewußt zu ersterben und also jenen täglichen Tod, der mit der Kindheit, ja mit dem Leben beginnt und den die Jugend nur übersieht und im Lärm der Worte überhört, bewußt zu handhaben.

Und dies macht den Ernst und sogar die Milde des Mannes: zu wissen, daß dieser tägliche Tod kein Spielzeug ist, daß nunmehr Erkaltungen und Entfremdungen endgültige werden — ja dieses macht den Schmerz des Mannes, wenn ihn etwa Geliebtes kränkt, sein Schweigen und seine Härte, wenn ihm ein Ansinnen zu nahe tritt, und sogar seine Milde und Geduld gegenüber Kindern und Weibern, die nicht um Unwiderrufliches wissen.

Wenn diese Einsicht so viel macht — die jedem vielleicht nur seine Stunde und nicht ein Anderer geben kann — macht sie nun Lust oder Unlust, also den Tod zu handhaben, oder vielleicht beides zu seiner Zeit?

* * *

Nun, eine Lust ist es, im Herz des Herzens unbewegt zu bleiben, wenn uns fremdes Ansinnen ungefragt nahe tritt, wenn Lüge und Gewalt vor unserem verschwiegensten, innersten Nein zu Dummheit und Schwäche werden statt uns im Inneren zu bewegen zu dem uns Ungemäßen. Dies ist des Todes Handhabung wider das eine Leben um eines anderen Lebens willen, meine ich, um eines Reiches willen, das nicht von der Welt der tiefen Lügen und seichten Gewalten ist — man habe da Recht oder Unrecht vor irgendeinem Gerichte anderer, man sei da gesund oder krank in der Sprache von Leuten, die sich zum Maße aller machen.

Eine Lust ist es, endlich ganz zu wissen, daß man in allem „für und wider" noch eine Funktion des Anderen ist und daß erst das „ohne" frei macht. Wonach die Abkehr entscheidet, nicht aber schlagen und vertragen, falls sich etwa irgendeiner irgendeinem entheben will.

Eine Lust ist es, angesichts dieser Macht der Verneinung endlich die Bedeutung des Eingehens auf Dinge und Menschen zu erkennen. Woraus sich Achtung und Würde im Umgang mit Menschen und Dingen ergibt, so daß man sich des Umgangs aller, die sich zum Maß der Dinge machen und dennoch nicht eigentlich achten, und aller Ansinnen der Dreisten entheben kann, wenn man will.

Eine Lust ist es, belehrt, daß das tägliche Ersterben für dies und das kein Spaß von heut auf morgen ist, sondern leicht bis zum leiblichen Tode reicht, tagtäglich mehr zu reifen in der Handhabung des Todes.

Eine Lust ist es, zu erkennen, daß diese Handhabung weniger die Sache harter Hände und Verstände ist, als des Geistes, der den Traum vom Meister träumt und erkennt, daß alles, was geschieht, sein eigenster Wille sein kann. Also auch die Erkaltung und Abkehr, welche ihm von Menschen kommt. Denn weniger liegt ja daran, was ein Mensch zu wollen vermeint oder behauptet, als daran, was er hinterdem als Ziel seines tieferen und stummeren Willens erkennt. Und nicht einmal daran, ob er diesen selbst erkenne, und ob er dabei nach alter oder neuer Methode vorgehe, liegt so viel, als am Gefühle, daß ihm nach einem tieferen Willen geschieht und daß alles Widerfahren einem wohl oft unenthüllten und unbenannten Korrelat in ihm widerfährt, wie zwei Magnete wider einander fahrend dabei schon Eines sind.

Eine Lust ist es, endlich hinter all den Wörtern einer Sprache für allerlei andere Zwecke, welche schon deshalb

das erste Hemmnis des Denkens ohne jene Zwecke ist, zu erkennen, wie schöpferisch das Dasein erscheint, wenn man es trotz jener Sprache als Ergebnis der untrennbaren Beiden sieht, nimmt und fügt, welche wir besser und bescheidener noch Ja und Nein nennen als Tod und Leben.

Eine Lust ist es, also ja und nein zu sagen, sei es redend mit Duldsamen oder schweigend mit Unduldsamen, und nicht zu vergessen, wie viel es ist und wie wenig, wenn ein solches Ja oder Nein bis zum Grabe reicht: Freiheit ist es, die ich meine.

Eine Lust ist es doch, jenen zu begegnen, welche um dieses Ja und Nein wissen, und darum rede ich.

Eine Lust ist es, auf so schwarzem Grunde das Leben farbiger zu sehen, als die es nur in einer Farbe sehen und verstehen und nicht an andere Augen glauben — farbiger auch als die Schwarzseher — und zu verspüren, daß diese Einsicht Anfang und Ende des einzigen, nicht nur lächerlich-menschlichen Dankes an Unbekanntes ist.

Und dies will ich hinter jedem Satze gesagt haben, in dem ich des Todes Handhabung beim Namen nenne: Nichts gibt es, woran die Welt nicht unerschöpft wäre, deren Gegensätze sich das Gleichgewicht des Daseins halten und den Zeiger einspielen machen am Orte, wo alles sich aufwiegt, das Einzelnes bewegt. Und daß keines Menschen Seele dieser Ort sein kann, aber seiner gewisser werden kann, nicht nur wenn das Gleichgewicht des Alters sie mehr und mehr einnimmt, sondern schon wenn die Jugend ihr „für und wider" und ihr „ohne" vor ihrem heimlichen Gewissen und Selbstbewußtsein zu wägen beginnt, ohne ihr Teil von sich zu weisen: die Überfülle des jugendlichen Chaos. So wahr die wahre Jugend um vieles heimlich besser weiß als um die Worte, die sie davon macht, und jeder Gewalt und Lüge gegenüber das „ohne" handhaben möge, gegen welches alles „für und wider" noch Ge-

fangenschaft ist und welches das Herz durch die Macht der Abkehr härtet und stolz macht.

* * *

Es könnte nun doch noch einer fragen, wie es denn mit der Handhabung des Lebens stehe — etwa einer, der selten spürt, daß sich das Leben ohne ihn handhabt. Freilich ist es vor vielen kaum entschuldbar, einen solchen Frager vorauszusetzen, wenn man ihm die folgende Antwort zu geben hat. Aber es beliebt mir, und ich bilde mir den Frager ein, wie er mir beliebt, damit ich ihm Antwort gebe. Bin ich doch hier unter die Schreiber gegangen.

Ich bilde mir ein, daß dieser Frager besser sei als ich, wenn ich gerade rede und er schweigt, daß er mehr auf sich höre als auf irgendeinen und also von mir nicht beirrbar sei, und endlich, daß er anderen gleich viel hierin zubillige und also ein aufrichtiger Frager und kein polemischer Pharisäer sei.

Und diesem sage ich: Was fragst du noch, Freund, der du ja weißt, daß unser lebendigstes Leben, sei es des „Geistes", des „Leibes", des „Herzens" — und was der flachen Wörter mehr sind — dort ist, wohin unsere Sprache nicht reicht. Die Sprache, die wir also nicht über das wahre Leben stellen, aber so hoch, daß es uns brennt, mehr und mehr auf ihre Funktion als Gegnerin tieferen und wahreren Lebens zu sehen, das ja verflacht, wo man es in Worte faßt. Denn diese sind und werden unablässig des flachen Verstandes aller, der Leichtfertigkeit, der Lüge, der Lärme und seichten Spiele und also des Todes. Und wo das Gemeinsame so sehr fehlt, daß nur die Vereinzelung wohl gedeiht, da kann ein Wort nicht Fleisch werden, aber aus blutigem Fleisch werden leere Worte. —

Und also, mein Freund, muß man, mehr als je vielleicht, heute und hier das Leben vor allem schweigend handhaben. Und es sind darin selbst schwatzende Frauen funk-

tionell noch bessere Meister als schwatzende Männer; soferne nämlich die Hauptfunktionen der Weiber ihnen weniger zu Wort geworden sind.

Im Schweigen also liegt heute und hier, mehr als je vielleicht, auch die freie Handhabung des Lebens, die keine großen Worte ertöten und keine Lüge und Gewalt, die Handhabung des Lebens, die zum Versteckten, Unerschöpflichen führt, unsichtbar und unhörbar vorbei an nötigen, aber glotzäugigen und langohrigen Gewalten, vorbei am vielfachen Gerede, vielfacher als je vielleicht, denn mehr als je vielleicht fehlt das Gemeinsame — bis in die Stille, in welcher jenen das unkäufliche eigene Gewissen hörbar wird, welche so weit kommen. —

Und darin ist noch von den paradiesischen Farben des Lebens — noch angesichts des Chaos und des Versinkens vielleicht auch der Sprache, um deren Erneuung ich ringe — ist noch von den Farben des Paradieses im Leben, — wenn wir zur rechten Zeit alle seine Namen zu vergessen und also aus dem Chaos zu schöpfen wissen, was wir unbenannt und verborgen wahren, gleichviel wie es anderen heiße. Denn die Sprache für alle ist verworren, wo es um seine Sache für jeden geht. Das Fleisch vieler ist wieder Wort geworden. Aber das Leben ist unerschöpft an Verborgenem für jeden, der auch zu schweigen weiß.

Und der festhält: Nur wo noch Überfluß des Lebens ist, läßt sich der tägliche Tod handhaben, nicht nur von außen oder blindlings erleiden, wodurch man von jeher gelegentlich ein Patient irgendwelcher Seelenärzte wurde.

ÜBUNGSBEISPIELE FÜR ANFÄNGER

Wenn nun ein Techniker des Lebens noch fragte nach Beispielen, wo und wie man den Tod handhabe gegen sich und andere, so hieße ich den ausschauen nach Beispielen im Alltag entlegener Breiten.

Da sähe er vielleicht da und dort einen Mann leben, enge zwischen weiblichen Sphären, minderwertigen auf allen Maßstäben dieses Mannes — bewahre, daß ich gleich ihm hierin bewerte — mit ihren in tausend Masken schweifenden Eifersüchten, ihrem Trieb zum Besitze von Menschen und Dingen — bewahre, daß ich selber je besessen war — mit dem Nahetreten, welches zwingen kann selbst zu Müttern zu sagen: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen; es sei denn, auch du lassest dein Kindliches zu mir kommen. — Auch könnte die letzte Spur von Achtung des Mannes einem Kultus gewichen sein, dessen Priester sich mehr weiblich kleiden als männlich, aber — o Pseudonymie der Geschlechter — dabei oft männlicher bleiben als manche andere Männchen usw. So wird nun jenen Mann alles weiter entmannen, was ihn tiefer in jene Sphären einwebt, so vollends, wenn er solchen allzunahen Weibern bewertend mit seinen Maßstäben und großen Worten kommt, welche doch gerade, für den besseren weiblichen Instinkt fühlbar, seine Beschränktheit in dieser Sache ausmachen. Und retten wird dieses Männchen entlegener Breiten nur die rüstige Handhabung des täglichen Todes, die innerlichste und schweigendste Verneinung jener Sphären, die täglich geübte Abkehr und der Verzicht auf jede andere Verständigung als die rein geschlechtliche — welche nicht nur die der Tiere ist —, und die ungeschlechtlich menschliche — welche kein konfessionelles Monopol ist —; nicht ein „für und wider", welche ihn beide gleicherweise entmannen und zur Funktion jener Weiber machen, sondern ein schweigsames „ohne", dessen derbe Übersetzungen noch Schwäche verraten.

* * *

Oder wenn es meinem Frager unglaublich schiene, daß es eine Handhabung des täglichen Todes an sich selbst,

einen Selbstmord durch Arbeit gibt, so hätte der zwar mit wenig Nutzen bis hieher gelesen. Soferne aber ihm dieser Selbstmord bewußter werden wollte als bisher und er es interessanter fände, einen Selbstmord zu überlegen als ihn zu begehen, so möchte er selbst versuchen zu erkennen, was an seinem Dasein er einer Arbeit blindlings opferte oder fürderhin bewußter opfern will. Vielleicht gibt ihm der Versuch mehr willkommenes Freiheitsgefühl und auch mehr unwillkommene Verantwortung als der Glaube, daß seine Arbeit ja Zwangsarbeit sei, wozu sie bei vielen blindlings Arbeitenden freilich bereits geworden ist. Bei solchen, die nicht sehen, was wir mehr als je vor Augen haben: daß so viele ohne jede von anderen so genannte Arbeit alles erhalten, was andere zu ihrer von ihnen so genannten Arbeit lockt und zwingt. Ob es nämlich mehr „lockt" oder „zwingt", das müßten wir füglich Leute entscheiden lassen, welche sprechen, um aus eigenen Nöten Tugenden und aus fremden Tugenden Nöte zu machen, und also nicht die Sprache dieser Erörterung sprechen.

* * *

Oder wenn wieder einer etwa meinte, daß er zugleich eine oder auch diese Zeitschrift lesen und seinen eigenen Weg unbeirrt finden könne ganz ohne die Kunst der Handhabung des „ohne" zu üben, so würde ich das bezweifeln und ihm zur Besinnung raten, auch gegenüber dem Gerede von Gemeinde und Bewegung, welches mir das Bessere an der Funktion des Herausgebers und der Mitarbeiter zu verkennen, wo nicht zu verraten scheint. Ich würde bezweifeln, daß es möglich ist für einen, der gegenüber einer Zeitschrift ganz „für" oder „wider" gehen will, überhaupt noch einen Weg zu finden, wenn er nicht sehr viel Zeit hat und ein Gewissen, das jede Rede anderer übertönt. Und so möchte er meinethalben die Kunst des „ohne" zu aller-

erst gegen mich üben, der ich schon zufrieden bin, wenn er hinfort die ihm jeweils gemäße Abtötung übt, geleitet von seiner Stimme, nicht von der meinen. Vielleicht aber ist es zufällig gerade auch einer, dem das verständige Gerede von Gott uninteressant ist, außer wo man es nicht als Gegenstand, sondern als Symptom, als wahren Lebens Zeichen nehmen kann, wo es dann eben auch was bedeutet, das wäre als ehrliche, bescheidene Grübelei. Es werden freilich in diesem Falle kaum je deutlichere Zeichen des wahren Lebens fehlen, unter welchen mir der Zweifel an der Theologie ein häufiges scheint. Und so halte ich selbst mich an dieses Zeichen, wenn sich meine Abneigung oder Zuneigung einem, der Gott im Mund und Hirne führt, gegenüber entscheidet, das ist ob ich für und wider oder ohne ihn weiterlebe, was jedermanns unberührbare Entscheidung ist, wenn er eben einmal um diese große menschliche Freiheit weiß: ohne etwas weiterleben, gegen etwas ersterben zu können. Und eben weil sich viele diese Freiheit nehmen, und wieder anderen die Unterwerfung unter einige Symbole dafür, daß der Verstand der Verständigen nicht alles sieht, gemäß ist, gibt es wenige Theologen, gezählt und gehalten gegen die vielen, welche sich um Fühlung mit dem Unbekannten mühen: mit ihrem eigenen Gewissen. Und diesen sei es abermals gesagt, daß man als Feind die Funktion seines Feindes ist, so daß man freier bleibt, wenn man seine Feinde liebt und es ihnen überläßt, einen nach Belieben gern zu haben. Ja, es geraten Pfaffenfeinde in Gefahr, so sehr die Funktion gerade ihres „Pfaffen" zu werden wie etwa Don Quichote die Funktion seiner Zauberer. Und vielleicht geraten sogar Kirchenfeinde so weit, die Funktion eines Teiles einer Kirche zu werden, etwa gerade jenes Teiles, den Jesuiten dann als das eigens zum Ärgernis und zur Prüfung der Gläubigen vorhandene Detail bezeichnen — womit sie mir

nicht etwa mehr Unrecht haben als jener Kirchenfeind. — Seien wir also vorsichtiger und bescheidener als Feindselige und sagen wir nur:

Das Gewissen ist eines von den Dingen, die man besser nicht aus zweiter Hand nimmt — wiewohl das Gewissen aus zweiter Hand so leicht und billig zu haben ist im Handel, neuestens auch von Psychiatern. Die Theologie ist aber eine konservative Funktion, welche sehr aus zweiter Hand lebt, und seit je mit Autoritäten begründet. Und mögen solche Hände auch reiner und stärker sein als andere, das Gewissen bleibt doch eines von den Dingen, die man besser nicht aus zweiter Hand nimmt. Und wer sich daran hält, steht damit schon jenen starken und reinen Händen näher und hat den heiligeren Geist darin als deren und dessen theologische Erörterer in der Funktion der Erörterung. Und wird wohl meist am besten tun, ohne Theologie fertig zu werden und nicht in ihre „für und wider" einzugehen; ohne zu meinen, er sei damit auch dem ganzen kirchlichen Seelenärztewesen und -unwesen irgend gerecht geworden.

* * *

Es könnte ferner gerade heute einen, der nicht durch verstopfte Ohren beschützt ist, eine primitiv bewertende Rassenkunde oder eine kompliziert bewertende Seelenkunde zu ihrer Optik verlocken noch bevor ihn die eigentliche Rolle aller Bewertung in solchen Dingen überhaupt gegenständlich interessiert hat. Und bevor ihn die Psychotherapie aller unbewußt idiotisch, d. h. nur sich selbst Bewertenden herzlich interessiert hat, so z. B. der bloßen Rassenapostel aus Osten, Norden oder Sion; und der bloßen Psychotherapeuten, gleichviel ob sie Psychoanalyse seit vorgestern treiben oder Psychosynthese seit es Religionen als Seelenheilanstalten gibt.

Einen solchen, wie der imaginäre Leser sieht, noch in der Blüte seiner Unschuld Irritierten, imaginiere ich hier lediglich als einen unter den vielen Lesern, um ihm raten zu können: Er möge es zuerst probieren, seinen unschuldigen Geschmack und sein sicheres Gewissen zu bewahren ohne auf das Ansinnen der Bildungsphilister und Buchhändler einzugehen und die geistigen Moden aus zweiter Hand für mittlere Großstädte alle mitzumachen. Gelingt es ihm aber nicht, was ich ihm zu gute halte, dem menschlichen Denken, welches in unserem Chaos mehr als je Menschen typisieren muß, abzusagen, so möge er ein Auge haben auf alle Unzulänglichkeit, welche sich bei solchen Gelegenheiten nur noch durch bewertende Rassenkunde und Psychologie vor sich und anderen zu betonen weiß. Er möge fallweise derartigen zeitraubenden Figuren ausweichen und beileibe ohne jede Gegnerschaft ersterben: Wahrlich unbeschadet der ernsten Dinge, um die es dabei geht, solange einer ohne Programm und Schwatz, suaviter in modo fortiter in re, in solchen Dingen soviel wirkt als er eben — wirklich ist.

* * *

Vielleicht gibt es einen, dem Beispiele aus den Niederungen parteilichen Lebens gemäßer sind, etwa weil er eine Erniedrigung durch jederlei Teilnahme an Gesinnung und Wirkung ephemerer Parteien angesichts der Kampf- und Werbemittel derselben verspürte, dieser sonderbare Heilige. Der aber sich mit dergleichen erniedrigt, nicht etwa weil derart Erniedrigte bisweilen erhöht werden und nicht nur um Feindseligkeiten auszuweichen, wie man wohl die Gebräuche Andersgläubiger auf Reisen bisweilen mitzumachen hat, so lange man weiterreisen will, sondern mehr: weil eben eine Sache erst dann abgetan ist, wenn wir nicht einmal mehr ihr Gegner sind, nämlich kein

Gegner mehr, der sich noch auf sie einläßt, wie sie wohl lieber möchte als gar nichts, und lieber möchte, als daß daß man ihr erstirbt, statt ihr als Freund oder Feind zu leben. Einer Sache oder Person gegenüber ersterben, ist aber ja entscheidender als alles für und wider und kann irgendeinem sein wahres Leben bedeuten. Und es ist, je verborgener es schweigt, umso mehr die Antwort der Wahrhaftigen für die Unwahrhaftigen, welche mit dem Knüttel in der Hand oder hinter dem Rücken — unehrlich also — nach Gesinnung fragen aus Gründen — Gründen, die den Wahrhaftigen, der jenen Ohnmächtigen abzusterben weiß, vielleicht nicht einmal interessieren, solange es nicht ums tägliche Brot geht. So also ist die Antwort auf unwahrhaftiges Nahetreten — und wer es fassen kann, wird es schon fassen, und wäre es auch zunächst nur, um künftig ein besserer politischer Rechner zu sein, welcher auch mit Schweigenden zu rechnen versteht, nicht nur mit solchen, die fortiter in modo suaviter in re allzeit Innerlicheren unterliegen, auch auf der Bühne Welt. — Möchte ich doch dies nicht nur in deutscher Sprache geschrieben haben! —

Es ist vielleicht in manchen Breiten möglich, daß sich so einer seinerzeit ernstlich gefragt hat, ob er der allgemeinen Wehrpflicht, dieser von so vielen Tausenden überlisteten, also vielleicht ab ovo unintelligenten Gewalt, folgen solle und daß so einer sich später ernstlich fragte, ob er der allgemeinen Wahlpflicht genügen solle — waren doch beide Ansinnen von ähnlichen, ich weiß nicht welcher Rasse oder Religion gemäßen Plakaten aus an ihn gerichtet usw. Nun diesen — möge ihn der Wahn, daß seinesgleichen viele seien und je ein Verein werden könnten, ohne zunichte zu werden, nicht allzu viel Zeit kosten — möchte ich fragen, ob nicht seine Frage, ob er wählen soll oder nicht, noch immer viel Lärm ist um etwas, das

ihm eigentlich nichts ist, gleichviel ob und wen er da wähle. Und ob er sich eben aus nichts nicht am besten nichts macht, so wahr dies alles nicht eines Apostels Rede, sondern eines Zweiflers tolerante Frage ist neben anderen Geschmäckern, denen Unduldsame und ihre Mittel besser zusagen. Höchstens wieder mit einem Zweifler ist ja die Einsicht zu teilen, daß man mit den Dingen fertig wird, indem man ihnen erstirbt, nicht indem man, „für oder wider", ihre Funktion wird. Hätte aber jener diese Einsicht, und wäre also gefeit gegen das dumme und kluge Ansinnen, in der Sache anderer bis zur Seelenlosigkeit restlos aufzugehen, nun so möchte ich mit ihm schon einmal die Welt leben lassen wie sie ist, so wahr sie mein Auge leben läßt, dem die Gebilde so gefallen, daß es nicht erblindet; und wie mein Ohr die Welt leben läßt, das ja nicht taub ist gegen das Laute; und wie meine Nase reinen Atem liebt und Kot und Äser flieht; und wie mein Leib, der ja trotz so vielfacher Handhabung des Todes warm ist wie ein Hund und nicht kalt wie ein Stein; und so wie mein Zweifel an aller Welt die Welt nicht tötet, sondern lebendiger macht!

* * *

Mit dir also, wenn du also gefeit bist, mein Leser, lasse ich die Welt leben und darin ohne Spott auch die Gesinnungsparteien der Mischlinge in jeder Hinsicht. Ich wäre ja sonst selbst eine Funktion der Parteiung, etwa wie ein Anti-Semit die Funktion seines „Semiten", oder wie der Brave die Funktion seines Bösen, oder ein eitler Zweifler die Funktion eines eitlen Gläubigen; oder wie irgendein Arzt die Funktion seines Kranken werden kann.

Aber ich kann die Parteien nur leben lassen als das, was sie sind — von mir aus viel unbescholtener als von einander! aber behaftet mit der funktionellen Lüge und

Gewalt aller menschlichen Massenbewegungen, die eine ihren „Führern“ und mir unbekannte Rolle in unbekannten Umformungen spielen und deren Parteigänger sich dabei maskieren, sie wissen nicht wie, und reden in einer Sprache, die doch für Einzelne gemacht ist, während die Menge als solche nur brüllt. Und ob wir sie als berufene Opfer so unbekannter Berufe betrachten oder als unberufene gleich Säuen, die in ein Feuer laufen, macht wenig aus. Genug: sie leiden aneinander und wissen nicht recht wozu; oder bescheidener gesagt: ihre Einzelnen nur leiden, soviel wir Einzelnen wissen können. Und es ist Parteiung eine Sache, bei welcher viele leiden, aber der eine seinen Trost im Triebe hat, ein Glied oder ein Führer einer Masse zu sein; der andere im eingebildeten Dasein, welches Worte gewähren; der dritte, vielleicht der Ahnungsvollste — im Jenseits. Andere freilich leiden überhaupt nicht. Ja, man kann sich wohl bei jeder Partei wie im Himmel befinden, falls man Geschmack daran hat.

* * *

Wenn aber einem, sei es wo immer und wann immer, die nötigen Triebe und Ahnungen und der Geschmack an den Leiden und Freuden einer Partei fehlten — nun, so ist dieser dort und dann zur Unparteilichkeit berufen, und es mögen ihn andere Triebe und Ahnungen und andere Leiden und Freuden geleiten. Vielleicht der Trieb einzeln zu sein, die Ahnung eines noch Künftigeren, als welcher Stand zunächst an die Krippe kommt, und eines Künftigeren, als es manches auf hier und heut bezogene Jenseits ist, die Leiden eines Unparteilichen, den man verleumdet, daß er sich Schiedsrichtertum anmaße, und endlich die Freuden, welche verbleiben, nachdem alle irgendwie Partei genommen haben: eben daß ein Rest oder

Kern dahinter weltentzogener, aber faßbarer und härter wird als sonst, ohne daß es einer Mühe wert ist, der Welt irgend etwas zu weigern, wofür sie einen Sinn hat. Denn gerade für jenes Eine hat sie keinen und muß es also unbedroht lassen: worin einer in seinem eigenen Kerne leben oder absterben will. Und so möge auch diese Freiheit, die ich immer meine, den Unparteilichen geleiten, wenn man ihm übel nimmt, was die Priester mancher Staaten noch immer auf ihre Fahne schreiben dürften, wenn sie wollten.

* * *

Diesen imaginären Unparteilichen könnte es anwandeln, jeweils die „gesinnungsloseste" Partei — wie ihre Gegner sagen würden — oder die jeweils am wenigsten parteiliche — wie der Unparteiliche sagen müßte — zu wählen. Oder es könnte ihn Neugierde anwandeln, die „verlogenste" Partei zu wählen, d. h. jene, welche in der Tat am weitesten und häufigsten von ihrer „Gesinnung" abweicht, aber dennoch — und dies wäre eben das Bestätigende und Erhebende für den Unparteilichen — viele Parteigänger enthält, welche trotz solcher Schalen lebendige Kerne haben. Oder es könnte unser Unparteilicher aus Lehrbegier eine Partei wählen, die von heut auf morgen handelt, aber vielleicht im guten Glauben so schwatzt, als ginge es um das ewige Gleichgewicht von Leuten, die nur das ewige Ungleichgewicht bewegt — und die ebenfalls Mitglieder mit unerstorbenem, wahrem Leben enthält. Derart sind unter vielen, vielen anderen einige Möglichkeiten für den Unparteilichen, von sogenannten Gesinnungsparteien glimpflicher zu reden, als man sie selbst von einander reden hört. Und häufig sind die Lockungen, jeweils zu der zu halten, welcher ihre geringe Gesinnungsklarheit, geringe Parteienergie, ihre Statistik,

ihre Anpassungsfähigkeit an Zeitlagen oder Einzelne jeweils am wenigsten dreiste Ansinnen an Unparteiliche nahelegen; die Lockungen, auf jede Spur eigener Vorbildlichkeit gegenüber dem Drang und Hang zur Parteimassenbildung mitwirkend zu verzichten; zur Abtötung seines Verantwortungsgefühles als Gleichberechtigter mit jedem Wähler und mit jeder Wählerin eine Gesinnungspartei — also eine von drei bis vier in der Gegend üblichen Gesinnungen zu wählen.

Aber da ist vielleicht noch eine stärkere Lockung: zum Zweifel daran, daß wirklich die ganze Jugend restlos aufgehe im Anschluß an jene Gesinnungen, deren äußere Zeichen sie vielleicht oft mit leichterem Sinne trägt, als man solche Negationen anderer für immer ertragen kann; und zur Frage, ob nicht Einzelne dieser Jugend, deren Lernen und Altern ja in die hohe Zeit der Lüge und Gewalt fiel, jederlei Massenbildung schon so überdrüssig seien wie Männer und nur darin noch nicht Mann seien, daß sie noch — wortlos vielleicht — nach sichtbaren Zeichen höherer Gemeinschaft um sich schauen. — Wahrlich die einzige Lockung für den Unparteilichen zur Sünde wider den Geist, der jedem Geborenen alsbald gebietet, älter und gescheiter zu werden, nicht jünger, unwiderruflich und täglich zu ersterben seinem Ungemäßen, nichts Gelerntes zu vergessen und an jeder Gemeinschaft mit Abzeichen zu zweifeln, die jeder sieht. Dieser Lockung zumeist müßte unser Unparteilicher widerstehen, damit die Jugend nicht endlich sogar den Satz zum Bannerspruche mache, daß es auf keinen Bannerspruch ankomme und auf keine Partei und keine Schule ankomme, wo es sich um die Unparteilichkeit handelt: deren Sache es ist, durch alle Schalen und ihre ihrer Ehren werten Funktionen nach dem Kern zu sehen und nach seinen ganz einfach anderen,

keiner solchen Ehren werten Funktionen, welche offenbar werden, wo Schalen faulen oder zerschlagen werden durch Energien von außen.

Möge es dir wohlgeraten, du Unparteilicher, wo du dich mit wahrer Bescheidenheit so nackt bekennst, als hättest du keinerlei Schale nötig, anstatt dich unauffällig zu kleiden und doch das Reich gelegentlich zu wahren, das nicht von der Welt ist, in der die Kleider Leute und die Gesinnungen sogar Fachleute machen. Möge dich die atomistische Lehre von Kern und Schale, von „ohne", „für" und „wider" geleiten, damit du in allen Parteien trotzdem Kerne findest, und trösten, wenn dir kurzsichtige Rechner in Parteigesinnungen aus irgend einer wahrhaftigen Anpassung an den Wandel der Zeit Untugend zu machen versuchen. Möge dir, imaginärer Unparteilicher, gerade die rüstige Handhabung des täglichen Todes alle parteilichen Klugschwätzer und Nahetreter so sehr vom Leibe halten, daß dir vielleicht dereinst sogar Verständnis für Parteiungen möglich wird, welche einer Teilung im Dasein mit gegenseitiger Achtung schon ähnlicher sind als einem Krankheitsbilde auf Unkosten dessen, der nicht gerne mit Parteiungen spekuliert und mit Gesinnungen „rechnet". Und zum guten Ende möge es gar den Parteien selbst gelingen, ihre besten Parteigänger mehr und mehr an deren Sachlichkeit und echter Anpassungsfähigkeit als an einer „Gesinnung" zu erkennen, welche nur mit Hilfe großer Worte überhaupt definierbar ist und demnach zu einer immer neuen Inkongruenz zwischen Wort und Tat führt, die jedesmal um so ärger entstellt, je weniger man sie eingesteht. Es wäre dann auch diese Übung des täglichen Todes gegen die tägliche Phrase des Parteilebens da und dort auf Erden eine so erbauliche Übung, daß man sie nicht nur den sonderbaren Heiligen als unschädliches Spielzeug überlassen sollte.

STATT EINER KRITIK

(E. L. zugeeignet)

Geben wir zur Erheiterung nun das Wort einem Jemand, der es zuerst nehmen wollte, um als Kritiker den Werken eines Malers zu huldigen, aber nur seiner eigenen Unzulänglichkeit begegnete. Wahrlich ein verkehrtes Unternehmen, aber wie oft bei derartigen Verkehrtheiten ungefähr Ehrlicher vielleicht wenigstens nütze, auch in Bruchstücken eben die Verkehrtheit in der Sache ans Licht zu bringen und bessere Kritiker lachen zu machen, was schon mehr ist, als sie selbst immer zustande bringen. Dies ist also der Titel, den ich der Sache gebe, und nun hat jener das Wort für seines vergeblichen, lehrreichen, erheiternden Versuches Anfang und Ende.

* * *

„Wenn einer eine Umwelt darin weder liebt noch achtet, daß sie ihre Stile vergangenen Zeiten entlehnt, deren Erbe sie noch weniger ist, als es die mehr oder minder geraden Nachkommen jener Voreltern sind, so kann dem Manne vom Kunstverstande nicht geholfen werden und auch von solchen Künsten nicht. —

Oder wenn er sich konkret dazu bekennt, daß ein gotisches Rathaus und ein antikes Parlamentsgebäude, in einer levantinischen Stadt Mitteleuropas z. B., keinerlei Leben bezeugen als den musealen, wo nicht barbarischen Trieb, Dinge aufstellen, mit denen bestenfalls der Verstand und die Einfühlung jener was zu tun hat, die so ganz aus zweiter Hand leben, wie man das in Schulen lernt, so kann von dem Manne dem Kunstverstande nicht geholfen werden und auch derlei Künsten und Schulen nicht.

Oder wenn — ja, das ist ein weites Feld, wo nicht gar eine Wüste. Eine lächerliche Wüste voll der Schatten, die aus zweiter Hand leben, die schon in Schulen gelernt

haben, dafür gute Noten zu bekommen, und Schatten sich besser schmecken lassen als Fleisch und Blut, das kannibalische Gericht, das zu bedenklichem Betragen reizt; nämlich zu lebendigem Betragen, das die Schatten bedenklicht macht, denn es macht sie mithopsen, und wäre es als Kunstkritiker.

* * *

Aber vielleicht nirgends besser als in der Wüste lernt man auf Lebens Zeichen achten! Nichts vereinzelt mehr als die Wüste, das Chaos, die Einsamkeit, in welcher Gemeinsames und also auch Kultur — kann man bescheidener sein mit dem Kennwort europäischer Schwätzer? — fehlt. Und mir scheint diese Vereinzelung eine Schule, in der man aus erster Hand leben lernen und solchen Lebens Zeichen geben lernen kann, welche die einzigen Künste sind, die nicht schon mit der Geburt des Teufels, des Verstandes, in unserem Falle des Kunstverstandes, des Historikers und des Museums sind.

Und also gewinnen wir dem stillosen Chaos ohne Gemeinsames, gewinnen wir der Unkultur das Beste ab, nachdem wir uns ermannt haben, ihr Antlitz zu sehen, und bis zu ihrem Mütterlichen weiter drangen, vorbei, wo andere sich in den Kleidern und Masken der Hure verfangen und begnügen an der Lüge, ungeleitet oft sogar vom analytischen Verstande ohne Hoffnung auf Synthese eines gemeinsamen Lebendigen.

Und wir sehen und loben sogar die Fruchtbarkeit der Unkultur, deren Kleider schlimmer sind als ihre mütterliche Blöße, und welche Einzelne erzeugt, aber freilich keine Resonanz für ihr Werk sichert.

Ob sie aber für das, was wir tun, gleich ein Ohr habe, ein Auge, einen Hall, das darf uns nicht zu viel kümmern, solange sie noch ihr mütterliches Amt tut und Einzelne gebiert, die aus erster Hand leben. Ihr trächtiges Chaos

aber besteht und entsteht ja aus dem Überschuß an Energien in Einzelnen, wie die ungeordnete Schmelze aus dem kalten Kristall.

* * *

Nein, es ist für mich keine Aufgabe, am Gerede über unsere Kultur teilzunehmen. Mag es im Kreise, der den Leser umkreist, anders sein — ich lebte zu lange schmerzlich im Gemisch ohne Gemeinsames, es sei denn in ausdruckslosen Larven, ich ward dem gegenüber zum bloßen Verstande, diesem Abzeichen der Armut und des Todes. Ich ließ mir den blinden Hochmut des Verstandes wie seine bescheidene und erhabene Sachlichkeit in die Ohren reden. — Endlich aber einten sich die Tatsachen meines Kreises zu einer zentralen Frage. Diese fragt nicht, wie für uns das Gemeinsame einer sogenannten Kultur zu machen sei — eine verkappte Narrenfrage ist es ja doch, als Einzelner so zu fragen —, sondern zunächst, wie Einer mit dem Gegebenen, nur als Chaos Gemeinsamen seines Kreises fertig wird, in dem er geboren und dem er gegenüber gestellt ist, daß er damit lebe und sterbe und vielleicht, daß sein Bekenntnis einen anderen seinesgleichen erreiche und mitverzichten mache auf jene Lügen, welche ablenken von der Einsicht: daß er nicht in eine Kultur mit bedeutendem Larventum, sondern in eine Unkultur ohne Gemeinsames und also mit unbedeutendem Larventum gestellt sei. Das ist die schmerzliche Wiege, in welche viele gelegt wurden, denen die Fügung eine abseitige Werdung ansann, deren Zeichen und Spuren ihresgleichen besser weinen und lachen machen als das Gemeine. Also ihr, geübt aus Nöten Tugenden zu machen, wendet diese so oft schlimmere Kunst, der Wahrheit halber, heute gegen das Dasein, und wollt es wahrhaben, daß es die große Aufgabe ist, auch für einen Künstler,

in einer Unkultur einzeln fertig zu werden und vor allem sich selbst und andere darin unterscheiden zu lernen.

* * *

Wie viele Unterschiede gibt es doch, welche Menschen tiefer scheiden und bei mehr Gelegenheiten kennzeichnen, als beispielsweise heute ihre politischen Gesinnungen und sonstigen Konfessionen. Diese Teilungen nach Konfessionen im weiteren Sinne sind für kein natürliches System derzeit zu brauchen, sind nach unwesentlichen Merkmalen vollzogen; es ist, als ob man Tiere etwa nach ihrer Schutzfärbung einteilen und nebeneinander ordnen wollte, noch dazu nach einer Schutzfärbung, welche sie lediglich „bekennen". Und so ist es wahr, daß man, wo äußere Zeichen fehlen, meist fast alles eher und leichter gewahr wird, als derartige Konfessionen, zu denen sich einer bekennt, er weiß so oft nicht genau wozu. Diese fixen äußeren Zeichen — für etwas, das der Idee nach sich als wesentliche Struktur wahrlich ohne äußeres Abzeichen vielgestaltig und jederzeit im Leben ausweisen sollte — sind eben heute unentbehrlicher als je, als Erkennungszeichen, ohne welche in einem Gemisch einiger Konfessionen sich Pharisäer, Zweifler, Erfolganbeter, Einfältige, Direkte und Indirekte, Leute mit gebundenen und Leute mit freien Kräften, ja sogar oberflächliche Typen der Drüsenpsychologie oder der Rassenkunde usw. leichter gegenseitig als ihresgleichen erkennen würden als die Konfessionen. Nein — ein Seelenklassifikator müßte heute ein faktisch, nicht der Idee nach, so unwesentliches Merkmal wie die Konfessionen ablehnen, wo es auf eine gute Systematik ankommt, die was besagt. Das ist der Befund, was heute die Konfession, das, was einer bona oder mala fide von sich öffentlich bekennt, angeht: daß sie allzu oft praktisch nichts besagt. Womit vielleicht ebensoviel für wie gegen die

Konfessionen etc. gesagt ist und nichts gegen jene, welche wünschen, daß sich das ändere; so wahr ich selbst das lieber anders hätte.

Nennen wir aber andere, wesentlichere Merkmale, an welcher sich ihresgleichen schon öfter und rascher erkennen können; etwa ob einer gewohntermaßen mit dem Strome schwimmt oder gegen den Strom, ob einer seinen Anschluß an das Bewußte sucht oder an das Unbewußte, ob er ein Zweifler ist, den ich meine, oder nicht, ob er nach seinesgleichen sucht oder nach seinesungleichen, ob einer gleich dem Atom im Kristall mit gebundenen Kräften an anderen haftet und als Verbundener die Ordnung preist, welche alle im Gleichgewicht hält und keine Kräfte nach außen wendet, es sei denn als Widerstand des Ganzen und als — Energie der Oberfläche, oder ob er von Übermächten dissoziiert einzeln wandert, ein Jon, ein Wanderer mit freien Kräften, für und wider geladen, Freunde und Feinde begegnend und an sich bindend — ob einer Gewalt bejaht oder verneint, ob einer die Figuren des Welttheaters feiert, um also noch als Besiegter seine Erfolganbetung zu retten, oder ob ihm solche Figuren nichts sind als eitel, wo sie ohne ihre Bedingtheit erscheinen wollen. Ob einer als Musiker oder Darsteller, Physiker oder Historiker, Theoretiker oder Techniker, Verwässerer oder Verdichter auf das Unerschöpfliche der Umwelt zu antworten pflegt, was tiefe Scheidungen ausmacht und dennoch von jener Resonanz überbrückt ist, welche durch Augen und Ohren, nicht aber nur durch Worte oder gar nur durch die Sprache dichtender Wörterfetischisten in uns eingeht.

In dieser Welt also steht auch der Künstler und sein Werk, wenn er um sich sieht. Und darin muß man ihn und sich selbst in Funktion sehen und weit besser unterscheiden, als es mir hier gelang, auf daß man nicht anhebe,

leichtfertig zu schwatzen. So wahr uns keine verständige Unterscheidung letzten Endes scheidet und einigt, und es die Berufung der Bescheidenen ist, noch dahinter zu kommen, und man auch dieses wissen muß, bevor man weiten Mundes anhebt, etwa einen Maler zu loben und zu tadeln.

Also wäre es nötig, zuerst weit besser auf diese Buntheit zu weisen und dann erst auf den Maler darin, dessen Werk nicht aus zweiter Hand genommen und von ihm an den Kunst-Verstand verraten, sondern als seines Lebens Zeichen entstanden ist. Woran Lob und Tadel anderer so oft schon zu Fall kommt, weil es funktionell unbescheidener und also dümmer ist als sein Werk. Die Welt seiner Bilder soll aber wenigstens bei meinem Versuche und Hinweis unberührt von meinem Verstande bleiben, und das ist das einzige Vorbildliche für Kritiker in meiner, wie ich spüre, mißlingenden Kritik und vielleicht das Wenige, was ich gegen die Bemühung eines kunstverständigen Lesers, den Zusammenhang solcher Abschweifungen zu sehen, einzusetzen habe, wo nicht vielleicht noch eben diese Gelegenheit selbst zu der so kennzeichnenden Reaktion und Befragung, ob dies und das mit dem und jenem etwas zu tun habe. — —“

* * *

Ich muß einschalten, daß meines Erachtens unser geborener Nichtkritiker hier am Ende des Anfangs seiner Kritik war. Der eigentlichen Kritik, nämlich dem öffentlichen Gebrauche der Bilder zu seiner oder wenigstens seines Kunst-Verstandes Selbstbespiegelung, war er entweder nicht gewachsen oder er hielt es aus Bescheidenheit für überflüssig, hierin noch ein weiteres Vorbild aufzustellen, oder er war dem Maler zu befreundet oder zu höflich gegen Beschauer, um sich zwischen die Bilder und andere Augen zu schieben. Wie dem sei, der Verlust ist

ersetzbar durch das Gerede anderer, ja für manchen vielleicht schon durch die Bilder selbst. Und so gehen wir zum Ende dieses unkritischen Bruchstücks über, welches so gar nicht vermag, Bilder zu ersetzen, oder auch nur insgeheim vorauszusetzen, daß im Kunst-Verstande mehr wahres Leben sei als in der Kunst, oder auch nur jene scharfsinnigen Leser zu ergötzen, welche nicht lesen, um neue Begriffe zu begegnen, sondern um ein Schachspiel mit ihren altgewohnten mitzumachen.

* * *

„Vielleicht wäre es besser, vor allem anderen und nicht erst am Ende von der Pseudonymie des Daseins zu sprechen, wenn man von Künsten und Künstlern spricht. Oder ist es das Ziel und beste Ende, wohin solches Gerede führt, eben die Pseudonymie des Daseins besser zu sehen? Nun, ich will sie als Anfang und Ende nehmen, wahrhaben und nicht wegschwatzen und ihr so einen Zahn ausbrechen.

Es ist gut, etwas in einer Litanei zu besingen, das viele Blüten und Früchte aus einer Wurzel hat. Besser klingt eine Litanei als die Inhaltsverzeichnisse und Titel der systematischen Geister, welche es so oft bei Titeln bewenden lassen müssen. So wahr man zu meiner Zeit in Schulen lernte, Inhaltsverzeichnissen nachzugehen, nicht Inhalten. Und so wahr es einen Teufel gibt, der zur Systematik verlockt, welche falscherdings Gründlichkeit heißt; denn nicht auf den tieferen Grund geht sie, sondern auf die weitere Oberfläche. Also besinge ich unsystematisch die Pseudonymie des Daseins, das Verhängnis, daß keiner und nichts beim wahren Namen genannt wird, wo nicht durch geschlossene Lippen, die Rolle, welche das spielt, und wie man ihr Gutes und Böses nachsagen kann, wenn man noch Lust hat, Gutes und Böses nachzusagen, statt unter die wahren Epiker zu gehen. Mag es zugleich meine Kritik sein und aller Kritik und Kunst wohl bekommen,

abermals zu sagen und anzuhören, daß keiner ganz beim Namen genannt wird, wo Menschen reden.

* *
*

Mit dir fang ich an, du Pseudonymie aller Uniformen, aller Kleider, welche Leute machen, aller Rollen, welche menschliche Organisation erzwingt gegen den Einzelnen. Du faßlichste und gemeinste Groteske des äußeren Daseins, so wenn Inneres über dem Äußeren vergessen wird, so wenn du überlebte Maske bist oder verlogene Maske oder verfehlte Maske eines, der nicht weiß was er will, oder Bettlermaske ums tägliche Brot, oder tierische Schutzmaske unter andern, ja Maske gegen das eigene einseitige Ich — was alles aus den Kleidern zu machen ist, welche „Leute machen" und alles weniger lächerlich ist als manche Rassenmaske. Du bist die erste Schule und Weide für die Wonne großer naiver Schauspieler, denen nur das Darstellen selbst mehr als eine solche Rolle ist. Du machst auch den zur Groteske, der dich bloß verneint und vor dir irgendwie vierbeinig in Wälder flieht oder in Vergangenes und dann die Elixiere seiner Selbstbespiegelung zu Markte bringt. Denn ein Andrer macht aus dir, was aus dir zu machen ist, du Pseudonymie des bekleideten Menschenwesens, einer, der deine Rollen unermüdet bezweifelt, aber Rollen sein läßt mit epischer oder wissenschaftlicher Haltung der Seele. So wahr es den Ruhm und Schimpf dieser Haltung ausmacht, sich für Übermächte nicht verantwortlich zu fühlen, sondern sie darzustellen. So wahr epische Haltung und Sehnsucht nach Freiheit und Verantwortung sich mehr ausschließen als Kreuz und Schwert. Und so wahr es gut tut gegenüber dieser großen Pseudonymie und ihrer seelenauflösenden Enthüllung einige menschliche Urgebärden durch einen Maler erstehen zu sehen.

Aber was ist diese Pseudonymie der menschlich verteilten Rollen und Kleider, gehalten gegen andere — wie

gesagt ein Spielzeug für den großen naiven Schauspieler, den ich dabei lassen und loben will; bereitet doch schon sein Spiel einem Lächeln die Wege, welches auch an Gräbern menschlicher ist als die Maskenspiele, die wir an Gräbern sehen und dulden. Dich, du tiefere, möcht ich nun beschwören, du Pseudonymie aller menschlichen Darstellung, sei sie Kunst geheißen oder nicht. Denn über dich doch wohl geht unser vieler Weg zur letzten, geht auch einer der Wege dahin, wo keine Worte beraten.

Leicht ist es zu fassen, daß die Figuren aller Dramatik Pseudonyme Lebendiger tragen, miteinander zu Worte gebracht aus dem Wissen und Gewissen, daß keine Figur allein für die ganze Seele steht, in der so vieles nebeneinander lebt. Aber Wetter gibt es in Menschenseelen, die nicht nebeneinander und miteinander spielen, die nur Nacht sind oder Tag oder Leidenschaft oder Fügung — wie vieles gibt es, das nichts neben sich hörbar läßt, wenn es ertönt, das aber kommt und vergeht. Denn auch im Nacheinander leben viele, und ihrer bist du, vom Kunstverstande so genannte Lyrik.

Wohl hast du die Seele erfüllt in unmeßbaren Sekunden, aber aus Tagen und Jahren ist der Mann gemacht, also deckst du nicht, was er ist. Und auch wenn er alle gleichstimmigen Minuten seinem lyrischen Dasein entnimmt und fügt, so ist der Name, den er drunter setzt, nicht „ich", sondern ein Teil davon. Und auch an aller Lyrik haftet die Pseudonymie, deren Kenntnis den Schöpfer selbst oft trösten mag und lehren, daß auch der Lyriker, ohne zur Karikatur zu werden, nicht restlos sich, sondern nur — Gezeiten auszusagen vermag. So wahr genug Augen dafür wachsen, zu sehen, daß derartige lyrische Gezeiten nicht mit einem ganzen Manne zur Deckung gebracht, wohl aber nebeneinander gehalten werden sollen um der Billigkeit willen, als Bruchstücke unvollkommener Äußerung. Nur

du, Pseudonymie aller Äußerung, wahrst noch dem Dasein dahinter höhere epische Haltung und Würde, gleichviel ob die Lyrik eines Daseins Resonanz findet.

Aber nicht nur der Autor, mach er Verse oder Bilder seiner Gezeiten, muß das gegenwärtiger halten als es gewöhnlich ist, sondern auch die anderen gegenwärtiger als es sehr gewöhnlich ist. Und diesen hätte jeder Autor zu sagen: Mein Autorname, gleichviel ob er auch auf Rechnungen steht oder ein „Pseudonym" ist, benennt nicht mich, sondern — ein Werk von mir. So wahr der Deckungsversuch zwischen einem „Decknamen" — welcher ein Werk deckt, nicht einen Menschen — und einem ganzen Menschen einen Rest ergibt und so unschwer zur Karikatur führt, welche übrigens ein uneingestandenes Ziel fast aller ist, die für das Werk selbst als Lebens Zeichen keine Resonanz haben — und also ein nolens und volens erreichtes Ziel gar mancher kunstkritischen Betrachtung. Wahrlich ein Pseudonym führt weniger leicht irre als der Name, wofern man vergißt, daß sich nichts Geschaffenes — auch die Bekenntnisse eines Heiligen nicht und die Musik eines großen Musikers nicht und die Gebilde aus dem farbigsten Raum der Seele nicht — restlos mit dem Schöpfer deckt, sondern entstiegen und entnommen ist, damit das wahre Leben selbst mit seiner Unerschöpftheit anschaulich werde und wir seiner auch durch die Sinne gewiß werden, nicht aber damit Menschen zu Götzen gemacht werden um eines impotenten, selbstgefälligen Anbeters willen. Nicht damit das Leben über dem Werke vergessen und verleugnet werde, sondern als Lebens Zeichen muß man Werke nehmen und die Namen dazu, und den ganzen Namen dem Lebendigen und seiner Freiheit geben, nicht — auch töricht unbewußter Weise nicht — seinem Werk. Und besser ist es, am Werke und dessen Namen zu zweifeln als am Leben, dessen Zeichen es ist

oder war. Es führt die Einsicht in diese Pseudonymie menschlichen Schaffens am besten zum Werke für Schöpfer und Hörer, am weitesten von beirrendem Persönlichkeitskult, am nächsten zur Quelle, der auch noch das Leben anderer Völker mitentspringt, welche weder die Leiden des Einzelnen noch den Bekennerliteraten noch den Kunstverständigen kennen und kein Mitgefühl dafür haben, ob sich die atavistische Sehnsucht und Romantik eines Europäers mit ihnen abgibt, mit oder ohne Kunstverstand. —

Wie viele Namen hat diese Einsicht in frommen Zeiten und wie wortlos gemeinsam war sie und kann sie wieder werden! Ich nenne sie heute die Bescheidenheit, welche das Unpersönliche, jenseitiges Leben Bezeugende am Werke hören und sehen lehrt, auch wo es aus der Enge des Einzelnen und aus seinen Gezeiten zu Tage gekommen ist, gleichviel ob bedingt durch die Heimatlichkeit eines Malers oder durch die Unruhe eines lyrischen Nomaden.

Wer dies versteht, dessen Lob und Tadel tritt keinem Darsteller persönlich zu nahe. So wahr, nebstbei gesagt, für also zu Verstand Gekommene Pseudonyme keiner besonderen Neugierde mehr wert sind, ja solche Neugier schon eine Überschätzung jedes Autors bedeutet.

* * *

Und nun zu dir, die uns wieder fast alle angeht, du abermals tiefere Pseudonymie des Lebens, der man nicht ganz ins Gesicht leuchten, sondern nur entgegen flackern und fackeln kann.

So gewiß das Leben in manchem ja dem Feuer gleicht und seine Formen alle den Larven und Puppen, in denen Neues gärt, während Gescheite die toten Hülsen benamsen, so daß also auch alle Namen schon überlebte Formen sind, hinter denen unbenanntes Lebendiges lebt. So gewiß man sich weniger damit aufhalten soll, solche Puppen zu zerstören, bevor es die Natur will, als vielmehr sie anderen

zum Spiele lassen soll, auch seine eigene — auch wenn man ein Maler und der andere ein Kritiker wäre — und des unbenannten Lebens dafür ungestörter gewiß bleiben. Die Larven des Lebens aber muß man nicht verachten, sondern beschauen, deuten lernen und sogar brüderlich grüßen; denn man hat selber eine und hat schon sein Mienenspiel aus vergangenen Zeiten. Und es könnten auch Maler darin belehren und lehren, des Lebens in Puppen und Larven nicht nur unter Freunden lachend, sondern sogar unter Feinden hoffnungsvoll gewiß zu sein.

* * *

Wäre es unter vielen Beispielen nicht ein vielleicht unbewußtes Pseudonym im genauen Sinne, wenn etwa ein Mensch von eigner Ehre und eignem Gewissen gegen einen öffentlichen Anwurf selber in die Zeitung schreiben und mit seinem Namen unterzeichnen wollte. Dieser Name, er wäre wahrlich auch schon ein Pseudonym, denn er würde in diesem Falle dastehen für einen bürgerlichen Menschen, der seine Ehre von der öffentlichen Meinung abhängig macht, nicht aber für den Mann von eigner Ehre und eignem Gewissen, welche man freilich schon sehr aussetzt, wenn man sie dem Rechtsschutz ausliefern muß. So wahr die Aufgabe des würdigeren menschlichen Umgangs im Staate darin liegt, dessen Rechte und Rechtsschutz möglichst wenig zu brauchen und z. B. nicht mit „juridischen Personen" umzugehen, sondern mit Menschen nach Vertrauen und Gewissen sich zu verständigen, so weit man kommt. Und immer eine passive Resistenz des Gewissens wachzuhalten, wie dies verdienstvolle Kirchen lehren — dem Staate gegenüber, und etliche Juristen mißverstehen. — Der Name würde also in der Zeitung wahrlich nur eine bürgerliche Rolle jenes Mannes vertreten, nicht aber was an ihm das Bessere ist, wenn er es hat, sein eignes Gewissen, das durch keine Öffentlichkeit

berührbare, über welches man sachlicherweise keinen zum Richter setzen kann, wenn man es nicht schwächen will; wie dies ja Kirchen lehrten — dem Staate gegenüber. Also muß man gelegentlich auch Taufnamen und Schreibnamen bezweifeln und eine Verständigung dahinter suchen, wie dies schon ein wackerer Kapuziner-Beichtvater lehren kann, besser als das Folgende und Letzte, das noch einmal die Pseudonymie des Gewissens und also gelegentlich auch Künstler und Kritiker angeht.

* * *

Wenn es einen Geist gäbe, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, so müßten ihm alle Braven, die dennoch weniger Gutes schaffen als er, wenigstens dankbar sein für die Rolle, welche er im System nolens volens übernommen hat. Sie erscheint ja in diesem Falle günstiger für die Gesamternte an „Gutem" als mancher gute Unproduktive. Solche Brave aber werden sich selten dabei aufhalten, es wahr zu haben, daß jener Böse freiwillig oder unfreiwillig eine so undankbare Rolle übernommen hat; sie werden dabei lieber leichtfertig ihrem Gott die Ehre geben als dem Bösen, lieber und viel schneller, als etwa Pharisäer bei eigenen Werken hiemit bei der Hand sind; sie werden sich nicht zum Überblick erheben und zum Zweifel, ob nicht vielleicht auch im Bösen ein gutes Gewissen waltet. Es ist dies sicher dem System gemäß und insoweit in Ordnung und ermöglicht ja erst den so erbaulichen „Bösen". Aber es ist weder eine Grundlage, auf welcher man mit allen Menschen in Fühlung kommen kann, noch eine Grundlage für jenen Zweifel, welcher das eigne Gewissen feinhöriger macht. Auch keine Grundlage für den Forschenden, welcher dafür die Augen offenhalten muß, wie viele Böse schon das nachmals Gute nicht auf des Teufels Antrieb schufen, sondern auf denselben Antrieb, aus dem Beste das Beste schaffen,

nämlich getrieben vom eigenen Gewissen. Und es wird ja irgendeine Wage geben, auf welcher der Böse, der viel Gutes schafft, schwerer wiegt als mancher Gute, gleichviel, ob diese Wage eine weltliche Gewalt über der Kunst oder erst ein Historiker oder erst jenes Unbekannte in Händen hält, welches schon diesseits auch den Künstler überall leiten und sichern möge, wo ihn Menschen beraten, ob seine Kunst gut oder böse sei, gefährlich oder ungefährlich für jene, deren Einstellung auf die Umwelt empfindlich vom täglichen „gut und böse" ihrer Umgebung abhängt; womit ebensowenig etwas gegen diese Leute gesagt sein will als jedesmal, wenn ich dem Leser meinesungleichen zu bekämpfen scheine.

* * *

Wie steht es nun, mein Künstler, der sich fast selbst zu verkaufen meint, nach solchen tröstlichen Vorübungen und Einsichten mit dem Markte, auf dem die Kunst nach bloßem Brot geht? Denn ich meine, nach Zuckerbrot ginge sie gar nicht zu Markte, die Spröde.

Wenn wir es gemäß dem Gesagten auf nichts mehr ankommen lassen, was mit Persönlichkeitskult zusammenhängt, auch auf kein Rechthaben, Bekennen, Polemisieren, Indirektreden und Räsonieren, sondern nur darauf, daß dies und das neugeboren wird und gegebenenorts Resonanz findet — denn Resonanz ist Mitteilung —, so bleibt diese Unpersönlichkeit auch auf dem Markte noch unser Teil und Schutz.

Und wer dies bewußt oder unbewußt so nimmt, der wird zwar, solange es an ihm liegt, die Bloßstellung und Ausstellung seiner Person auf dem Kunst- und Literaturmarkt meiden. Gelingt dies aber nicht, so steh ihm bei, „unfaßliche Anonymität", welche selbst lyrische Äußerungen zeigen können und alle Menschenwerke letzten Endes zeigen, und laß ihn seine Unpersönlichkeit noch wärmer

wahren als etwa jene eitle „Persönlichkeit", das Spielzeug idiotischer Selbstbespiegelungen, dessen Sehnsucht nach dem Tode wächst, bis der Leib Würmer treibt, worin übrigens mehr Frühling und Geburt ist als in so manchem Kunstverstande.

O was ist die Malerei für eine edle und in dem von uns vielleicht auch für sie zurückeroberten Sinn unpersönliche Kunst von Geburt an, und angemessen den Händen des Bescheidenen und sogar noch gefeit, wenn ihr Urheber seine Werke gerne vom Kunstverstande beschwatzen läßt und seine faselnackte Persönlichkeit selbst mit unter diese Brause stellt; was dem Maler allzeit schädlicher war als den Bildern, so lange es Augen gibt, die sehen, und Ohren, die dazu — nichts hören, als was uns alle dem Künstler verbindet als Brüder, die sich einzeln an den bunten Fäden unerforschten Gewebes weitertasten.

Tasten wir uns also weiter, unbeirrt auch von den Geräuschen und Gerüchen der Industrien und Börsen des „Geistes". Helfe dir dein Handwerk und mir mein Handwerk und jedem sein Handwerk, der mich versteht. Lassen wir es uns gefallen, wenn uns Klugschwätzer auf Kosten der sauer erworbenen Deutlichkeit unseres Daseins abteilen und einteilen und zuteilen in Gemeinden und Kreise usf.; es ist auch das eine von den Waffen des Verstandes wider das, wofür die Resonanz fehlt, welche allein Mitteilung ist.

Aber sei es hier und dir gesagt vor dem gleichen Ungemach, das uns bevorsteht: Es ist heute nichts dawider zu machen, als daß man auch das Wachsen aller Schatten über dem lebendigen Einzeldasein als Vorspiel eines ephemeren Untergangs unversieglichen Lebens nimmt. Und es wird sich zu jeder rechten Stunde die Einsicht erneuen, um welche ich mich auch heute noch unzulänglich geplagt habe: daß in allen Werken jene unfaßliche Anonymität ist,

welche man nicht notwendig auf einen so vieldeutigen, von Sekten umstrittenen, nach ihrem Bilde geformten, monopolisierten, eitelgenannten und im Ganzen von der fluchenden, betenden, schwatzenden Menschheit verscherzten Namen wie Gott zurückzuführen braucht, sondern nur bisweilen zu bedenken und zu beschweigen.

Daß gerade diese Anonymität nicht etwa die Einebnung alles Einzeldaseins bedeutet, welche die anonymen Riesen menschlicher Massenorganisation so oft vollziehen, sondern in Einzelnen zu Worte kommt, wo sie sich, sei es mühsam wie in meinen Worten, sei es schon funktionell in der Übung edler Künste, über die Eitelkeiten persönlichen Daseins erheben, mit welchen sich andere, von mir unbescholten, befassen mögen, und trösten am Gemeinsamen menschlicher Schwächen, wenn die Resonanz für das Anonyme fehlt."

* * *

Wie sollte ich versuchen, gut zu machen, daß ich dem Autor zu Wort verholfen habe, als etwa indem ich mich nach dem Kitt umsehe, um aus derartigen Bruchstücken den üblichen Kloß zu kitten nach dem Bilde des Autors oder eines imaginären Lesers. Was das erste angeht, so fand ich gelegentlich eines Bekehrungsversuches, daß der Mann zwar besser in sich zusammenhing als manches schöne System und besser als mancher Zeitungsleser, aber eher weitere Bruchstücke von sich gegeben hätte als jenen Kitt. Was aber den imaginären Leser angeht, so führt das ins Weite, da ich keinerlei Anhalt habe.

Was lag also näher als der Kitt, der alles klebt, leimt und kittet und den sich jedermann herstellen kann, der z. B. viele Zeitungen liest. Weshalb man ihn wahrlich nicht beizustellen braucht, sondern höchstens daran zu erinnern, daß er nach vieler Fraktionierung und Destilla-

tion als jenes Lob des menschlichen Verstandes erscheint, von dem jedermann mitessen kann.

Aber auch dieser Leim, der alles leimt, haftete nicht an den Bruchstücken, und es schwand die Aussicht auf Mitesser. Und es blieb nichts als eben jener fragmentarische Versuch, auf einiges Grundsätzliche zu weisen, das die Vorschule jeder Kritik und eine Übung darin ist, dem Verstande nur zu geben, was des Verstandes ist; wobei dieser selbst ohne Spott am besten fährt und des Lobes wert wird, das wir ein andermal singen wollen.

ANTON SANTER
APOSTROPHEN

EINEM STUMMEN FREUNDE

Was mehr als Haß und Liebe scheidet und entscheidet
ist dies: ob wir ersterben oder nicht —
ob wir dies wissen und den Tod handhaben.

Denn ersterbend, dem, jenem gegenüber, fügt sich uns
schon Jugend alternd, bis die Mannheit kommt,
und lehrt handhaben unser eignes Altern
unwiderruflich scheidend und entscheidend.

O wüßte Jugend, wie viel mehr durch Abkehr
der Alternden sein Ende findet
als durch die Worte ihrer Leidenschaft —
daß jeder Tag uns also altert,
daß alles, was uns je zu nahe tritt,
ob es sich Liebe heiße oder Haß,
uns also altert, — daß auch Jugend stirbt
schon Tag für Tag, aus Lebens Überfluß. —

O wüßte Jugend Alter zu handhaben,
es schwände viele Lüge und Gewalt,
so wahr das ungesprochene Nein und Ja regiert,
wo Menschen reden und wo Menschen schweigen —
und Ernst und Lächeln wäre mehr im Leben.

▪

Es sind die Züchtigen gewillt zu töten
an sich und anderen, daß das Gute, Schöne,
bestehe. — Aber Triebe treiben
näher dem Chaos, das da nachgebiert,
und oft des ungezogenen Lebens voller
und also voller auch der zornigen Liebe
wider die kalten Züchte.

Statt blindlings in der Liebe zu vergehn,
die je im Umbau alter Baue wirkte,
da doch der Neubau endlich auch erstarrt,
Alter und Adel und das Heilige
erstarren, mit den Jugendnamen lügend,
weil unsere Sprache allem Wandel nachhinkt —
Statt blindlings in der Liebe zu vergehn,
frag ich mich, was ich töte und belebe,
solang ich in der Hand mein Alter habe,
im stillen Herzen töte und belebe,
wo „mit und ohne" gilt, nicht „für und wider".

▪

Und es ist dies: nicht mehr ein Glück zu preisen
vor anderen, wie Dichter tuen sollen
zu ihrer Zeit, wenn vielen gleiche Gaben
das Chaos gibt, daß sie ein Dichter feire —
denn Weniges ist wahrlich noch gemeinsam.
Und keine Zeit ist, Namen anzuhören,
und Eitelkeit ist jeder große Name

gehandhabt für und wider das Gewissen,
statt auf das Unbenannte hören lernen,
so wahr die Großen selbst nicht Namen nannten.

Dies ist, was ich mir töte und belebe:
Ein eitles Spiel sind mir auch heilige Namen
in Menschenmund und eitel alle Lehren.
Des wahren Lebens Schule lehrt zu hören,
was jeder nur zu sich sagt, wenn er still ist,
an anderen auch das Unbenannte sehn
und endlich ohne Worte sich verstehn.
Denn vieles ist, das schwingt auch ohne Worte,
bis anderes mitschwingt am gemäßen Orte.

DIE ERZIEHER

Wie du als Kind an der Hand der schreitenden Großen
dich nach anderen Kindern umsahst an anderen Händen —
aber vorbei zog das Nahe mit Blicken und Händen —:
also nicht immer, o Jugend, lasse dich führen
an der Jugend vorbei um der Älteren willen.

Denn das Alter wird kommen, da du allein bist,
auch den Kindern ferner, die deine Hände ergreifen,
als es Kinder schon wissen und Alte noch wissen. —
Ob du dann wartest, durchwachsen und Andern verborgen
von den Lügen, die du dir im Leben verhiengest,
oder dein Antlitz blüht einem Himmel entgegen —
Kinder werden mit Kindern sein, bis du dahin gehst!

Also ein Jugendliches an Jugendliches gebunden
geh deinen Weg in das Alter und lasse die Alten,
eingedenk daß du nicht ihr Ende ergründest,
ehe du selbst die Kinder den Kindern anheimstellst.

DER HIMMEL

Endlich beginne zu lächeln, wenn untergeht
was nicht besteht, des heimlichen Spruches gewiß:
Einmal gewesen ist unverloren und immer gewesen.

Aber des Grauens, das deine Seele träumt dabei,
und des Glückes, das deine Seele träumt,
geht es ledig und frei, was dir untergeht,
andern zu scheinen, anderer Seele voll.

O wie lang auf der Jagd und Flucht bist du: nun raste!
denn unendlich und unversäumbar winkt
schon ein Himmel, in dem die Künftigen stehn,
was du trugst zu nehmen und weiter zu wandeln,
wenn du so willst, ein deiner müde Gewordener.

Bist du aber bereit noch einmal zu leben,
was dich auf Erden schon einmal alterte, alles,
Namenloses, Liebe und Haß Geheiß'nes —
siehe dich selbst unter jenen Anderen stehen:

Auferstanden bist du mit Leib und Seele schon
jenseit des Himmels, der deine Blicke umflort.

BILDNIS DER EIFERSUCHT

Ihr, die ihr das gefräßige Antlitz seht
endlich enthüllt, das sich selber die Liebe nannte,
des Willens voll, zu besitzen oder zu töten,
also des feindlichen Lebens voll, versagt ihm
fürder den hüllenden Schleier und schaut ihm ins Auge,

bis die Tränen der Eifersucht trocknen im Tode
oder die Scham das entlarvte Antlitz verschöne
und ihr des tieferen Blickes endlich genießet,
unter welchem die Lippen schweigen vor Liebe.

Ihr, die ihr also des Menschen Antlitz seht,
gedenkt im Glücke nicht mehr der bitteren Zeit,
da ihr das Leben noch Lüge nanntet.
Ihr aber, denen sich eifernde Liebe naht,
werdet hart um des tieferen Blickes willen,
unter welchem die Lippen schweigen vor Liebe.

VERHÜLLTE HÄUPTER

Vielfach sind die Wonnen des Untergangs
dem, der jenseitigen Lebens sicher
hinschaut, wo sich das Lebendige wandelt,
daß die Namen in klärenden Stürmen verwehn.

Weil da keiner es wagt', ein Geschick zu verhängen,
dem so vieles verfällt, entstieg aus dem Unbekannten
das Verhängnis: aber das Jugendliche
lächelt in Tränen, jenseitigen Lebens sicher.

Und der Mann, dessen Ernte in Stürmen dahinsinkt,
er verhüllt sein Antlitz in Nacht und Gewißheit,
daß er ein Mann ist, damit das Schwere sein Teil sei,
wenn die Knaben und Weiber lachen und weinen.

Dies ist die Wonne des Mannes, schweigsam zu bleiben
nur sich selbst gegenüber, und dennoch zu wissen
um der Jugend junge bildsamere Seele
im Verhängnis, dessen Stachel der Tod ist —

nur der Tod: dies ist die Güte des Ganzen
gegen den Mann, der weiß, daß das Schwere sein Teil ist.

DIE DICHTER

Um euretwillen, die ihr Namen trugt,
an deren Ton Andächtige entbrennen,
find' ich mich heut zu diesem Nein befugt:

Es ist nicht euer Bestes, was wir kennen.
Das Beste vor den Anderen euch zu eigen,
das wagtet ihr den Anderen nicht zu zeigen.

Sie zwangen euch, das Leben zu verbergen
und den Figuren in den Mund zu legen,
die sie sich kauften, heimlich euch entgegen.

Es rächen sich die käuflichen Figuren
und alle Künste, die sie reden machen,
und all der Kunst beginnt ein Mann zu lachen.

So hör ich also dieses Lachen wieder,
lachend der Masken, die ihr Werk getan:
sie können gehn; ein neues Spiel hebt an.

Geht denn mit Gott, ihr herrlichen Figuren,
mit eurem Gott, mit allen Biographen
der Dichter und mit ihrer Träume Affen.

Um euretwillen, die ihr Namen tragt,
an deren Ton die Träumenden entbrennen,
hör ich nicht ungern, was der Mann mir sagt:

Zuviel Gespenster sind noch auf der Erde,
noch aus den Tagen eines andren Weh's
der Großen, Schwachen für ihr letztes Werde! —

Du, sagt der Mann zu mir, was stellst du für Figuren
in diese Welt, die Sicheren zu plagen
und ohne deine Haut zu Markt zu tragen?

Da sage ich im seltsamen Gespräche
zum Manne: dich hab' ich daher gestellt,
der lebt und zweifelt an der Träumer Welt.

Doch wo Lebendiges mir entgegenkommt
und lieber mich an deiner Stelle sieht,
bin Ich lebendig: Was ich will, geschieht.

GEZEITEN

Wenn der Griffel des Zeichners ein Menschenantlitz entblößend
alle Masken abhebt vergangenen Lügens
und uneinigen Zufalls, so mag ihm erscheinen,
was die Zeiten verschleiern: ein Antlitz dem Chaos entstiegen,
nur weil es leben wollte, bis wieder das Chaos sich auftut,
dem entsteigt der nächste den Mächten Gemäße.

Wenn dem Mann oder Greise die Stimme eigener Kindheit
wieder begegnete redend und so sich das Wunder erfüllte,
daß sich die menschlichen Alter in einem Leibe besprächen
und es erklängen die Reden des Mannes und Knaben
eine zeitlose einige Seele erfüllend
mehr denn je ein Lehrer den Jünger erfüllte. —
Wenn die Erkalteten mehr der Macht ihres Alters entsagten —
Jüngere reden zu lassen, zu handeln hinter den Worten —
wenn sie an Jugend glaubten und Jugend an Alter,
wäre die Sprache vielleicht nicht nur ein Hemmnis des Weisen,
welcher um Besseres wissend bei jedem Worte noch anstößt,
bis er schweigt oder wagt, im Selbstgespräch zu verstummen.

Schneller sind die Menschen gealtert und viele sterben
lieber als sonst und fast jeder trägt einen Sparren im Fleische,
der ihn närrischer macht als sonst und ärmer an Worten,
welche von Herzen dem Nächsten gehen zu Herzen. —
Horch ich vergeblich auf Stürme, die langsam erwachsend
einmal die Schleier reißen von menschlichen Herzen:
Klopfen hör' ich die Herzen, die Münder verstummen.

▪

Da gedenk ich kristallener Völker, unwirksam nach außen,
da alle Kräfte der Söhne sich aneinander gebunden
und ein Gleichgewicht haltend im Inneren bleiben,
scheinbar durch Weise geordnet, bis Mächte kommen von außen,

Energien, die solche Bänder zerreißen
und so die Kräfte der neuen Lehrer befreien,
welche ihr „für und wider" im Namen Gottes verkünden.

Denn noch immer im Gleichnis, am nächsten der Welt der Atome,
fügt und entfügt sich gemäß der Mechanik das Menschengefüge,
bald kristallen ruhend und schöner dem Auge in Künsten,
bald von der Macht, die zufließt und befreit und vereinzelt,
wieder zum Chaos geschmolzen, aus dem die Lehrer sich heben
und in dem sich entscheidet die Ordnung des nächsten Kristalles,
welchen viel Zungen preisen; doch mein ist das harrende Leben,
das der gewaltigen Kräfte, die vieles befreien, gewiß bleibt.

Blindlings ergreifen Menschen die greifbaren Mächte
über die Erde und andere Menschen; es wissen nicht viele,
was sie da tun, ich aber weiß es für manche:
Allen wird mit der Macht Gewissen gegeben, gutes und böses,
das sie nicht nähmen aus der Hand des unendlichen Gebers
ohne das Spiel, das sie lockt: die Natur zu bemeistern.
Denn es bangt der Mensch vor der Freiheit, und Göttern und Priestern
läßt er sie oft, statt seine Sinne zu schärfen
für das Künftige, eigenes Gewissen erhörend.
Aber im Spiele nimmt er auch Freiheit und ist unter Tieren
dann verrucht und berufen am Künft'gen zu leiden.

Wohl uns, die wir seine Gewalten und Lügen
schauen und schweigen dürfen, als Wissende lächelnd:
Wissend, daß sie zur Ohnmacht werden am Tode,
der doch selbst unser viele nicht schreckt und zum Leben
schneller führt als der Schlaf: denn das Tote kennet kein Harren,
nur ein Beginnen des nächsten der Fügung Gemäßen.

CARL DALLAGO
O DIESE WELT!

Wer sich die Worte Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und dazu noch den Ausspruch im Jakobusbrief vergegenwärtigt: „Wer der Welt Freund sein will, wird Gottes Feind sein", wird meiner Auffassung, derzufolge diese Welt eine Schöpfung der Menschen in Eigenmächtigkeit Gott gegenüber ist, volle Berechtigung zuerkennen müssen. Diese Welt also ist das Ergebnis aus dem Sündenfall, herbeigeführt durch das Hochhinauswollen der Menschen. Diese Welt, die sich als ein Komplex von Verordnungen, Gebräuchen, Förmlichkeiten, Gewohnheiten und Anschauungen darstellt, als ein Gemisch von Kult und Gesittung, ist demnach etwas, das der Menschwerdung des Menschen im Grunde feind ist, das den Menschen in seinem Wesentlichsten, dem Unerforschlichen, zu unterjochen strebt, das ihm für das reale Sein ein Sein setzt, das Schein ist, und so einen Stand verleiht, der — wie hoch und fest er sich auch ausnehmen mag — keine Zeitspanne lang sicher ist vor dem völligen Zusammenbruch.

Diese Welt ist Trug, und es ist leicht einzusehen, daß der Mensch, je mehr er zum Menschen wird, zu ihr in Widerspruch geraten muß. Die Menschwerdung des Menschen zieht die Kollision mit dieser Welt unvermeidlich nach sich. Nun ist aber zu bedenken, daß diese Menschwerdung ihre Stadien hat, daß der Mensch schwerlich von heute auf morgen von einem Menschen dieser Welt zum Menschen wird, wie er von Gott gewollt ist; ja er wird es zu dieser Beschaffenheit zumeist überhaupt nicht

bringen, sondern vorerst nur zur Feindschaft gegen diese Welt, ohne daß er darum auch schon gewiß sein dürfte, je zum erlesenen Freund Gottes zu werden. Denn dazu gehört nicht nur Berufenheit, sondern Auserwähltheit und mit dieser eine Gnadenfülle von oben, der teilhaftig zu werden man noch nicht verdient, bloß weil man den Willen hat, sie sich zu verdienen. Immerhin ist so viel gewiß: daß der Mensch gewordene Mensch, der Christ, nicht dieser Welt Freund sein kann, weil er nicht Gottes Feind sein will, und daß er, weil er an das Neue Testament glaubt, auch der Wahrheit jenes Ausspruchs des Jakobus inne geworden sein muß; denn etwas existenziell glauben, heißt: die Notwendigkeit, es zu glauben, fühlen. So kann der Glaube freilich oft auch zur Plage werden, zur „Gottesqual". Das hat noch nichts mit einem Zweifel an Gott zu tun, sondern zeugt vielmehr für das Unablegbare, das Notwendige, als das sich der Glaube an Gott geltend macht, wider den seit dem Sündenfall die Mächte dieser Welt im Menschen sich regen.

Ich glaube in meinen Schriften ersichtlich gemacht zu haben, daß die aufgreifbare, die offizielle Kirche Weltbildung ist, daß sie mit dieser Welt paktiert, an ihr bauen hilft und so zum Bestand dieser Welt, von der sie unterhalten wird, beiträgt; daß sie als der Welt Freund sich erweist und zugleich als eine Macht, deren Reich von dieser Welt ist. Wenn mich solcher Darstellungen wegen die Apologeten der Kirche als kirchenfeindlich ansehen, so berufe ich mich darauf, daß ich diese meine Kirchenfeindlichkeit aus dem Neuen Testament geschöpft habe, das ja die von mir zitierten Worte Christi wie auch die des Jakobus enthält. Es läßt mich das Neue Testament, oder vielmehr den existenziellen Glauben eines Menschen an dieses Testament, als das größte Verhängnis für die

Kirche ansehen, weil es, so geglaubt, wahrnehmbar macht, daß die Kirche als ein Offizielles in dieser Welt diesen Glauben nicht hat, woraus zu folgern ist, daß sie etwas lehrt, an das sie existenziell nicht glaubt. So kann sie aber auch die Autorität in den Fragen der christlichen Lehre und Sitten nicht haben, die allein bei Christus ist, dessen Erdendasein, dessen Menschwerdung, dessen Gottesverhältnis in seiner Vorbildlichkeit für den Menschen durch eben dieses Neue Testament für alle Zeiten festgehalten ist. Das Vorbildliche aber, das die Kirche als die Papstkirche gegeben hat und das von den späteren „christlichen" Kirchen nur übernommen worden ist, ist eben das Offiziellsein in dieser Welt und somit Weltlichkeit. Es brachte mit sich, daß diese Welt gerade im Bereich der Kirche immer mehr zu dieser Welt wurde, daß gerade innerhalb der geographischen Christenheit der verweltlichteste Teil der Schöpfung anzutreffen ist. So ist diese durch die offizielle Kirche aufgekommene christliche Welt wohl die Welt, die Christus Gott, aber Gott nicht Gott sein läßt, dem zum Feind wird, wer dieser Welt Freund ist; und so hat sie sich Ihn zum Vertrauten gemacht und läßt Ihn mittun bei allen Frevel- und Gewalttaten, die sie unternimmt zur Befriedigung ihrer Machtgelüste. Aber ein Gott, der dieser Welt nicht entgegen ist, ist n i c h t G o t t, und eine „christliche" Welt, die sich als diese Welt behauptet, kennt nicht den wahren Christus. Vielmehr ist anzunehmen, daß den Menschen dieser christlichen Welt alle Innerlichkeit und mit ihr alle Unbegrenztheit verloren gegangen ist, und mit dieser der Zugang auch zu Gott und zu Christus. So sind sie auf das bloße Äußerliche angewiesen, und so kommt es, daß in ihnen die Begrenztheit und Beschränktheit des bloßen äußeren Erkennens dominiert, das seine unzulängliche Beschaffenheit nicht mehr wahrnimmt und der Gier nach Macht und Ehre und nach äußerem Besitz immer

weniger Grenzen und Schranken zu setzen weiß. Wenn aber der Mensch das Unbegrenzte, Unerkennbare, das den Zugang zu Gott offen hält, aus sich verliert, so bedeutet das, daß er auch das von jeher Autoritative aus sich verloren und das Untertanseinwollen verlernt hat. Das Erbteil des Sündenfalls, das eigenmächtige Hochhinauswollen Gott gegenüber, das ihn innerlich verschließt, überwuchert ihn nunmehr. Seine Menschwerdung ist damit unterbunden, der Sündenfall erneuert. Sein Erkennen und Wissen, wertvoll, wenn es dem Nichterkennenkönnen und dem Bestand seines Unwissens dient, hat in ihm die Herrschaft, die Führung an sich gerissen. Wovor der Mensch vor dem Sündenfall einzig gewarnt worden ist mit Gottes Gebot: Du sollst nicht essen vom Baume der Erkenntnis, das ist nun Hauptnahrung für sein Tun geworden. Es läßt ihn der Begrenztheit und Beschränktheit seiner Einsicht völlig unterliegen. Und doch bedeutete schon jenes erste Gebot seines Gottes und Schöpfers dem Menschen: daß ihm sein eigenes äußeres Erkennen, als allzu begrenzt und beschränkt, nicht Lebensnahrung werden könne; denn er soll das Unbegrenzte und Unerforschliche, das ihm als Gottesanteil mitgegeben ist, aus sich nicht verlieren.

Die Menschwerdung des Menschen ist die Zurückeroberung dieses seines ursprünglichen Gottesanteils. Und Christ werden heißt Mensch werden im höchsten Sinne. Nun sieht es aber in dieser christlichen Welt so aus, wie ich es geschildert habe, und es war schon vor dem Weltkrieg so. Gerade innerhalb der geographischen Christenheit, insbesondere in jenem West- und Mitteleuropa der „christlichen" Großmächte, im Zentrum der Zivilisation, in der Welt, die durch die christlichen Kirchen, die in ihr offiziell sind, zu einer „christlichen" Welt gestempelt worden ist, haben die Menschen das Unbegrenzte und

Unerforschliche völlig aus sich verloren. Und diese so beschaffenen Menschen, die ihres Gottesanteils völlig ledig waren, machte die Kirche, zu der sie sich bekannten, noch glauben, sie seien Christen.

Das scheint mir die Situation zu sein, die man sich vor Augen halten muß, wenn man Dostojewski, dessen Gläubigkeit sich mit Recht vom Osten den Aufgang eines besseren Geistigen und Religiösen erhofft hat — und sei es vorerst auch durch Herbeiführung eines Untergangs —, in seinem Wesentlichsten verstehen, wenn man seinem Schaffen in religiöser, in christlicher Hinsicht gerecht werden will. Denn erst das Gewahrwerden, daß die sogenannte christliche Welt, die Welt der Zivilisation, eben d i e s e W e l t ist, von der das Reich Christi nicht ist und nicht sein kann, eröffnet uns das richtige Verständnis für Dostojewskis Menschen.

* * *

So viel auch über Dostojewski geschrieben worden ist, dadurch, daß wohl die meisten, die über ihn geschrieben haben, nicht in sich hatten, was das Wesentlichste an Dostojewski ausmacht, vermochten sie im Wesentlichen auch nicht zu geben, was Dostojewskis ist. Gegen Eduard Thurneysen freilich darf ich diesen Vorwurf nicht erheben, wiewohl auch er in seiner Dostojewski-Schrift — bezeichnet ist sie als ein Vortrag „in erweiterter Form" — zu Anfang eine Einstellung aufweist, die gewiß nicht dazu beiträgt, dem Verständnis für die Menschen Dostojewskis den richtigen Weg zu weisen. Thurneysens Vortrag beginnt so:

„Wer von den Gestaden gesicherter Menschlichkeit etwa der Vorkriegszeit her zu D o s t o j e w s k i kommt, dem muß zumute werden wie einem, der von der Anschauung der Haustiere, des Hundes etwa und der Katze, der Hühner oder der Pferde her plötzlich die Wildnis vor sich aufgehen sieht und sich unvermutet der noch ungezähm-

ten Tierheit gegenüber findet, Jaguar und Puma, Tigern und Krokodil, dem Gewürm der Schlangen und dem Geflatter der Steinadler und der Kondore. Unheimliche Wildheit, Fremdheit, Rätselhaftigkeit noch nicht bezwungener, noch nicht eingefangener und eingehegter, noch nicht durch hundertfache Sicherungen gelähmter und gefesselter Natur umfängt ihn. ‚Urweltlandschaft hat er betreten' (Stefan Zweig); weit zurück liegen alle bewohnten, heimischen und milderen Gegenden. Er ist hinausgeführt über die äußersten Grenzpfähle, die Enden der bekannten Menschheit, und schaut mit Beklemmung das unbekannt-bekannte Antlitz eines Menschen, der mit ihm wohl den Namen ‚Mensch' gemeinsam hat, und der doch jenseits aller mit diesem Namen verbundenen Begriffe, jenseits von Gut und Böse, klug und töricht, schön und unschön, jenseits von Staat und Familie, Schule und Kirche zu wohnen scheint. Und wie derjenige, der aus der Wildnis zurückkehrt zum gezähmten Getier, nun auch in den vorher so gemütvoll betrachteten vierfüßigen Hausgenossen die Züge ursprünglicher Wildheit wieder entdeckt und sich mit einem Male sogar in seinen vier Wänden gefährlichen, ungeahnten, schlummernden Möglichkeiten gegenübersieht, so geht auch von der Begegnung mit der Welt und den Menschen Dostojewskis etwas wie ein geheimes Grauen und Erbeben aus. ‚Der Blick ins Chaos' hat seine Folgen, und der von heimlicher Besorgnis erfüllte Wächterruf Hermann Hesses, der auf den Zusammenhang zwischen dem russischen Menschen Dostojewskis und dem Untergang des Abendlandes so eindringlich hingewiesen hat, ist nicht ohne Grund laut geworden."

Hätte Thurneysen einen Hermann Hesse und Stefan Zweig (in dessen Studie er später auch noch etwas findet, das er „wundervoll ausgeführt" nennt) nicht in solcher Weise erwähnt, müßte mich das Zitierte glauben machen,

er wolle vorerst eine landläufige Auffassung kennzeichnen, um sie dann, den Wesensspuren Dostojewskis folgend, seinerseits zu widerlegen. Denn Dostojewski entspricht es gewiß nicht, das Zivilisierte, das Gezähmte, das Haustier- und Tierbudenmäßige als das Bessere anzusehen und die vermeintlich ursprüngliche Wildheit für gefährlicher zu halten als jenes; vielmehr ist er beständig beflissen, die ganze Zivilisation als Trug, als Lüge, als Verderbtheit hinzustellen, und darzutun, daß sein Glaube an das von Gott dem Schöpfer ursprünglich Gesetzte so ist, daß dieses immer und immer unendlich vorzuziehen ist allem, was bloß von den Menschen gesetzt und geschaffen worden ist. Dem Ausspruch Vinzenz Gredlers, des in meinen Schriften schon mehrmals erwähnten Franziskaner-Ordenspriesters und Naturforschers, der sagt: „In Tierbuden werden die Tiere mutlos, feige, schlechter; die Menschen nennen das Zahmheit und bei ihresgleichen Zivilisation", hätte Dostojewski sicher zugestimmt. Und es ist auch nicht gegen die Erfahrung, zu glauben, daß Haustiere — besonders Hunde und Pferde — leicht die Feigheit, Tücke und Bösartigkeit der Menschen annehmen, wenn sie solchen Menschen unterstellt sind. Dadurch, daß ein Tier Haustier wird, wird es noch nicht ungefährlich. Selbst Schoßhündchen können bissig werden. Andererseits ist es gewiß, daß die ungezähmte Tierheit ursprünglich dem Menschen nicht gefährlich war, daß sie ihm erst gefährlich wurde durch das gewalttätige Verhalten des Menschen zu ihr; ist es doch immer wieder so, daß der Mensch, der seine ganze geistige Ursprünglichkeit und mit ihr sein Gottesverhältnis und mit ihm sein Verhältnis zur ganzen Schöpfung sich gewahrt hat — er wird uns in der Schrift als der Heilige Gottes, im Taoteking als der Vollendete oder der Reine Mensch vor Augen gestellt —, auch ein Verhältnis zur ungezähmten Tierheit aufweist, das das Verhältnis der

Menschen zu den Haustieren an Machtvermögen weit überbietet. Wenn aber — ist nun, auf den Menschen angewandt, zu folgern — der Heilige, der Vollendete, der Reine Mensch über die vermeintliche ursprüngliche Wildheit soviel Macht hat, ersichtlich viel mehr Macht als über alles sogenannte Zivilisierte und Gezähmte, muß s i e es, diese vermeintliche Wildheit sein, die dem Heiligen, dem Reinen Menschen bildsamer erscheint als das Gezähmte, — muß s i e es sein, die den Menschen dem Reinen Menschentum und auch Gott näher sein läßt. So muß sie Gott auch wohlgefälliger sein. Ich sage das ausdrücklich in Hinsicht auf Dostojewskis Menschen. Nicht also soll es so sein, daß wir durch die Entdeckung einer ursprünglichen Wildheit in uns uns „mit einem Male gefährlichen, ungeahnten, schlummernden Möglichkeiten" gegenübersehen, sondern vielmehr so, daß wir mit der Entdeckung der „Züge ursprünglicher Wildheit" in uns doch auch zu wissen, jedenfalls zu ahnen beginnen — und sei es noch so dumpf — von unserer ursprünglichen Zugehörigkeit, was immerhin genügen sollte, etwas in uns zur Rebellion zu bringen gegen die tierbudenmäßige Art, wie diese Welt die Menschen hält, und uns abzuziehen von einer Zivilisation, der lauter eigenmächtiges Hochhinauswollen Gott gegenüber zugrunde liegt; denn dieses hat eine Menschengestalt geschaffen, die Gott ein Greuel sein muß. Ja, ich stehe nicht an zu behaupten, daß Dostojewski erkannt, wenn auch nicht ausgesprochen hat, was ich hier ausspreche: daß der völlig verweltlichte Mensch, der Vollrepräsentant dieser Welt, in dem diese Welt und mit ihr die Zivilisation am anmaßendsten auftritt, d a s g e f ä h r l i c h s t e R a u b t i e r a u f G o t t e s E r d e n ist.

Bedenkt man nun noch, daß diese Welt, wie schon erwähnt, gerade innerhalb der geographischen Christenheit zu ihrer größten Entfaltung gekommen ist, also gerade

auf dem Erdenraum, auf dem die Lehre Christi, der lehrte, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, durch die Kirche gelehrt worden ist und gelehrt wird, erhält man Einblick genug, um zu erkennen, was dem Menschen genommen wurde mit dem Beispiel, das die Kirche als ein Offizielles in dieser Welt, das als Kirche Christi auftritt, gegeben hat. Und was dem Menschen genommen wurde, ist nicht weniger als Christus selbst, ist Christus als der Reine Mensch, der seinen ganzen Gottesanteil, und mit ihm das Absolute, dieser Welt der Bedingtheiten entgegen vollendet gelebt hat. In Dostojewski dominiert dieser Christusglaube, der den Glauben an Gott und an den Geist der Wahrheit in sich begreift. Es ist der Glaube an den Christus, zwischen den und die Gläubigerschar sich die Kirche gestellt hat, und das nachgerade in so anmaßender Weise, daß Christus von ihr ganz verdeckt wird und als Erstem und Letztem nur mehr von ihr selber die Rede ist. Und doch müßte jeder berufene Lehrer dessen, was Christus gelehrt und gelebt hat, ohne Ausnahme zu jedermann sagen können: Wenn du glaubst, was Christus gelehrt und gelebt hat und redlich nach diesem Glauben zu handeln strebst, brauchst du mich weiter nicht mehr; denn was ich jederzeit anstreben muß als berufener Lehrer der Lehre Christi, ist: in den Menschen den Glauben an Christum wachzurufen, und so wachzurufen, daß er mit sich bringt zu glauben, was Christus gelehrt und gelebt hat, und ernstlich darnach zu handeln. Punktum. —

Dadurch, daß die Kirche ein Offizielles in dieser Welt ist, ist auch die Aufgabe der Kirche eine ganz andere geworden. Und dadurch, daß diese offizielle Kirche als Kirche Christi auftritt, ist die Lehre Christi, die entweltlichen soll, zu etwas gemacht worden, das mithilft, den Menschen zu verweltlichen. Mit der Aussage: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, ist deutlich genug gesagt, daß,

wo Christi Lehre betätigt wird, sie den Bau dieser Welt hinfällig machen muß. Was aber offiziell in dieser Welt ist, hilft an ihr bauen; die offizielle Kirche hilft somit an dieser Welt bauen, an ihr, die durch die Lehre Christi hinfällig gemacht werden soll. Was Christus gelehrt und gelebt hat, ist aber die Menschwerdung des Menschen. Darum: Wer an dieser Welt bauen hilft, verbaut sich den Menschen. So gesehen, zeigt sich aber auch das Abendland mit seiner ganzen Kirchenchristlichkeit als in geistiger und religiöser Hinsicht gerichtet.

Dostojewskis Schaffen zielt auf die Erschließung und mit ihr auf die innere Festigung des Menschen. Dabei ist in ihm sein Christusglaube führend, der ihn lehrt, den Bau dieser Welt in seiner Hinfälligkeit durchsichtig zu machen. Und er sieht das Vorhandensein dieser Welt wahrlich auch dort, wo sie am anmaßendsten auftritt. Er sieht sie besonders in der westeuropäischen Zivilisation, die mit ihrer bloßen Kirchenchristlichkeit, diesem immensen geistigen Betrug, wirklich nicht genug abgelehnt werden kann, wenn man sein ganzes Sinnen und Trachten auf den Menschen gerichtet hat und will, daß der Mensch so werde, daß er Gott, dem Schöpfer, nicht ein Greuel ist. Doch das sind diese westeuropäisch-zivilisierten Kirchenchristen, die sich mit Gewalt die ganze Erde, also Gottes Schöpfung, untertan machen wollen wider Gottes ausdrückliches Gebot. Im Vergleich zu ihnen, die in ihrer Gezähmtheit viel tückischer und besitzgieriger sind als jedwede ursprüngliche Wildheit, sieht Dostojewski in dem Verbrecher — schon dadurch, daß er von dieser Welt, dem Ausgangspunkt der Verwirrung, die alle Verbrechen auslöst, als Verbrecher angesehen wird — immerhin noch eine wertvollere Menschenbeschaffenheit. (Das hat auch schon Nietzsche erkannt, der in diesem Sinne auf die Menschen Dosto-

jewskis aufmerksam machte. Wenn er dabei zu dem Schluß kommt, daß alles Gute seine Kehrseite habe, und diese das Böse sei, so ist das freilich arg verfehlt. Zu schließen wäre nur, daß das Gute dort, wo das Böse vorherrschend ist, mit diesem in Kollision geraten muß, wobei es sich als gar nicht gut genug erweisen kann, um bei der Auflehnung gegen das Böse sich nicht zu vergreifen in der Wahl der Mittel.)

Dostojewskis Menschen geraten in Kollision mit dem Gang und Gäbe dieser Welt, weil sie ihrem Inneren nach doch nicht von dieser Welt sind, jedenfalls nicht so sehr von dieser Welt wie die Menschen der westlichen Zivilisation. Dies ist es, was Dostojewski felsenfest glaubt, aus keinem anderen Grunde, als weil er es gewahr wurde. Es macht seinen Glauben an Rußland aus, der sein sekundärer Glaube ist und die Folge seines Glaubens an den Christus des Evangeliums, den er eben von der ganzen westlichen Zivilisation mit ihrer Kirchenchristlichkeit verleugnet sieht. Aber „Urweltlandschaft" hat Dostojewski mit seinem Menschen nicht betreten. (Der Ausdruck zeigt mir Stefan Zweig, der ihn gebraucht, als einen Ästheten, der wohl den Glanz, doch nicht die Tiefe dieses Wortes wahrnimmt.) Die Urumwelt des Menschen war gewiß dieser Welt noch nicht so ausgesetzt wie die Umwelt, in die Dostojewskis Menschen gestellt sind. Immerhin aber ist in diesen Menschen noch soviel Ursprünglichkeit, daß sich ihr Inneres gegen die Moral dieser Welt aufbäumt, wobei freilich zumeist jedes Maßhalten verloren geht und das Aufleben ursprünglicher Wildheit gegen den weltlichen Betrug, selber bereits verwirrt durch den Einfluß dieser Welt, die gewalttätigsten, die verbrecherischesten Formen annimmt. So geraten diese Menschen nicht nur mit dieser Welt, sondern mit sich selber, mit ihrem besseren Selbst in Kollision, mit dem Ursprünglichen in sich, das sie nicht

zur Ruhe kommen läßt, bis sie wiederum mit ihrem Streben wenigstens annähernd ihren Gottesanteil zurückerlangt haben, der ja, Gottes Willen nach, jedem Menschen in seine Erdenexistenz mitgegeben ist. Eben diese Beschaffenheit läßt die Menschen Dostojewskis in ihrer ganzen Ungezähmtheit Gott auch näher sein als die Menschen dieser Welt, die die größten Gewalttaten und Verbrechen begehen können, ohne mit sich selber in Kollision zu geraten, und die auch immer etwas — sei es das Wohl der Nation, des Staates, der Kirche oder der Allgemeinheit — vorzuschützen wissen, um ihre Missetaten nicht nur beschönigen, sondern geradezu als ein notwendiges Bedürfnis hinstellen zu können. Dostojewskis Menschen sind nicht so; ihr Schöpfer weiß, daß die Menschen dieser Welt alles ursprüngliche Eigenleben verloren haben und mit ihm das wahre Sein, daß sie nur ein Scheinleben führen, gestützt auf diese Welt, die selbst nur Schein ist und deren Wirklichkeit der großen Wirklichkeit, die als das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich von jeher geltend macht als das waltende Gesetz, niemals Stand hält und nicht Stand halten kann. Darum will er, der wahre Realist, mit der Vorführung seiner Menschen dem Menschen wiederum zum festen Stand, zum wahren Sein verhelfen; er will, daß dem Menschen wieder zu eigen werde, was von jeher des Menschen ist: der ihm in dieser Welt abhanden gekommene Gottesanteil.

„Was ist das: — der Mensch? Eben dies ist die Frage Dostojewskis", sagt Thurneysen und fügt hinzu: „Weil wir dieser Frage nicht ausweichen können, heute weniger als je, darum können wir auch der Begegnung mit Dostojewski nicht ausweichen." Mit diesem Satz dringt Thurneysen wohl auch zum Kern von Dostojewskis Schaffen vor. Und es erweist sich, daß er die Frage, die seines Erachtens von Dostojewski gestellt ist, von diesem

auch einer Lösung, die dem religiösen und christlichen Sinn entspricht, zugeführt sieht. Das drückt Thurneysen so aus: „Mit der Frage nach dem Menschen sind wir an Dostojewski herangetreten, und er hat uns Antwort gegeben, indem er uns unsere Frage zurückgab im Bilde des Menschen, der selber nichts anderes ist als eine einzige, große Frage, Frage nach dem Ursprung des Lebens, Frage nach Gott." Weiters: „Gott ist Gott: das ist die eine, die zentrale Erkenntnis Dostojewskis. Diesen Gott niemals zu einem, wenn auch in noch so großer Höhe thronenden Mensch-Gott, zu einem, wenn auch noch so idealen Stück menschlicher Seelen- oder Weltwirklichkeit werden zu lassen, ist sein einziges Bemühen." Und „das ist das Ergebnis" aus allen Romanen Dostojewskis, wie es Thurneysen sieht: „Noch größer geworden ist die Fragwürdigkeit alles Menschlichen, und erst recht erschütternd schreit die Problematik alles Daseins nach ihrer letzten Lösung in Gott." Und im Einklang damit zeichnet er die Haltung Dostojewskis gegenüber dieser Welt scharf umrissen also: „Daher der erhobene Finger gegen den Sozialismus, daher die geballte Faust nach der Kultur des Westens."

(Beide Mächte, diese ungleich mehr als jene und aus ungleich niedrigerem Beweggrund, sind eben davon abgekommen, für die Lösung ihrer Probleme die Frage nach Gott in Betracht zu ziehen; sie sind, wiewohl sie vom Neuen Testament wissen, als seßhaft innerhalb der geographischen Christenheit davon abgekommen, für ihre Wege und Ziele die Richtlinien zu beachten, die mit Gottes Geboten und den Weisungen Christi dem Menschen für alle Zeiten gegeben sind; sie sind von dieser Welt unterjocht worden: die „Kultur des Westens", die ihren Imperialismus, Nationalismus, Chauvinismus und ruchlosen Materialismus mit Kirchenchristentum bemäntelt hat, der wahre Wolf im Schafpelz, freilich ungleich mehr als der

Sozialismus, der schon dadurch, daß er das falsche Christentum der offiziellen Kirche nicht mitmacht, dem Betrug dieser Welt ferner und dem wahren Christlichen zumeist näher ist.)

Eduard Thurneysen, der evangelischer Pfarrer ist, verknüpft mit dem Vortrag über Dostojewski auffällig auch die Darlegung des Gottesbegriffes, entsprechend seinem Glauben an Gott. Das mag seine Berechtigung haben, da im Schaffen Dostojewskis die Gottesgläubigkeit wirklich das Führende ist. Als Laie im Religiösen, der ich bin, dem Theologen gegenüber, kann ich aber vielleicht manches an Dostojewski, der ja auch Laie ist, gewahrwerden, das der Theologe übersehen oder zu wenig beachtet hat. So bemängle ich an Thurneysen, daß er die Erde als Gottesschöpfung von dieser Welt, dem Menschenwerk in Eigenmächtigkeit Gott gegenüber, zu wenig sich abheben läßt. Für das Diesseits, insoweit es Gottesschöpfung ist, ist der Hinweis auf die alles Zeitliche und Vergängliche umspannende Ewigkeit wohl eine Selbstverständlichkeit. Diese Welt aber geht nun einmal darauf aus, das Diesseits als Gottesschöpfung so zu entstellen, daß jener Hinweis in seiner Wirkung aufgehoben wird. „Liebe die Erde und bedecke sie mit deinen Küssen" — (es könnte der Erde zu Dank gesagt sein eben für ihren Hinweis auf ihren Schöpfer) — drückt ein Gefühl aus, das für diese Welt zu haben Dostojewski sicher unmöglich gewesen wäre. Er hat in seinen Romanen den Unterschied zwischen dieser Welt als Menschenwerk und der Erde oder dem Diesseits als Gottesschöpfung immer hervortreten lassen, und zwar so, daß sich eine Definition erübrigte.

Thurneysen verweist auch auf Lebedeff und General Iwolgin im „Idiot"; er sagt: „Die Ungeheuerlichkeit ihrer Lügen übersteigt alles Maß. Aber Dostojewski weiß, was er tut, wenn er sie dergestalt lügen läßt. Sie sind die

Repräsentanten einer Menschheit, die die Wahrheit ihres Lebens vergessen hat, die Repräsentanten einer zur Lüge gewordenen Gesellschaft, Repräsentanten der zur Hölle sich wandelnden Welt." (Vollrepräsentanten dieser Welt, würde ich einfach sagen.) „Und so ist denn auch hier die Hölle geschildert als diese unsere Welt" fügt Thurneysen hinzu. Aber nicht als unsere Erde an sich, nicht als die Diesseitigkeit an sich; denn die Erde als diesseitige Gottesschöpfung kann niemals von dieser Welt so in Besitz genommen werden, daß sie Menschenwerk wird. Ja, keine Diesseitigkeit an sich kann von dieser Welt so in Besitz genommen werden. Darum bleibt der Diesseitigkeit auch immer der Hinweis auf Gott, den Schöpfer. Und der Mensch, der der Erde als der diesseitigen Gottesschöpfung verbunden bleibt, bleibt mit dem Hinweis, den sie in ihm auslöst, auch Gott verbunden.

Insoferne wir aber alle noch Menschen von dieser Welt sind, sind wir freilich auch alle noch schuldig, und es kann und darf daher von einer „Solidarität der Sünde", von einer Solidarität der Schuld an dem Zustandekommen dieser Welt die Rede sein. Aber diese Solidarität soll nicht unsere bleibende sein, und sie ist gewiß nicht die einzige, die es auf Erden gibt, weil der Mensch, wie die Erde, auch Gottesschöpfung ist und als solche auch den Hinweis auf Gott, seinen Schöpfer, in sich haben muß, und sei er noch so verschüttet durch Weltlichkeit. Die Möglichkeit muß immer vorhanden sein, diesen Hinweis im Menschen wieder freizumachen, und damit die Möglichkeit, auch eine Solidarität des Hinweises auf Gott, den Ewigen und Unbedingten, wieder herzustellen, und dieser Hinweis muß mit sich bringen, daß die Menschen auch wieder zu einander finden und sich wahrlich als Menschen erkennen können. Es ist aber immer die Arbeit des Menschen an sich selber, und nicht die einer Ge-

meinsamkeit, die ihn kraft des erwachten Hinweises auf Gott befähigt, ein Leben aufzunehmen, das alles Bedingte im Dasein auch nur bedingt mitsprechen läßt, ein Leben, das ihn der Führung des Unbedingten und Ewigen sich anzuvertrauen nötigt, um der „tiefen Not und Verlegenheit des Lebens" Stand halten und sie überwinden zu können.

Dieser Welt gegenüber, die Menschenwerk ist, „gemeinsam harrend und wartend der gemeinsamen Errettung" zu bleiben, erschiene mir als eine Passivität, die von Illusion gespeist wird. Wer sich dessen bewußt ist, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, hat als Erstes und Letztes für sein Mensch- oder Christwerden sich so zu betätigen, daß er sich wohl zur ganzen Schöpfung, aber nicht zu dieser Welt als Freund erweist. In dieser Aktivität verharrend, mag jeder der Errettung wartend bleiben. Das Gemeinsame kann dabei nie ein Entscheidendes sein noch werden. Denn der Mensch bleibt in dieser Welt ausgesetzt, und zwar so, daß er, je mehr er Mensch wird, umso weniger Gemeinsamkeit findet. Die Solidarität der Schuld muß freilich für ihn immer soweit bestehen bleiben, daß er sich niemals anmaßt, zu richten. In diesem Sinne glaube ich, hat auch Dostojewski auf diese Solidarität verwiesen, er, der entschieden in sich trug den Glauben an Christum, der das Richteramt von den Menschen genommen hat. Aber einer Sache oder einer Person Feind oder Gegner sein und ihr Verwerfliches aufzeigen, heißt noch nicht über sie die Strafe verhängen wollen.

* * *

Im Taoteking ist gesagt: „Wie der Fisch nicht leben kann außerhalb seines Elementes, des Wassers, so auch der Mensch nicht außerhalb der Unerforschlichkeit seines Wesens." Mit diesem Satz ist ausgedrückt, daß der

Mensch sich erst lebt als M e n s c h, wenn er sich der Unerforschlichkeit als seines Lebenselementes bewußt wird. Dieses Aufleben der Unerforschlichkeit gehört demnach zur Menschwerdung des Menschen; es begreift in sich das Gewahrwerden der Zugehörigkeit zu etwas, das der Mensch nicht ergründen kann.

Dostojewski verweist mit der Vorführung seiner Menschen auf diese Unerforschlichkeit; dabei zeigt er sich als der Mensch, der sich lebt als Mensch; als der Mensch, der um seine Zugehörigkeit weiß und folglich auch um das Unerforschliche, das Unbedingte und Ewige weiß, also auch um Gott. Und darum erweist er sich auch als der Mensch, der so denkt und redet, daß man von ihm sagen kann, er verkündige Gott. Ja, Dostojewski verkündigt Gott, und wie er dies tut, läßt ihn augenfällig als einen Menschen erscheinen, der ein Fremdling ist in dieser Welt, ja als einen, der dieser Welt im Tiefsten feind ist.

„In Dostojewskis vielleicht tiefsinnigster Schöpfung, im ‚Idiot'" sieht Thurneysen diese Beschaffenheit, die ich wesentlich in Dostojewski selber vorfinde, besonders hervortreten; so sagt er von der Hauptgestalt dieses Romans: „Ja, das ist das Höchste, das eigentlich Positive, das sich von ihm sagen läßt, sein wahres Geheimnis: Er verkündigt Gott." Die Frage nach dem Menschen, und was der Mensch ist, ist wirklich bei Dostojewski zur Frage nach Gott geworden. Und da der Gottesglaube Dostojewskis, wie jeder wahre Gottesglaube, festhält, d a ß G o t t i s t, wird die Frage: was ist der Mensch? zur Forderung, daß der Mensch i s t; und diese Forderung sieht auch Dostojewski erst einlösbar, wenn der Mensch lebt, was von Gott gesetzt ist, und er erkennt zugleich, daß das von dieser Welt Gesetzte der ständige Widerpart des von Gott Gesetzten ist. Daher „das rätselhaft Unreale" in allem scheinbaren „Realen", daher die Fragwürdigheit in allem

scheinbar Feststehenden, daher die Unsicherheit in allem scheinbar Gesicherten. Denn es gibt, geistig und religiös gesehen, eben nur eine Realität, und die ist das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich geltend macht als das waltende Gesetz. Sich ihm erschließen und es sich erschließen, daß der Anschluß in Kraft tritt, bewirkt im Menschen das Sein. So reicht sein Diesseits in das Jenseits seiner Wahrnehmung und zeigt damit, daß es diesem nicht Widerpart und nicht Trennung und nicht Gegensatz ist. So bleibt auch die Erde als Gottesschöpfung immer hineinreichend in ein Jenseits, als in den Anteil des Schöpfers, von dem sie ausgegangen ist. Darum aber kann die Erde, die ganze Schöpfung als das Diesseitige an sich, auch nicht zu Gott in Gegensatz gestellt werden. Alles Problematische, alle Fragwürdigkeit, aller Trug und Schein, ist erst durch das Aufkommen dieser Welt im Dasein zustande gekommen. Sie bejahen heißt das Absolute, das Unbedingte verneinen; so wird eine Position geschaffen, die gerade das, was den Menschen verhindert, eine Position dem Unbedingten und Ewigen gegenüber einzunehmen, für das Positivste hält. Darum sind es aber auch jene, die von dieser weltlichen Position „hinausgedrängt" werden, und „solche, die selber irgendwie draußen stehen, Dirnen, Mörder und Wahnsinnige", die dem wahren Realen eher „auf die Spur kommen" und es verstehen und in sich aufnehmen oder frei machen können.

„Weil keine der vielen Positionen" in dieser Welt — nicht „auf Erden", wie Thurneysen sagt — „groß, weit und tief genug ist", um mit dem Unbedingten den Kontakt herzustellen, darum kann der Mensch diesen nur erreichen, wenn er „jene alle immer wieder aufhebt", ja aufgibt. Thurneysen hat im Grunde wohl dasselbe wahrgenommen; daß er aber das Diesseits an sich zu wenig von dieser

Welt, dem eigenmächtigen Eindringling in das Diesseits, sich abheben läßt, trübt auch hier seine Darstellung. Das Wesentlichste ist jedoch von ihm erkannt worden; er zitiert den „Idioten" so, daß aus dessen Worten auch das Verhältnis des Menschen, der sich als Mensch lebt und demnach auch mit Gott als dem Unbedingten in Kontakt ist (als ein solcher Mensch erweist sich ja „der Idiot") zu dieser Welt ersichtlich wird. Und so sagt Fürst Myschkin, der Idiot: „Jetzt gehe ich zu den Menschen, ... vielleicht werde ich es schwer haben unter ihnen und mich einsam fühlen; ich will aber gegen alle ehrlich und offen sein." Er wird es gewiß schwer haben, nicht nur vielleicht. (Vor den Menschen dieser Welt ist ja auch schon im Evangelium gewarnt.) Denn der Mensch, der mit dem Unbedingten in Kontakt ist, fühlt sich wohl unwiderstehlich gedrängt, wahr und offen zu sein, da ja alles, was als Ausfluß des Unbedingten anzusehen ist, auch unbedingt wahrhaft sein muß, was aber dieser Welt des Scheins zu sein unmöglich ist, ohne sich selbst zu vernichten; weshalb sie das unbedingte Wahrhaftsein auch nie wird begreifen können.

Dieser Welt gegenüber gestellt, die ihrer Einsicht nach, die eine Sperre des geistigen Schauens ist, es in allem Erforschen so herrlich weit gebracht zu haben vermeint, erweisen sich die Menschen Dostojewskis als Leibeigene der Unerforschlichkeit. So haben sie aber auch Gottesanteil. Und so wird gerade an ihnen, an dem Wachsein ihres Inneren, sichtbar, daß dieses der „Kultur des Westens" verloren gegangen ist; stattet doch diese Kultur den Menschen mit einer solchen Anmaßung, ja Verblendung aus, daß es ihm nachgerade unter seiner Würde zu sein schiene, etwas an sich und um sich zu haben, das sich s e i n e r Erforschung entziehen könnte. O, diese Welt, die in ihrer Kurzsichtigkeit der Unendlichkeit einen Grund

legt und so sich selber weismacht, daß sie alles ergründet! Dostojewski hat im Menschen die Unerforschlichkeit wieder zu Ehren gebracht, und von ihr, als dem Wesentlichsten am Menschen ausgehend, hat er alle Errungenschaften dieser Welt, alle sogenannten Kulturgüter, zu einem ganz Unwesentlichen für den Menschen gestempelt. Ja, im Hinblick darauf, daß durch diese Errungenschaften der Mensch dazu verführt wird, sich als Herrn der Schöpfung anzusehen, erscheinen sie Dostojewski mit Recht als ein Verwerfliches.

Thurneysen erkennt wohl dasselbe als die Tat Dostojewskis, er sagt es aber so: „Weil die Menschen o h n e Gott klug, gerecht, weise und fromm geworden sind, darum steht Gott in einem Winkel" in dieser Welt (nicht „auf Erden" oder nur insoweit, als diese von dieser Welt besetzt ist). „Das ist die Empörung des Menschen gegen Gott. Und mit jener Scharfsichtigkeit letzter, durchdringender Lebenserkenntnis und Lebenseinsicht hat Dostojewski diese Tendenz zur Rebellion, diese Verfinsterung des Auges für den wahren Sinn des Lebens gerade in den p o s i t i v s t e n Leistungen des Menschen erkannt." Diese p o s i t i v s t e n Leistungen sind es eben, die im Menschen die Anmaßung Gott gegenüber so zu steigern vermögen, daß er ungescheut den Wahlspruch betätigt: „A l l e s i s t e r l a u b t" und damit die größte geistige Untat begeht.

Thurneysen sagt: „Weil die ganze Weisheit des Menschen, alles was an Welt- und Lebensanschauung unter uns umgeht" (ich müßte sagen: weil die ganze Weisheit des Menschen dieser Welt, alles, was in dieser Welt Geltung hat) „nichts anderes ist als der Versuch, der Gottesfrage zu entrinnen, während ihr n i c h t zu entrinnen, sondern standzuhalten die göttliche Torheit des Idioten wird"... und die eigentliche Lebensaufgabe des Menschen ist, muß ich hinzufügen. Aber wenn Thurneysen

sagt: „So tief charakteristisch für das Leben des Menschen sein Geschaffensein auf Gott hin ist, so tief charakteristisch für den Menschen ist auch sein Nicht anerkennen dieser letzten Beziehung, seine prometheische Empörung dagegen", so ist wohl dagegen zu sagen: nein, so tief nicht! denn diese Empörung hat sich erst eingestellt, als der Mensch seine ursprüngliche Tiefe einbüßte.

Und wenn ich der Wahrnehmung Thurneysens, daß die Gottesfrage die Frage aller Werke Dostojewskis ist, auch zustimme und zugestimmt habe, so muß ich seine Auffassung von Gott, er sei „die Wurzel alles Lebens und der alles begründende Grund der Welt, aber eben damit auch ihre Aufhebung, ihre Bedrängnis, ihre Unruhe, das rätselhafte Unreale in allem Realen, das Unirdische, auf das alles Irdische hinaus will", doch insoweit ergänzen und klären, daß diese Welt und ihr Reales von der Erde und dem im unbedingten Sinn Realen sich abhebt, und also sagen: Gott die Wurzel alles Lebens und der alles begründende Grund des wahren Seins des Menschen, und darum für diesen eben die Bedrängnis, die Aufhebung, die Außerkraftsetzung dieser Welt des Scheins, von der die Erde, welche Gottesschöpfung ist und als solche immerfort mit ihrem Irdischen in das Überirdische hineinreicht, besetzt gehalten wird.

Völlig zutreffend aber ist, wenn Thurneysen von Dostojewski sagt: „Einen besonders kräftigen Keim des Verderbens sieht er in der ... materialistischen Wissenschaft und Weltanschauung" (wohl weil sie, denke ich, eigentlich ein Selbstbetrug ist, da sie sich die Dinge verschließt, wobei sie der Täuschung verfällt, sie habe sie ergründet). Dostojewski sieht in ihr, meint Thurneysen, „im wesentlichen ... den törichten und doch so unendlich klugen Versuch, die Züge der Jenseitigkeit in

allem Diesseitigen, des Unirdischen" (zutreffender wohl: des Überirdischen) „in allem Irdischen auszutilgen".

„Doch der furchtbarste Angriff, den Dostojewski geführt hat, richtet sich gegen Religion und Kirche." Das erkennt Thurneysen und er bekennt auch, daß die Kirche es ist, „die Christus verraten" hat. „Und", sagt er, „unschwer ist zu erkennen, daß Dostojewski die abgöttisch gewordene Kirche vor allem in der römischen Kirche gesehen hat." Mit vollem Recht, ist hinzuzufügen; denn von ihr aus hat ja die sogenannte christliche Kirche als ein weltlicher Begriff ihren Ausgang genommen.

So bleibt die Schrift „Dostojewski" von Eduard Thurneysen gewiß die beste von den Dostojewskischriften, die ich kenne. Was ich aber nicht glaube, ist, daß Dostojewski die Forderung stellt, daß der Mensch auf „‚Brot', auf irdische Sättigung, individuelles Glück" verzichten müsse. „Denn ‚der Mensch lebt nicht von Brot allein'". Dieser Ausspruch Christi fordert aber nicht den Verzicht auf „Brot"; er sagt vielmehr, daß mit leiblicher Sättigung, mit dem Wohlleben des Leibes noch nicht das wahre Leben erreicht ist. Und individuelles Glück kann auch ein geistiges sein. Franz von Assisi gehörte sicher zu den Glücklichen auf Erden, wohingegen bloßes Wohlleben noch lange nicht glücklich macht.

Zweifelhaft ist auch, ob Dostojewski im Verhältnis von Mann und Weib je das Ziel so sah, daß „die Einsicht in die ganz besonders tiefe Gefangenschaft des Mannes als Mann und des Weibes als Weib sich Bahn bricht" und „der Schritt nicht mehr weit ist zu dem Seufzen nach einer neuen, ganz und gar anderen Gestalt des Menschen, wo weder Mann noch Weib sein wird". Und zweifelhaft, ob dieses Seufzen „das Seufzen nach Auferstehung" ist. Denn dieses Seufzen ist nicht nötig, der ursprünglichen Bestimmung des Menschen nach, da ursprünglich von Gott

das Weib dem Manne zur Gehilfin gegeben ist. Sagt doch die Schrift: „Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei." Es ist daher wohl nur die Entartung des Liebestriebes durch die Moral dieser Welt, die in lüsteübersatten ausgehöhlten Menschen jenes Seufzen hervorruft nach einer Auferstehung, die auch für den Christen auf Erden nicht gefordert ist, und die dem Evangelium nach erst nach dem Tode den Gerechten zuteil werden soll. Auch müßte im Menschen, je mehr er Mensch und Christ wird, gerade die Einsicht sich Bahn brechen von der tiefen F r e i h e i t des Mannes als Mann und des Weibes als Weib, indem sich hier die Willigkeit und dort der Wille zu etwas aufraffen kann, das ihnen nicht mehr gestattet, ihre Befriedigung in der allzu endlichen körperlichen Hingabe zu suchen.

Was ich aber nicht begreifen kann, ist, daß Thurneysen auf die Schriften über Dostojewski von Stefan Zweig und Hermann Hesse so lobend hinweist, wiewohl sie beide mit dem, was auch er als das Wesentlichste an Dostojewski erkannt hat, nichts zu tun haben, nämlich: „mit der Erkenntnis der B i b e l".

* *
*

Ich will Stefan Zweig nicht Unrecht tun; seine Vorzüge mögen in seiner Diktion liegen, und die mag für weltlich zugespitzte Ohren glänzend sein. Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt, und mein widerweltliches Gehör kann sich mit derartigem nicht befreunden, wenn es gilt, das Wesentliche eines Menschen und Schriftstellers vom Range Dostojewskis aufzuspüren. Denn ich höre aus der Diktion die wesentliche Beschaffenheit ihres Eigners heraus und erhöre in diesem Fall, daß der Artist, der Zweig ist, mit seiner Darbietung dem Menschen Dostojewski nicht gerecht wird. Seine Schreibweise macht manchmal obenhin

an Nietzsche denken, ja auch an Hölderlin, wenn der Rhythmus so ohrenfällig wird, wie in dem folgenden schönen, aber nicht sehr selbständigen Satz: „beruhigter Aufblick aus dieser Landschaft zu ihrem Himmel spürt erst die unendliche Tröstung dieser unendlichen irdischen Trauer und ahnt im Grauen die Größe, im Dunkel den Gott". Man sieht, daß es Zweig an grenzenlosen Worten nicht fehlt, doch sie vermögen nicht die Grenzen zu verwischen, die ihn als Menschen einschließen und ihm verwehren, in das Wesentlichste des Menschen Dostojewski einzudringen. Die hohe intellektuelle Hitze, die er in seinen Ergüssen aufbringt, vermag die natürliche Wärme nicht zu ersetzen, die in einem nötig ist, um zu erfühlen, was Dostojewski schließlich mit seinem Werk, das seine Tat ist, will. Es nützt kein Versuch, „von seiner unendlichen Weite in seine unendliche Tiefe" zu dringen, wenn man vorher nicht in sich selber so weit eingedrungen ist, daß man die Grenzen, die einem diese Welt entgegensetzt, von sich entfernt hat. Dann aber hätte Zweig, der an Dostojewski schon erkennt: „als Mensch, als Dichter, als Russe, als Politiker, als Prophet: überall strahlt sein Wesen vom ewigen Sinn", sich wohl gestehen müssen, daß es zutreffender wäre zu sagen: als Dichter, als Russe, als Politiker, als Prophet: überall offenbart sich sein Menschentum, das mit dem Ewigen in Berührung ist. Und anstatt im Hinblick auf Dostojewski zu sagen: „Wer viel von sich selbst weiß, weiß auch viel von ihm, der oder keiner das letzte Maß aller Menschlichkeit gewesen", hätte er besser getan zu sagen: Wer wenig von sich selbst weiß, weiß schon viel von ihm, der die Unerforschlichkeit, das letzte Maß aller Menschlichkeit, zum Maß für die Wertung des Menschen genommen hat.

Wohl vieles, was Zweig über Dostojewski äußert, verdient die Bemerkung: Mit Übertreibungen kommt man

weder zur Wahrheit noch zur Klarheit. So sagt er: „Fedor Michailowitsch Dostojewski wird im Armenhaus geboren. Mit der ersten Stunde ist ihm so schon die Stelle seiner Existenz angewiesen, irgendwo im Abseits, im Verachteten, nahe dem Bodensatz des Lebens und doch mitten im menschlichen Schicksal, nachbarlich von Leiden, Schmerz und Tod. Niemals bis zum letzten Tage ... ist er dieser Umgürtung entronnen, alle die sechsundfünfzig schweren Jahre seines Lebens bleibt er in Elend, Armut, Krankheit und Entbehrung im Armenhaus des Lebens." Der Russe Strachoff, der Dostojewski nahestand, weiß wohl auch von sehr schweren Jahren, die Dostojewski durchmachen mußte, aber das letzte Jahrzehnt seines Lebens, berichtet er, brachte ihm doch eine „Besserung der Verhältnisse, die ihm eine gesündere Lebensweise und Freiheit in der Wahl seines Aufenthaltsortes gestattete ... Im Frühling des Jahres 1876 kauften sich Dostojewski und seine Frau in Staraja Russa, wo sie seit einigen Jahren den Sommer verbracht hatten, ein Haus mit einem großen alten Garten .. So sehen wir denn, daß das Leben Fjodor Michailowitschs zu guter letzt in vollkommen geregelten Verhältnissen verlief und aus einem mehr oder weniger unsteten ein seßhaftes wurde". Es mag sein, daß Dostojewski, um sich seinen Gläubigern zu entziehen, ins Ausland ging und sich dort, bei seiner Liebe zu Rußland, wie in Verbannung fühlte. Undenkbar aber ist, daß ihm das Leben im Ausland: in Deutschland, Frankreich, am Genfer See und in Italien nichts als ein Leiden war, da doch seine junge Frau, eine Russin, stets fürsorglich um ihn war und willig alles mit ihm teilte. Zweig sagt aber: „Wie ein Verbrecher flüchtet er vor seinen Gläubigern eines Nachts hinaus in die Welt. Nun beginnt jene jahrelange ziellose Wanderung durch das europäische Exil, jene grauenhafte Abschnürung von Rußland, dem Blutquell seines Lebens, die ärger seine Seele

beengte als die Pfähle der Katorga . . . . War Sibirien das Purgatorium, der Vorhof seines Leidens, so ist Frankreich, Deutschland, Italien sicherlich seine Hölle."

Mit Pathos geht es so weiter, und der Aussage: „Voll stärkster Begeisterung zur Menschheit ist er doch bis ins Krankhafte menschenscheu und verschlossen, Glut und Eis zugleich, ein Fanatiker gefährlichster Einsamkeit" liegt wohl nur die Einsicht zu Grunde, daß Dostojewski, der glühend fühlende Mensch, in den Menschen dieser Welt, die in die „Kultur des Westens" aufgingen, nichts fand, das ihn anzog, und um sie von sich abzuhalten, genötigt war, sich ganz in sich selbst zurückzuziehen und der frostigen Atmosphäre jener Umgebung mit frostiger Starrheit zu begegnen. Und wenn Zweig sagt: „die Nächte hindurch arbeitet er und schreibt, während seine Frau nebenan in den Wehen stöhnt, während die Epilepsie schon die Kralle spannt, ihm das Leben aus der Kehle zu pressen, während die Hausfrau mit der Polizei um ihre Miete droht und die Hebamme um ihre Bezahlung keift — schreibt er ‚Raskolnikoff', den ‚Idioten', die ‚Dämonen', den ‚Spieler'," so ist, um die Aussage zu mildern, zu bemerken, daß das Schaffen dieser gewiß „monumentalen Werke des neunzehnten Jahrhunderts" doch immerhin eine ungleich längere Zeitdauer erforderte, als Geburtswehen und epileptische Anfälle haben. Der weltliche Intellekt des Artisten Zweig vermeidet in seiner Aussage geradezu ängstlich alles, was auf das Wesentlichste an Dostojewski, auf seine wahre Religiosität, aufmerksam machen könnte; so ist ihm „das Leben Dostojewskis moralisch eine Errungenschaft ohnegleichen, weil Triumph des Menschen über sein Schicksal, eine Umwertung der äußeren Existenz durch die innere Magie".

Aber lassen wir uns nichts vormachen von glänzenden Worten, die keine goldenen sind! Was Zweig von Dosto-

jewski sagt, ist oft genug ganz unzutreffend; so auch das folgende: „Richtig leben heißt für ihn: stark leben und alles leben, beides zugleich, das Gute und das Schlechte, und beides in seinen stärksten berauschendsten Formen." Oder gar: „Fünfzig Jahre ist Dostojewski alt, aber er hat die Qual von Jahrtausenden erlebt." Gesagt ist auch, daß Dostojewski „sich nicht verändern, nicht verbessern" will, „nur immer eines: sich verstärken". Sich innerlich verstärken, wie es Dostojewski erstrebt, heißt aber sicherlich nicht das Schlechte gleich leben wie das Gute, weil das Schlechte leben den Menschen innerlich schwächt. Und wenn Dostojewski bekennt: „Überall und in allem mein ganzes Leben lang habe ich die Grenze überschritten", so weist das nichts Erschreckendes, ja nichts Unzulässiges auf, da es ja des Menschen Aufgabe ist, die Grenze zu überschreiten, die ihm diese Welt gestellt hat.

So erscheint es auch als ein durchaus Notwendiges, daß die Menschen Dostojewskis „nicht friedlich eingeordnet sind in unsere Welt" (das heißt also: in diese Welt), insofern sie alle mit der Menschwerdung zu tun haben, der diese Welt entgegen ist. Der bloße Artist hat wohl zu wenig Auge und Ohr, so raffiniert er auch zu sehen und zu hören scheint, für den Hauptvorgang im Menschen als Menschen, der diesen mit der Herrschaft des Bedingten in Widerspruch geraten lassen muß. So sagt Zweig: „Die Helden Dostojewskis suchen aber und finden überhaupt kein Verhältnis zum wirklichen Leben: das ist ihre Sonderheit. Sie wollen gar nicht in die Realität hinein, sondern von allem Anfang an über sie hinaus, ins Unendliche. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt und der russische Mensch geht auf das Ganze." Hier übersieht Zweig völlig, daß die Sonderheit, die diese Menschen kein Verhältnis zu dieser Welt des Scheins, die nie das wahre wirkliche Leben ist, suchen und finden läßt, gerade dafür zeugt, daß sie dieses

wahre Leben suchen und in eine Realität, die wahrhaft Realität ist (nämlich jene, die auch dem Ganzen entspricht und die ein Teil, ein Bedingtes nie sein kann), hinein wollen. „Ihr Reich ist nicht von dieser Welt", das sagt auch über sie wahr und klar genug aus; aber den naheliegenden Schluß zu ziehen, daß sie mit der Mensch- und Christwerdung zu tun haben und zu tun haben wollen, das geht wohl wider das gute Verhältnis Zweigs zu dieser Welt und ihren Machenschaften, und so korrigiert er sich gleich wieder: „Ich sagte früher: sie wollen nichts von dieser Welt. Schlecht gesagt. Sie wollen nichts einzelnes davon, sondern alles; ihr ganzes Gefühl, ihre ganze Tiefe: das Leben." Nun, das ist wohl Absicht, daß er diese Welt für das Ganze, für das Leben ausgibt. Denn soviel muß auch für einen Weltmenschen und Artisten wahrnehmbar sein, daß diese Welt nicht das Ganze, nicht das Leben ist, und daß in Bezug auf die Menschen Dostojewskis so etwas nicht gesagt werden darf, da doch überall in Dostojewskis Romanen deutlich genug hervortritt, daß er entschieden mehr zu Christus als zu dieser Welt steht, Christus aber mit seiner Aussage zu dieser Welt in bewußtestem Gegensatz war und ist und sein wird. Der Ausweg, auf den nun ein Artist verfällt, der Dostojewski überlaut rühmt, wiewohl er ihm im Wesentlichsten völlig fremd bleibt, ist der, daß er im weiteren von Dostojewskis Menschen als von russischen Menschen und von einem neuen russischen Christus spricht. So sagt er: „Wir Europäer wohnen in unserer alten Tradition wie in einem warmen Haus. Der Russe des neunzehnten Jahrhunderts, der Dostojewski-Zeit, hat hinter sich die Holzhütte der barbarischen Vorzeit verbrannt, aber sein neues Haus noch nicht gebaut. Entwurzelte, Richtungslose sind sie alle", und er rechnet es ihnen als Mangel an, „daß sie nicht wissen, wer sie sind". Dagegen wäre nur zu sagen,

daß in Rußland doch noch mehr Menschen und Christen zu finden sein dürften als bei uns, wo die „Kultur des Westens“ dominierend ist, eben weil dort der Mensch im allgemeinen noch nicht so verweltlicht ist, das heißt, daß unter den Menschen dort das Streben nach Menschwerdung mehr wach sein dürfte als bei uns; jenes Streben eben, das mit sich bringen muß, daß der Mensch der Unerforschlichkeit als seines Lebenselementes sich bewußt wird und somit nicht weiß, wer er ist — aber doch zugleich erkennt, daß sein größter Widersacher diese Welt ist. Mag sie, die aus dem Artisten Zweig redet, der oft nur redet, um zu reden, am „russischen“ Menschen auch noch wahrnehmen: „Nirgends Kirchtürme der Gewißheit, Brücken der Zuversicht: alles heilige Urwelt“; den Menschen Dostojewskis verbleibt mit der Gewißheit ihrer Unerforschlichkeit — auch wenn sie in die heilige Urwelt nicht hineinkommen, sondern sie nur schauen dürfen wie Moses das gelobte Land — doch immer noch jene gewisse Zuversicht, die ihnen eine Brücke schlägt, lang und gesichert genug, um sie schwindelfrei über alle Kirchtürme der Gewißheit, die ja alle Bauten dieser Welt sind, hinweg ins gewissere Ungewisse zu tragen. Diese Zuversicht aber gibt Dostojewski, dem Schöpfer dieser Menschen, die er alle in sich erlebt hat, der Glaube an Gott und der Glaube an Christus als den Mittler zwischen Gott und Mensch, an Christus, der mit seinem Leben und seinen Weisungen den Willen Gottes den Menschen vollendet vermittelt hat. „Das Chaos des Anfangs“ ist für niemanden erreichbar, also auch für die Menschen Dostojewskis nicht, weil der Anfang, der durch alle Zeiten für den Menschen gilt, der Anfang ist, der das Wort war, das bei Gott war und durch das alles gemacht ist. Wenn die Menschen Dostojewskis zu irgend etwas hin wollen, so ist es zu dem Aufdämmern dieses Anfangs, also ein Zurück

zum Ursprung, fort von dieser Welt des Scheins, um zum wahren Sein zu kommen, das der Erde wieder das Licht gibt, das ihr mit Vollendung der Schöpfung gegeben war und das nicht von dieser Welt ist. So sind diese Menschen aber nicht „Verkünder eines neuen Christus" und auch nicht „Märtyrer und Verkünder eines dritten Reiches"; wohl aber ist von ihnen zu sagen, daß sie nach dem Reich streben, das nicht von dieser Welt ist, dessen Verkündigung aber schon mit dem Neuen Testament eingesetzt hat, also nahezu 2000 Jahre alt und somit nicht neu ist, wie auch, daß sie, da sie immerwährend irgendwie von dieser Welt umringt sind, mit ihr in Kollision geraten müssen, mit ihr und — insoweit diese Welt in sie eingedrungen ist — auch mit sich selbst; weshalb ihr Leben und ihr Streben natürlich leidvoll sein muß. Das Gerede vom „neuen Christus" scheint aber von der Voraussetzung auszugehen, daß der alte, der wahre Christus bei uns, in unser Leben und Streben längst Eingang gefunden habe, wohl weil wir in unserer alten Tradition wie in einem „warmen Haus" wohnen, und der Russe „sein neues Haus noch nicht gebaut" hat. Das Merkwürdige, das seltsam Verfängliche, ist dabei nur, daß wir trotz Tradition und warmem Haus den Weltkrieg bei uns aufkommen ließen, und daß diese Welt, von der das Reich Christi nicht ist und nicht sein kann, gerade bei uns zur größten Anerkennung und Entfaltung gekommen ist; daß wir also, wenn wir schon Christus haben, doch nicht den w a h r e n haben können. Anstatt von den Menschen Dostojewskis als von „Verkündern des neuen Christus" zu fabulieren, sollte und könnte im Ernst von ihnen gesagt werden, daß sie den wahren Christus, der uns verloren gegangen ist, neu verkünden. Doch die Lust zu fabulieren läßt den Artisten noch sagen: „Seine Helden sind Wegebahner einer neuen Welt: Der Roman Dostojewskis ist der Mythos des neuen Menschen und seiner

Geburt aus der russischen Seele." Daß ihr Wegebahnen zunächst ein Sichloslösen von dieser Welt ist, eine Abkehr von ihrer Herrschaft, wie es eben der erste Schritt zur Menschwerdung erfordert, will Zweig nicht wahrhaben; so erkennt er auch nicht, wieviel absolutes Wirklichkeitsgefühl in diesen Menschen wach sein muß, wenn sie einander in dieser Welt erst im Leiden gewahr werden, und sagt: „Es ist ihr stärkster Existenzbeweis: statt des cogito, ergo sum, ‚ich denke, also bin ich', setzen sie das: ‚ich leide, also bin ich'. Und dieses ‚Ich bin' ist bei Dostojewski und allen seinen Menschen der höchste Triumph des Lebens. Der Superlativ des Weltgefühls."

Dostojewski gegenüber, der sich entschieden zu Christus bekannt hat, muß aber Geltung haben, daß der Mensch erst ist, wenn er sich angeschlossen fühlt an das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich geltend macht als das waltende Gesetz, also als das Absolute. Dann aber wäre wohl herauszufinden, daß Leiden in dieser Welt zurückzuführen ist auf Leiden an dieser Welt als an der Herrschaft eines Bedingten, und daß dieses Leiden Eingang ist zum Aufnehmen des wahren Sein, das höchstes Realitätsgefühl auslösen muß. Mit „Weltgefühl" ist Dostojewski gegenüber nichts gesagt, und der höchste Triumph des Lebens ist kein „Superlativ des Weltgefühls", sondern die innere Wahrnehmung bis zur Gefühlsgewißheit, daß man ist, ob diese Welt will oder nicht will.

Zuweilen glücken dem Artisten die Aussagen auch dem Inhalt nach, so wenn er von Dostojewskis Menschen sagt: „Alle leben sie Varianten eines einzigen Erlebnisses: der Menschwerdung." Dem aber geht der Satz voran: „Das Mysterium der Selbstgeburt: so nenne ich in der Kosmogonie, in der Weltschöpfung Dostojewskis, die Erschaffung des Neuen Menschen", der wiederum eine weltlich vage Deutung dem Ereignis der Menschwerdung andichtet, die

mit der Erschaffung eines neuen Menschen doch nur insofern zu tun hat, als sie die Erschließung des Menschen erfordert, seine Rückkehr zum Ursprung, da er noch war, wie ihn Gott gewollt hat. So ist Menschwerdung immer eine geistige Wiedergeburt; sie als „Selbstgeburt" anzusehen und mit Kosmogonie in Verbindung zu bringen, ist insofern verfehlt, als sie mit dieser wirklich nichts zu tun hat und durch eigenmächtige Führung im Verhalten auch nicht herbeigeführt werden kann.

Welch ungereimte Denkart aber ist es, zu sagen: „Obwohl Dostojewski den Menschen tiefer kennt als irgend einer vor ihm, so ist ihm doch Shakespeare überlegen als Kenner der Menschheit." Denn wer den Menschen tiefer, also auch besser kennt, ist auch der bessere Kenner der Menschheit, selbst wenn er diese als Widerpart zum vollendeten Menschen ansehen muß. Der Wert der Menschheit bleibt immer, daß jeder aus ihr Mensch werden kann. Was die Menschheit ihrem Tun nach ist, ist leicht erkennbar, aber schwer zu erkennen ist, was der Mensch sein soll. Artistische Denkweise aber erkennt noch: „Shakespeare hat die Welt im Fleisch erkannt, Dostojewski im Geist. Seine Welt ist vielleicht die vollkommenste Halluzination der Welt, ein tiefer und prophetischer Traum von der Seele, ein Traum, der die Wirklichkeit noch überflügelt. Überrealismus, der über sich selbst hinaus ins Phantastische reicht. Der Überrealist Dostojewski, der Überschreiter aller Grenzen, er hat die Wirklichkeit nicht geschildert: er hat sie über sich selbst hinaus gesteigert." Hier hat die Phantasie eines Artisten die Wirklichkeit wirklich weit überflügelt. Denn wie es keine Überwirklichkeit gibt, so gibt es auch keinen Überrealisten, und wir müssen uns damit abfinden, in Dostojewski zu sehen, was er selbst von sich behauptet hat: „Ich bin Realist im höhern Sinn." Das heißt: nicht im Sinne dieser Welt des

Scheins, die das Wahrnehmbare in seiner Bedingtheit für das Reale nimmt; wohingegen festzuhalten ist, daß, was wirklich ist, auch unbedingt wirklich sein muß. Damit begeben wir uns aber in die geistige und religiöse Sphäre, in die eben auch die Menschen Dostojewskis hineinreichen, und die mit sich bringt, daß sie alle mit dem Unendlichen zu tun haben. Als „Überschreiter aller Grenzen" kann demnach Dostojewski auch nur dieser Welt gegenüber gelten, in Wirklichkeit überschreitet er keine Grenzen, weil der Mensch, dessen Lebenselement die Unerforschlichkeit ist, in sich keine Grenzen vorfindet. Dostojewski ist also Realist im wahrsten Sinn des Wortes.

Mit dem Folgenden versuche ich den Begriff Realist zu verdeutlichen. Nehmen wir an, ein Mensch, der nur von einem ganz begrenzten Gebiet, in dem er sich beständig aufgehalten hat, die Wohnungs- und Lebensmittelpreise kennt, kommt in ein ihm fremdes Land, in dem alles eine andere, weit höhere Preislage hat, und nimmt dort ohne weitere Erkundigung Pension. Am Zahltag bereitet er für sich die Rechnung vor, wobei er mit den Preisen der Gasthöfe von daheim rechnet. Ist der Realist? Nein, denn es wird sich herausstellen, daß er die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat.

Nun sind wir alle in ein Dasein gesetzt, das mit seinem Woher und Wohin in das Unendliche und damit in das Nichtwahrnehmbare und völlig Unbekannte hineinreicht, und was wir kennen, ist nur das begrenzte Gebiet, in dem unsere Wahrnehmung zu Hause ist. Wenn wir nun für unser Dasein nur mit diesem Wahrnehmbaren rechnen, geschieht uns so, daß wir die Rechnung ohne den Wirt machen; wir sind also nicht Realisten. Gott, der Schöpfer des Daseins der ganzen Schöpfung ist aber auch der Wirt des Daseins, und mit Ihm als dem Unbedingten und Absoluten muß die Rechnung machen, wer Realist sein will.

Also: Realist ist, wer mit dem Absoluten rechnet. Dostojewski ist Realist, er rechnet überall mit dem Absoluten; so ist er aber auch jener verfänglichsten Halluzination unzugänglich, die diese Welt für das Absolute ansieht.

Wem das Wesen des wahren Realismus nicht ganz fremd ist, der müßte es als selbstverständlich und nicht als „abweichend von allem Bisherigen" empfinden, daß sich in den Büchern Dostojewskis „jenes sanfte rhythmische, einwiegende Gefühl der Behaglichkeit" nie einstellt. Denn das Sich-Ergehen in der Wirklichkeit, die von dieser Welt des Scheins besetzt ist, läßt Behaglichkeit nicht aufkommen. So könnte man vielleicht sagen, alle Romane Dostojewskis sind geschrieben um einer Säuberung willen: der Säuberung der Wirklichkeit von dieser Welt des Scheins. Wie Stefan Zweig es sieht, ist aber „das Gefühl" — nämlich „die Seligkeit des tötlichen Niedersturzes vorempfindend zu genießen" — „in dem man mit dem ganzen Leben auch noch den Tod empfindet, immer auch die unsichtbare Spitze der großen epischen Pyramiden Dostojewskis", dessen Romane, meint er, „vielleicht nur geschrieben sind um dieser Augenblicke der weißglühenden Empfindung willen". Und was Dostojewski gestaltet hat „ist längst nicht mehr ein Kunstwerk im irdischen engen Sinne, sondern das Evangelium des dritten Reiches, irgend ein Mythus der neuen russischen Welt... Kunst war dem ewig Ungenügsamen nur im Anfang, und sein Ende war im Endlosen". Als ob nicht jede wahre realistische Gestaltung im Endlosen enden, das heißt: das Nichtendende auslösen müßte! Und wenn vom Werke Dostojewskis als von einem Evangelium gesprochen werden kann, so ist es das Evangelium vom Reiche, das nicht von dieser Welt ist, und somit auch nicht irgend ein Mythus der neuen russischen Welt, sondern ein Wegwei-

ser zur großen Wirklichkeit, mit der zu rechnen für die Menschen Wiens ebenso notwendig ist wie für die Menschen des alten und des neuen Rußland. Mit der aber der Artist Zweig, der sich wie ein Zweig am Baume dieser Welt ausnimmt, nicht rechnen will. So sieht er sich zwar irgendwie gezwungen, Dostojewskis Größe anzuerkennen, und ist darum bestrebt, ihn und sein Werk mit Worten von geradezu mystischen Dimensionen zu erschöpfen, aber er gewahrt nicht, wie sehr er sich selbst dabei erschöpft und daß es gar nichts nützt, in Dostojewski den „Überschreiter aller Grenzen" zu sehen, wenn man selber nicht einmal die Grenze, die diese Welt um einen gezogen hat, zu überschreiten imstande ist.

Dostojewskis Wort, daß ihm als Menschen „das Unermeßliche und Unendliche so notwendig war wie die Erde selbst", das für jeden Menschen gelten muß und nichts anderes aussagt als der Taoteking, der das Unerforschliche als das gleich notwendige Lebenselement für den Menschen erkennt wie das Wasser für den Fisch, macht aber Dostojewski in den Augen Zweigs schon zum Überschreiter der Grenzen. Ich schließe daraus, daß Zweig noch nicht in sich wach hat, was im Sinne Dostojewskis erst zum Menschen macht. Es ist auch wirklich zu platt, wenn der Artist ergründet, daß Dostojewski „seine Nation für die Welt entdeckt hat", daß „Dostojewski der Psychologe der Psychologen" ist, daß „ihn die Tiefe des menschlichen Herzens magisch anzieht", daß „das Unbewußte, das Unterbewußte, das Unergründliche seine wahre Welt ist", ja daß „Dostojewski tiefer in die Unterwelt des Unbewußten gedrungen ist als die Ärzte, die Juristen, die Kriminalisten und Psychopathen". Welch eine Konkurrenz! Nein, Zweig hat Dostojewski im Wesentlichen nicht erkannt. Lassen wir darum, wo von diesem Wesentlichen die Rede ist, das Unbewußte und Unterbewußte als un-

wesentlich aus dem Spiel. Von diesem als dem Wesentlichen reden, kennzeichnet den weltlichen Wisser, von dem Dostojewski nichts wissen wollte. Halten wir uns an den Satz Goethes, den Zweig zitiert: „Daß Du nicht enden kannst, das macht Dich groß." Es will besagen: Daß Du nicht enden kannst, macht Dich zum Menschen; und das erfordert Bewußtheit. Denn so ist der Mensch erst Mensch und als solcher auch groß. Damit, daß Zweig in großen Worten von der Größe Dostojewskis spricht, hat er noch nicht zu zeigen vermocht, daß er dessen Größe erkannt hat. Aber was seine Darstellung erkennen läßt, ist, daß ihm entschieden fehlt, was an Dostojewski das Wesentlichste ist. Ja, wenn man alles glauben müßte, was Zweig über Dostojewski aussagt, wäre dieser gewiß nicht groß. So behauptet der Artist Zweig, daß auch Dostojewski „innerlich der bewußte Artist" ist, der „fanatisch die Goldschmiedearbeit, den Filigran der Vollendung" liebt. „Noch unter der Peitsche der Not feilt und bosselt er stundenlang an einzelnen Seiten." Selbst wenn Wahres daran sein mag, hat Dostojewski, der vielleicht manchmal zum Vielschreiben genötigt war, da er „pro Druckbogen" so und so viel erhielt, sicherlich nur darum „gefeilt und gebosselt", um in der Darstellung seiner Menschen klar genug zum Ausdruck zu bringen, was an ihm selbst das Wesentliche war; nicht aber um Sätze zu gestalten wie etwa den folgenden, in dem Zweigs blühende Phantasie Dostojewskis Zustand nach einem epileptischen Anfall zu kennzeichnen versucht: „Ein grauenhafter Zusammenbruch klirrt die kristallenen Sekunden in reißende Scherben, mit zerbrochenen Gliedern und stumpfen Sinnen stürzt er, ein anderer Ikarus, in die irdische Nacht zurück."

Der Russe Strachoff berichtet über dieselbe Sache: „Als Folge der Krämpfe stellten sich bei Dostojewski nach

einem Anfalle Schmerzen in den Muskeln ein, abgesehen von den Schmerzen der Verletzungen, die er sich manchmal beim Fall zuzog... Doch das Schlimmste war, daß der Kranke die Besinnung verlor und für zwei bis drei Tage sich wie zerschlagen fühlte." Doch hören wir auch von Strachoff, Dostojewski habe sich mehrmals geäußert, „daß er vor dem Anfall Augenblicke der größten Verzückung und Begeisterung erlebe".

Was ich aber hier hervorzuheben habe, ist meine Überzeugung, daß selbst die gefeilteste und gebosselteste Diktion Dostojewskis — falls er an einer Person seiner Romane denselben Zustand zu schildern gehabt hätte (und er hat ihn, wie ich mich nachträglich überzeugen konnte, im ‚Idiot' geschildert) — ungleich mehr von der Sprache Strachoffs als von der des Stephan Zweig an sich haben müßte.

Zum Wesentlichsten an Dostojewski, dem Menschen, gehört seine Gläubigkeit. Er glaubt an Gott und glaubt an das Neue Testament. Ohne diesen seinen Glauben ist seine Darstellung der Menschen, die er uns in seinen Romanen vor Augen führt, undenkbar. Der wache Glaube an das Neue Testament aber löst ein Nichtglauben an diese Welt aus, das heißt: ein Nicht-daran-glaubenkönnen, daß es dem Menschen zum Heile gereicht, wenn in ihm diese Welt mit ihren Errungenschaften das Führende wird. So meldet sich der Widerweltsinn, der bei Dostojewski in der Anfeindung der sogenannten ‚Kultur des Westens' als der Frucht dieser Errungenschaften, mit denen es diese Welt so herrlich weit gebracht zu haben vermeint, zum Ausdruck gelangt.

Hat man aber einmal erkannt, daß bei Dostojewski der Glaube gleichsam das geistige Rückgrat seines Schaffens ist, sollte man auch mit einer Geisteshaltung, die die Freundschaft zu dieser Welt nicht verleugnen kann, nicht

mehr an ihn herantreten, um sein menschliches und geistiges Konterfei für die Nachwelt festzuhalten; denn die Darstellung wird verfehlt sein. Das hat Zweig gezeigt. Ihr Verfehltes und Versagendes wird man auch dort am meisten gewahr, wo er vom Gottesglauben Dostojewskis spricht. Was Dostojewski in einem Roman bemerkt: „Gott hat mich mein ganzes Leben lang gequält", diese Bemerkung, die geradezu dafür zeugen könnte, daß Dostojewski immer mit Gott zu tun und somit seinen Glauben wach hatte, nimmt Zweig für einen Beweis von Dostojewskis Zweifel an Gott. „Dostojewskis Gott" ist nach ihm „das Prinzip aller Unruhe, weil er Urvater aller Kontraste, zugleich das Ja und das Nein ist... Er ist, wie seine Menschen, wie der Mensch, der ihn schuf, ein ungenügsamer Gott." Und von der Gläubigkeit Dostojewskis weiß er zu sagen: „Das Gehirn verbrennen im Gefühl, hinströmen in die Gottesruhe, tierhaft dumpf, das ist sein Traum".. Und dann wieder: „Während er schon ganz aufgelöst scheint, ganz überirdische Trunkenheit, bleibt jener grausame Geist der Analyse mißtrauisch auf der Lauer und mißt das Meer aus, in das er versinken will." Weiters: „Er ist der Gläubigste aller und der äußerste Atheist in einer Seele, er hat in seinem Menschen die polarsten Möglichkeiten beider Formen gleich überzeugend dargestellt (.. ohne sich selbst zu entscheiden)."

Das zuletzt Gesagte ist unwahr; Dostojewski hat sich für den Glauben an Gott und an Christus entschieden, und was seine überzeugende Darstellung des „Gläubigsten aller" wie „des äußersten Atheisten" anlangt, so zeugt das eben für Dostojewskis entschiedenen Glauben. Wer, wie Zweig, nur erweist, daß er an sein eigenes artistisches Können glaubt, kann das freilich nicht verstehen. Ich aber behaupte, daß es unmöglich ist, den Atheismus eines Iwan darzustellen, wenn der Darsteller nicht im Glauben an

Gott fest verankert ist. Nur der wahre und feste Glaube an Gott kann sich einen Widerpart schaffen, in dem ein so grandioser Atheismus zur Darstellung gebracht ist. Aber auch der zeitweilig eintretende Zweifel am eigenen Glauben setzt voraus, daß man im Grunde gläubig ist. Für einen Artisten ist darum das Thema „Die Gottesqual" (wie das betreffende Kapitel bei Zweig heißt), gewiß nicht glücklich gewählt. Es ist auch nicht sehr ernst zu nehmen in seinem Ergebnis, das als „das Ideal Dostojewskis" hinstellt: „zu sein, wie er nicht ist; zu fühlen, wie er nicht fühlt; zu denken, wie er nicht denkt; zu leben, wie er nicht lebt". Freilich fragt sich Zweig: „Aber irre ich denn nicht: ist Dostojewski nicht den Menschen der große Prediger des Glaubens? Geht nicht durch seine Werke der große orgelnde Hymnus an Gott? Bezeugen nicht alle seine politischen, seine literarischen Schriften einhellig, diktatorisch, unzweifelhaft seine Notwendigkeit, seine Existenz, dekretieren sie denn nicht die Rechtgläubigkeit, verwerfen sie nicht den Atheismus als das äußerste Verbrechen?" Die Affektationssucht des Artisten kann es auch hier nicht unterlassen, uns ein gründliches Auf-den-Grund-sehen vorzutäuschen, und so fügt er hinzu: „Aber man ver-verwechsle hier nicht Wille mit Wahrheit, nicht den Glauben mit dem Postulat des Glaubens. Dostojewski, der Dichter der ewigen Umkehrung, dieser fleischgewordene Kontrast, predigt den Glauben als Notwendigkeit, predigt ihn umso inbrünstiger den anderen als — er selbst nicht glaubt".

So grünt heute die Erkenntnis an den kultiviertesten Zweigen des Baumes dieser Welt! Man entdeckt, daß ein Gläubigster unter den Menschen an seinem Glauben gezweifelt, ja, daß er selbst nicht geglaubt hat und darum nur umso inbrünstiger den anderen den Glauben gepredigt hat. Man sieht nicht oder will einfach den Vorgang nicht

so sehen, wie er ist, nämlich: daß Dostojewski, der wahrhaft Gläubige, seinen Glauben so inbrünstig predigt, weil er selbst alles aus dem Glauben geschöpft hat, aus den Stunden des Glaubens: Stärke und Zuversicht, Kraft und Sicherheit, Demut und Frieden, alles, was ihm die Stunden des Zweifels nie geben konnten. Ja, die wahre Gottesgläubigkeit muß wohl ein Mensch wie Zweig an jedem Großen in Frage ziehen, denn sie ist es, die das gründlichste Losgelöstsein von dieser Welt herbeiführt. Und so erklärt sich auch, daß die Weltklugheit sich scheut, das Verhältnis eines Dostojewski zur Kirche zu berühren, um seine Abkehr von dieser, die als ein Offizielles in dieser Welt unabweislich selber Weltbildung ist, nicht erwähnen zu müssen. Immer wieder wird ersichtlich, daß der Nichtglaubende, ja der Atheist mehr mit der Kirche zu tun und auf sie Rücksicht zu nehmen hat als der wahre Gläubige, und es ist durchaus nicht absurd, zu behaupten, daß unter den Anhängern und Apologeten der Kirche mehr Zweifler an Gott und an Christus, ja mehr nur Weltgläubige sind als solche, die restlos an Gott und an Christus glauben. So ist es auch nicht zu verwundern, wenn ein Artist wie Stefan Zweig den Ausklang des Gesamtwerkes Dostojewskis als „Vita triumphatrix" feiert und, um ja keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, welcher Triumph des Lebens da gemeint ist, seiner Feier die Worte Goethes vorsetzt: „Wie es auch war, das Leben, es ist schön" — Worte, die, auf das Lebenswerk Dostojewskis bezogen, geradezu ungehörig platt anmuten. Denn wenn man schon bei Dostojewski von einem „amor fati" als dem Grundzug seines Wesens spricht, muß man auch gewahr werden, daß ihm mit der Lebensliebe auch die Ablebensliebe zutiefst verliehen ist, und daß das Leben, das von ihm gemeint und geliebt ist, nicht mehr nur dieses Leben ist, sondern das Leben, das auch sein Ende, den Tod in sich

begreift, ja das sein Ende, den Tod, nicht mehr als Tod, als Ende, in sich begreift. So liebten mit dem Leben die wahren Großen, die Gerechten, immer auch ihr Ableben, das Sterben, wie ja von einigen in der Bibel auch gesagt ist, daß sie starben „alt und lebenssatt". Und es ist nicht nur Mühsal und Leid, was sie des Lebens satt machte, sondern weit mehr noch irdischer Freuden Fülle, die ihnen im Leben anhaltend zu teil wurde. So auch dem Dulder Hiob, der ob seines Gerechtseins nach all seinem Elend noch des größten Wohlergehens sich erfreute und „Kinder und Kindeskinder sah bis ins vierte Glied".

Dostojewski hat die Liebe zum Leben in ihren verschiedenen Arten geschildert, so auch jene, die sich krampfhaft nur an dieses Leben hält und, da sie immer einer Verschuldung entstammt, als Begleiterscheinung eines Schuldbewußtseins anzusehen ist. Auch die Lebensliebe des konstanten Zweiflers ist eine fragwürdige; sie entspringt zumeist dem Umstand, daß man mit sich und seinem Innern sich an nichts Festes zu halten weiß und so die Nötigung empfindet, sich schließlich nur an dieses Leben zu halten. Aber denken wir uns die Worte: „Wie es auch war, das Leben, es ist schön", der Leidensgeschichte eines Märtyrers der ersten christlichen Zeit als Motto vorgesetzt, und wir werden sie, also gesetzt, gewiß unpassend, ja ungehörig finden. Und doch liegt Lebensliebe, amor fati, auch dem Verhalten des Märtyrers zugrunde. Aber sie ist bei ihm ausgelöst vom Glauben an Christus, wobei der Glaubensaffekt so stark sein mag, daß er dieses Leben ganz zu einem von Gott Gegebenen, mit der Bestimmung, Gott zu dienen, macht — gleich dem zu erleidenden Leid und allem, was einem solchen Leben noch bevorstehen mag; so daß eigentlich alles als ein von Gott Zugelassenes geliebt wird mit dem triumphierenden Gedanken und Gefühl, daß man, getreu dem Heros und Vorbild Christus, ein-

zig Gott nur angehört. Dies also ist's, was den Märtyrer und Liebenden zuletzt auch über dieses Leben mit seinen Qualen triumphieren läßt. Nun ist Dostojewski gewiß kein Märtyrer in diesem hohen, für Christus zeugenden Sinn, aber immerhin ist seine Lebensliebe seinem ganzen Verhalten nach so, daß sie nicht allein diesem Leben, sondern auch dem Ableben als einem von Gott Gegebenen gilt, dem man sich nicht widersetzen darf. Und so hat seine Lebensliebe doch so viel Überzeugendes an sich, daß man sie als Liebe zum Leben im Sinne eines Absoluten auffassen darf — so, wie sie jedem Menschen, der ernstlich die Menschwerdung und mit ihr das Christsein anstrebt, eignen, und zwar umso gründlicher eignen soll, je mehr einer Mensch und Christ wird; bis es ihm beschieden sein mag, mit der vollendeten Menschwerdung eine Beschaffenheit zu erlangen, die ihn — wie ihm verheißen ist — den Tod nicht mehr schmecken läßt. So weit brachte es Dostojewski nun freilich nicht. Aber er hat dem Kommen des Todes Einlaß gegeben ohne Widerstreben, erkennend, daß der Tod ihm beschieden sei wie ihm das Leben beschieden war, sodaß er in seiner Sterbensbereitschaft einigermaßen an das Verhalten der fernöstlichen „Reinen Menschen der Vorzeit" erinnert, die den Anschluß an das waltende Gesetz und mit ihm auch das von jeher Geistige und Religiöse vollendet lebten. Berichtet uns doch Strachoff von Dostojewskis Tod: „In entscheidenden Augenblicken seines Lebens pflegte Fjodor Michailowitsch die Bibel, die er in seiner Sträflingszeit bei sich gehabt, aufs Geratewohl aufzuschlagen und die ersten Zeilen der aufgeschlagenen Seite zu lesen. So tat er es auch jetzt" (am Tage vor seinem Tod, nach einem Blutsturz, der einen raschen Kräfteverfall nach sich zog): „er schlug die Bibel auf und bat seine Frau, ihm die aufgeschlagene Stelle vorzulesen. Es war der vierzehnte Vers aus dem dritten Ka-

pitel Matthäi: ‚Johannes wehrete ihm und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von Dir getauft werde; und Du kommst zu mir? Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Halte mich nicht auf; also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.‘ Als er diese Worte hörte, sagte er zu seiner Frau: ‚Hörst Du — halte mich nicht auf — also werde ich sterben.‘ Und er schloß das Buch.“ Am folgenden Tag gegen Abend verschied er.

Die erwähnten Worte Goethes mögen dort am Platze sein, wo sie Goethe hingestellt hat; sie benützen, um mit ihnen gewissermaßen das Finale des Lebenswerkes Dostojewskis zu bezeichnen, dessen Gefühls- und Mitgefühlsströmungen entschieden reißender und tiefer waren als jene Goethes, ist gründlich verfehlt. Es ist auch, wenn man jenen als Motto gesetzten Goetheschen Ausspruch berücksichtigt, völlig unzutreffend, ja unwahr, von den Menschen Dostojewskis zu sagen: „Alle, alle sind sie zur Stelle, die Märtyrer, das Leben zu lobpreisen.“ Es ist doppelt verfehlt und unwahr — immer in Berücksichtigung jenes Mottos — zu sagen: „Und aus ihren Mündern, den rauhen und verlechzten, schäumt als großer Choral der Hymnus des Leidens, der Hymnus des Lebens mit der Urgewalt der Ekstase.“ Denn erstens werden die rauhen und verlechzten Münder das Leben nie mit jenen Goetheschen Worten lobpreisen, und zweitens ist in den Worten: „Wie es auch war, das Leben, es ist schön“, keine Spur von der Urgewalt der Ekstase. Was aber Zweig und jeder bloße Artist von Goethes Worten über das Leben lernen könnte, ist, den Mund nicht zu voll zu nehmen, und Worte nicht mehr, als die Gefühle kundtun, sprechen zu lassen. Es spricht ja auch für die Größe Goethes, Worte, die von seiner Lebensliebe — dem Leben entsprechend, das er gelebt hat — aussagen, so bescheiden gehalten zu haben. Diese Worte zur Kennzeichnung

der Lebensliebe Dostojewskis zu verwenden, soweit sie sich in seinem Lebenswerk (das zweifellos dem innern Leben entspricht, das Dostojewski gelebt hat) ausspricht, wäre Goethe sicher nie eingefallen.

So wenig ich auch von den Romanen Dostojewskis kenne — vollständig kenne ich nur „Raskolnikow" — es ist genug, um mir die Gewißheit gebracht zu haben, daß man, um das Wesentlichste an Dostojewski zu erkennen und in allem Wesentlichen ihm zustimmen zu können, dieser Welt Feind sein muß. So erweist sich aber auch die Grundlage seines Schaffens als religiös, ja als wahrhaft christlich. Darum auch ist es unzutreffend, in ihm bloß einen eminenten Psychologen zu sehen, der die verborgensten Vorgänge der Menschenseele aufzudecken versteht. Noch viel weniger zutreffend ist freilich, in ihm den Erlöser der Menschen „von ihrem Ich" zu sehen und wie Stefan Zweig zu sagen: „so verwandelt der höchste Individualist die Weisheit Goethes" — nämlich dessen Variante: ‚höchstes Glück der Erdenkinder ist die Unpersönlichkeit' — „in einen neuen Glauben". Ebenso ungereimt ist es, in Dostojewski „die Vernichtung des Ichmenschen um des Allmenschen willen" verkörpert zu sehen und zu sagen: „Er spaltet sich gleichsam in zwei Hälften: in Stolz und in Demut", und zu fabulieren, daß er „aus dem Unglauben an Gott Gottesprediger" wird und „aus dem Unglauben an sich der Verkünder seiner Nation und der Menschheit". Ja, so verfangen ist der Artist Zweig, wiewohl er Jude ist, in dieser unserer christlichen Welt, daß er Dostojewskis Botschaft: „Statt der Macht wird die werktätige Liebe sein" als völlig neu nimmt und seine eigene neueste Wahrnehmung also ausspricht: „Der neue, der russische Christus wird die Allversöhnung bringen, die Auflösung der Gegensätze."

Es ist für mich kein Zweifel mehr: das Christliche ist durch die angeblich berufene Lehrmeisterin des Christlichen, durch die offizielle Kirche, mehr oder weniger zu einem Weltlichen geworden. Und so erscheint ein Mensch wie Dostojewski, dessen Schaffen das wahre Christliche als das Führende aufweist, als Verkünder eines neuen Christus, der natürlich ein russischer ist, weil Dostojewski Russe ist. Ja, wie sollten Weltleute es anders sehen! sie, die als Freunde dieser Welt der Kirche die Stange halten, weil ihnen die Kirche die Zuflucht der Besitzenden und Besitzgierigen ist, die Trösterin der von Schuld N i c h t-bedrückten und als Helferin für ihre Macht- und Ehrgewinne die beste Fürsprecherin auch für den allerzeitlichsten, den Presse- oder Tageserfolg. Darum trifft alles zumeist vorbei, was diese Weltleute sich aushecken, um Benennungen zu schaffen für einen, für den sie die richtige Benennung doch nie finden können, weil, was er schafft, wohin er zielt, was er erstrebt, nicht von der Art dieser Welt ist; von der aber s i e sind, so daß ihr ganzes Forschen und Werten auch vom Standpunkt dieser Welt aus einsetzt. Und doch ist damit, daß Dostojewski sich selbst als „Realisten im höheren Sinne" bezeichnet hat, eigentlich alles gegeben, um ihn richtig sehen und werten zu können. Vorausgehen muß freilich die Erkenntnis, daß bereits das Neue Testament, jedenfalls was Christus gelehrt und gelebt hat, so beschaffen ist, daß dort, wo es betätigt wird, „statt der Macht die werktätige Liebe sein wird" — ja, daß dort die werktätige Liebe eben die Macht sein wird, und wo diese die Macht ist, auch „die Allversöhnung" und „die Auflösung der Gegensätze" erbracht sein wird. Denn wo alle Macht werktätige Liebe ist, kann das Unversöhnliche nicht aufkommen. Weil das Aufgehen in das von Gott Gewollte, wie es mit Christus, dem Mensch gewordenen Wort, vorbildlich gegeben ist, ein

Aufgehen in das Unbedingte und Absolute bedeutet, das Gegensätze, die erst durch das Aufkommen eines Bedingten möglich werden, ausschließt.

So ist immer wieder wahrzunehmen, daß wir, wenn wir es mit dem Wesentlichsten an Dostojewski zu tun haben wollen, es auch mit dem wahren Christlichen, als mit dem von jeher Geistigen und Religiösen, zu tun haben müssen; was auch wahrlich einzusehen ist, wenn wir erst einmal die Aussage Dostojewskis über sich als Realisten richtig verstanden haben. Dieses richtige Verstehen aber gibt der Glaube. Der Glaube an Gott und an Christus. Der Glaube an das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich geltend macht als das waltende Gesetz. Der Glaube an die Wahrheit im absoluten Sinn, die mit Christus als dem Fleisch gewordenen Wort gegeben ist: der Glaube an die Herrschaft des Absoluten. Und wenn nun Realist — also Wirklichkeitsmensch im höheren Sinne — erst ist, wer mit dem Absoluten und seiner Herrschaft rechnet, so heißt das wiederum: daß man als Realist damit zu rechnen hat, daß das Wort, das im Anfang und bei Gott war, von jeher und ewig sich geltend macht als das waltende Gesetz, trotz allem eigenmächtigen Wollen und Tun dieser Welt, und daß man innerlich wahrgenommen hat, daß es so ist. Es besagt, daß man geistig und religiös sieht, daß man wesentlich als Mensch nicht anders sehen kann, daß dem Wesentlichen nach der Mensch so und nicht anders eingestellt sein muß, um M e n s c h sein zu können.

Demnach erlöst der Realist Dostojewski den Menschen nicht von seinem Ich, sondern er führt dieses Ich immer tiefer in es zurück, vertieft es bis ins Endlose, bis zu seiner Mündung ins Absolute, und man könnte sagen: so lehrt „der höchste Individualist“ auch das persönlichste Sein, nicht das Glück der Unpersönlichkeit; er verfolgt

das Persönliche bis zu seinem Ausgang zurück und findet da, daß es erst i s t, wenn es Anteil hat an seinem Schöpfer, von dem es ausgegangen ist — wie ja auch ein Kunstwerk nur insoweit Kunstwerk ist, als es Anteil aufweist vom Wesen seines Schöpfers. So gestaltet die Erschließung des Persönlichen das Ich so, daß ihm sozusagen das Persönliche nichts Entscheidendes mehr anhaben kann; so erscheint es dem Außenstehenden als unpersönlich. Aber errungen wird dieses Unpersönliche immer nur durch Persönlichstes. Es besagt, daß man gar nicht genug Ichmensch sein kann, um Allmensch werden zu können; deutlicher: daß man sein wahres Ich dem Weltmenschen, das heißt: dem Menschen, in dem die Beschaffenheit dieser Welt führend ist, gar nicht genug entgegensetzen kann, um M e n s c h zu werden. Einzig in diesem Sinn — also von der Vernichtung des Weltmenschen — kann bei Dostojewski die Rede sein, wenn von Vernichtung die Rede ist. Weltleute können das nicht sehen und können es darum auch nicht so meinen. Und es ist gewiß ein Weltmensch, der durch und durch Weltliches und Ungeistiges behauptet, wenn einer glauben machen will, daß ein redlicher Mensch „aus dem Unglauben an Gott Gottesprediger" wird und „ein Verkünder aus dem Unglauben an sich".

* * *

Der wahre Glaube des Menschen an sich selbst ist abhängig von seinem Glauben an Gott. Und dieser wiederum schließt den Glauben in sich, daß einzig Gott lenkt, soviel der Mensch auch denken mag und kann. Vom Anfang her, da Gott das Wort war, das sich geltend macht als das waltende Gesetz, erweist sich Er allein als das Unbedingte und Absolute. Also ist auch nur Seine Lenkung unbedingt, und jede eigenmächtige Lenkung seitens der Menschen Gott gegenüber entspringt einem Beding-

ten, ist also eigentlich keine eigene Lenkung, sondern ein schwankes Treiben — umso schwankender, je eigenmächtiger der Mensch lenken will. Daraus folgt, daß der Mensch umso mehr Festigkeit in sich aufbringen muß, je mehr er Gott untertan ist; und er wird Gott umso mehr untertan sein, je mehr er davon überzeugt ist, daß einzig Gott lenkt. So zeitigt und festigt im Menschen der Glaube an Gott den Glauben an sich selbst.

Diesen Glauben kennt die Welt, die „diese Welt" ist, nicht und kann ihn nicht kennen, weil sie, die eine eigenmächtige Schöpfung der Menschen Gott gegenüber ist, Gott auch nicht untertan ist (wäre sie es, würde sie ja nicht diese Welt sein). Und sie ist Gott nicht untertan, weil sie nicht glaubt, noch glauben will, daß Gott lenkt; und das will sie nicht glauben, weil sie selbst lenken, das heißt: Gott außer Kraft setzen will, um ihre Eigenmächtigkeit zur Herrschaft zu bringen. So zwingt sich diese Welt zum Glauben an ihre Eigenmächtigkeit, die, wo immer sie hervortritt, ihre Bedingtheit verrät und so den Glauben an sie — das heißt aber: den Glauben dieser Welt an sich selbst — immer wieder als Aberglauben erweist. Was zur Folge hat, daß diese Welt genötigt ist, den unbedingten Gott und alleinigen Schöpfer durch Götzen zu ersetzen, die ihre Schöpfung sind und das Merkmal der Beschaffenheit dieser Welt untilgbar an sich tragen. Als Staat und Kirche treten diese Götzen am anspruchsvollsten in Erscheinung. Gott aber schuf den Menschen — und keinen Staat und keine Kirche — und gab ihm die Erde als Aufenthalt, die ihm das Paradies war, solange in ihm keine Eigenmächtigkeit Gott gegenüber rege war. Und er schuf den Menschen nach seinem Ebenbild, als das der Mensch seit dem Sündenfall, seit der Weltbildung, freilich nicht mehr anzusehen ist, das er aber immer wieder werden kann, wenn in ihm das Wort, das im An-

fang war, entscheidend zum Aufleben kommt. Darum ist auch Christus, als das Mensch gewordene Wort, das vollendete Ebenbild Gottes, aus dem der Geist Gottes spricht wie aus dem vollendeten Kunstwerk der Geist seines Schöpfers. Und diesem Geist, den Christus lebt, liegt der Widerweltsinn in seiner Vollendetheit zugrunde, wie er in Christi Worten sich kundgibt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Und mit dem Leben, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, hat Christus vorbildlich für alle Zeit das Leben gelebt, das den Menschen der Herrschaft dieser Welt entzieht, das heißt: ihn von der Herrschaft der Bedingtheiten befreit, ihn so erlöst und Gott, dem Schöpfer, zurückgibt, indem es in ihm das Unbedingte wieder zur Herrschaft bringt.

Das Grundlegende für das Aufkommen dieser Christlichkeit ist und bleibt somit der Widerweltsinn. Das ist aber gerade innerhalb der geographischen Christenheit — zunächst also innerhalb der europäischen Zivilisaton, der Dostojewski als der „Kultur des Westens" so feindlich gegenübersteht — in Vergessenheit geraten und zwar durch die führende Schuld der Kirche, die selbst Weltbildung ist und vom Neuen Testament als dem geistigen Kapital zehrt, das freilich an sich, als Fülle dessen, was Christus, der die Wahrheit ist, gelehrt und gelebt hat, nie weniger wird noch mehr werden kann. Aber durch die Art und Weise, wie die Kirche von ihr Gebrauch gemacht hat und Gebrauch macht, indem sie als Kirche Christi und somit als Kapitalseignerin auftritt, wiewohl sie als Weltbildung nicht hat, was haben muß, wer vom Neuen Testament so Besitz zu nehmen vermag, daß es in ihm existenziell zur Geltung kommt — andernfalls hat er eben nichts von ihm — ist das Neue Testament tatsächlich immer mehr außer Kraft gesetzt worden. Und darum wird der Kirche, die als ein Offizielles in dieser Welt nicht gehabt

hat noch hat, was nötig ist, um zu besitzen, was mit jenem gegeben ist und immer gegeben wird, noch genommen werden, was sie hat und für alle Zeit zu haben vorgibt, nämlich: die Berufenheit, das Neue Testament zu verkünden. Und früge man mich: Wer nimmt ihr diese Berufenheit?, müßte ich antworten: Es wird ihr genommen werden durch ihr Verhalten; und so ließe sich sagen: Ihr Verhalten nimmt es ihr.

Ich stelle mir das so vor: daß durch das offizielle weltliche Verhalten der Kirche der Mensch, je mehr er Mensch und Christ wird, auch umso mehr gedrängt wird, den Weisungen des Neuen Testaments als der christlichen Wahrheit abseits der Kirche zu genügen. Ich betone hier nochmals, daß es der Weltkrieg der christlichen Welt ist, den ich miterlebt habe, der mich der offiziellen Kirche gegenüber ohne Scheu so aussagen läßt — mich so auszusagen nötigt, wiewohl Menschen, die als Christen zweifellos außerordentlich hervorragend waren — ich nenne nur: Kierkegaard, Tolstoi, und auch Dostojewski — schon vor dem Weltkrieg Ähnliches gesagt und auch erkannt haben, daß die offiziellste der Kirchen immer noch die von Rom ist, zu der überzutreten und sich zu bekennen eben ihre christliche Art nicht zuließ. Ich stehe also diesen Menschen und Christen auch nach in Bezug auf den Mut zur Aussage, da es für mich noch jenes ganz außerordentlich unchristlichen Ereignisses in der christlichen Welt bedurfte, um endgültig einzusehen und es aussprechen zu müssen, daß die offizielle Kirche nicht imstande ist, das Christliche, das wahre Christliche, dieser Welt entgegen zu setzen; ihr fehlt das Grundlegende hiefür, der nötige Widerweltsinn.

Die heutigen Apologeten der Kirche, Theodor Haecker nicht ausgenommen, können diese Lage der Dinge nicht ändern. Sie werden vielmehr mit ihrem Eintreten für die

Kirche der Verweltlichung des Christentums, also seinem Verfall durch die Kirche, nur Vorschub leisten. Und sie werden, wo wahre Gläubigkeit in ihnen vorhanden ist, dieser immer Zwang antun müssen, um glauben zu können, daß eine Kirche, die in dieser Welt offiziell ist, tatsächlich die Kirche Christi sei. Was ich überdies noch fest glaube, ist, daß die großen Einzelnen, die berufen sind, der Menschheit das wahre Christliche und mit ihm die Menschwerdung vor Augen zu führen, immer wieder gerade jene sind, denen ihr wacher Widerweltsinn verbietet, an eine vorhandene offizielle Kirche als an die Kirche Christi zu glauben. Ein solcher Einzelner war Dostojewski.

Sein Werk ist revolutionär der herrschenden Moral dieser Welt gegenüber, die sich die christliche nennt; ist revolutionär im wahren christlichen Sinn, der die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein läßt, das Niedrige erhöht und das weltlich Hohe, das Hochmütige, erniedrigt. Der Widerweltsinn geht in diesem Werke überall um, unterwühlt jeden weltlichen Standpunkt und deckt seine Unhaltbarkeit auf. So deutet es auf das Absolute hin, das es gleichsam ausgräbt und emporhebt, bis sich dieses vor einem ausbreitet als das Unerforschliche, das Unermeßliche, das Unendliche, in das der Mensch hineingestellt ist als in sein ursprüngliches Lebenselement. Und insoferne sind die Menschen Dostojewskis auf dem Wege der Menschwerdung, als sie sich immer von Unruhe befallen zeigen, wenn ihnen dieses Lebenselement irgendwie vorenthalten wird, sei es deshalb, daß in ihnen zeitweilig Bedingtheiten dieser Welt zur Herrschaft gekommen sind, oder daß sie, von weltlicher Eigenmächtigkeit angesteckt, in ein Tun verfallen, das Zweifel an der Herrschaft des Absoluten voraussetzt. Aber das alles ist nicht andauernd und ist nicht imstande, zutiefst

jenes flackernde Licht auszulöschen, das sich als Gewissen geltend macht; jenes Licht, das ihnen ihr Abkommen vom Wege der Menschwerdung anzeigt und sie nicht rasten noch ruhen läßt, ehe sie nicht wieder zurückgefunden haben zu ihrem besseren Selbst. So erschließt sich ihnen der Weg, auf dem sie sühnen können, was sie verbrochen haben; und mit ihm die Möglichkeit, den Anschluß an das Absolute zu gewinnen, der sie nötigt, sich zu beugen vor dem Unerforschlichen in und um sich, dessen sie sich nun auch als ihres Lebenselementes wieder bewußt werden; und so fühlen sie sich wie auferstanden zu neuem Leben — zu einem Leben, das mit dem Aufkommen der Herrschaft des Absoluten auch ein Untertansein dem Wort, das am Anfang und bei Gott war und mit Christus Mensch geworden ist, betätigt und so als das innere Leben in ihnen mehr oder weniger triumphiert. So predigt Dostojewski mit der Vorführung seiner Helden den Glauben an Gott und Christus aus eben diesem selben Glauben, zu dem er sich immer wieder durchgerungen hat inmitten der Mühseligkeiten und Gefahren des Lebens in dieser Welt, von der die Erde, die Gottes Schöpfung ist, auf so verhängnisvolle Weise besetzt gehalten wird.

* * *

Von den großen Schöpfungen Dostojewskis ist „Raskolnikoff" eine der frühesten. Sie, die ich gründlich kenne, scheint mir über die Beschaffenheit ihres Autors genug auszusagen, um aus dem Eindruck, den sie macht, folgern zu dürfen, daß auch Dostojewskis weitere Schöpfungen, die ich nicht genug kenne, diesem Eindruck nichts Wesentliches hinzufügen können. Und was ich dem Roman entnehme, ist: daß sein Autor mit der Ordnung dieser Welt in Widerspruch steht, daß er ihr Konventionelles in Religion und Moral verurteilt, daß er in Verbrechern und

Ausgestoßenen mehr inneres Leben, also Wertvolleres wahrnimmt als in jenen, die in dieser Welt allzu leicht zu Ehren, Amt und Reichtum kommen, daß vor allem ein reger Widerweltsinn in ihm umgeht, der sein Religiöses aus dem Neuen Testament und nicht aus einer Kirche schöpft und es so wirksam in sich aufgenommen hat, daß — wenn schon von einem Grundton, Ziel und Ausklang des Romanes die Rede sein kann — diese Dreiheit auf das wahre Christliche, wie es aus dem Evangelium hervorgeht, verweist und auf die Notwendigkeit, daß der Mensch es beherzige, soll er dem Leben in dieser Welt mit seinen Gefahren nicht völlig unterliegen. Ja, es ist geradezu erstaunlich, wie der Ausklang von Raskolnikoff an die Weisungen Christi wie auch an die des Taoteking erinnert, so daß, wenn nach dem „Epilog" noch die Frage gestellt würde: und was ist die Moral davon? die Antwort wohl lauten müßte: Diese: daß der Mensch nur Gottesfurcht und keine Menschenfurcht kennen soll, daß dieser Welt gegenüber „Schande dasselbe wie Furcht ist und Ehre dasselbe wie Ichwahn", daß alles Hochhinauswollen eitel und verwerflich ist und nur Geringsein zur Vollendung führt.

Natürlich gehen im Roman noch zahlreiche Nebenideen und Erörterungen um, die auf Welt und Mitmenschen ihr Licht werfen, aber wenn man sich seine Hauptpersonen, Sonja und Raskolnikoff, vor Augen führt, muß zutreffen, was ich gesagt habe. Schon einmal, irgendwo in meinen Schriften, habe ich von der Sonja Dostojewskis als von einer kleinen Heiligen gesprochen. Sie ist es auch; und angenommen, sie hätte wirklich gelebt, so wie sie Dostojewski zeichnet (der ihr ja zweifellos vom Besten seines Ich mitgegeben hat) — angenommen also, sie lebte wirklich, und es wäre eine Kirche Christi, die wirklich nur ein im Sinne Christi hervorragendes Leben als heilig gelten

ließe, so müßte auch diese Sonja als eine kleine Heilige gelten, so stark zeigt sich ihr inneres Leben dem Evangelium erschlossen. Schon ihr erster Schritt in die Verkommenheit dieser Welt ist eine völlige Aufopferung ihres äußeren Selbst. Als die einzige Tochter eines armen Beamten, der der Trunksucht verfallen ist und als Witwer wieder heiratet, bekommt sie eine Stiefmutter mit drei kleinen Kindern. Größter Mangel im Hause. Ihrer Hände Arbeit reicht nicht für das nötige Brot; manchmal wird ihr der karge Lohn noch vorenthalten. Die Stiefmutter jähzornig und schwindsüchtig. Die Not im Wachsen. Schon erkundigt sich eine Frau in schlimmer Absicht bei der Hauswirtin um die erwachsene Sonja.

Der Student Raskolnikoff trifft in einer Schenke mit Sonjas Vater zusammen, der in seiner Trunkenheit ihm folgendes erzählt: „Ich lag damals — was soll ichs verbergen? — ich lag damals ganz betrunken und hörte wie meine Sonja spricht (sie ist wortkarg und ihre Stimme ist so sanft und das Gesichtchen immer blaß und mager): ‚Soll ich mich denn wirklich, Katharina Iwanowa', spricht sie, ‚soll ich mich denn wirklich zu so etwas hergeben?' ‚Nun was?' antwortet Katharina Iwanowa mit boshaftem Hohn, ‚was hast du so sehr zu bewahren? Auch ein Kleinod!' Aber — mein Herr, richten Sie sie deshalb nicht! Sie hatte dieses Wort nicht bei voller Besinnung gesprochen, sondern in großer Aufregung, in krankem Zustand, beim Weinen der kleinen hungrigen Kinder ... Und da sehe ich nun, wie ungefähr um sechs Uhr Sonjetschka aufsteht, ihr Tuch nimmt, ihren Mantel anzieht und ausgeht; ungefähr um neun Uhr kam sie wieder. Sie kam, trat geradeaus auf Katharina Iwanowa zu und legte dreißig Rubelscheine vor ihr auf den Tisch hin. Sie sprach dabei kein Wort, sah nicht einmal auf, nahm nur unser großes grünes wollenes Tuch (wir besitzen ein solches gemeinschaftliches wolle-

nes Familientuch), bedeckte mit ihm das Gesicht und den Kopf und legte sich aufs Bett, mit dem Gesicht nach der Wand zu; nur die Schulter und der ganze übrige Körper zuckten von Zeit zu Zeit ... Und da sah ich, junger Mann, da sah ich, wie Katharina Iwanowa ebenfalls ohne ein Wort zu sagen an Sonjetschkas Bett trat und den ganzen Abend hindurch ihr zu Füßen auf den Knien lag, ihr die Füße küßte und nicht aufstehen wollte, wie sie sich dann umarmten ... beide, beide — und ich — ich lag da, ganz betrunken ... Seit dieser Zeit mußte Sonja infolge von Denunzionen seitens feindseliger Personen ein gelbes Billet nehmen und durfte nicht mehr mit uns zusammen wohnen." —

Aber diese Sonja, die sich ehrlos macht, die das Ausgestoßensein in dieser Welt erwählt, um der kranken Stiefmutter und deren Kindern das nötige Brot zu verschaffen, das sonst nicht zu haben ist, hat damit den Weg größter Selbsterniedrigung, des gewollten Geringseins betreten, der von dieser Welt fort sie in sich hineinführt. So kommt etwas in ihr auf, das ihre Innerlichkeit stark macht. Es nötigt einen unwillkürlich, an die den Pharisäern geltende Äußerung Christi zu denken: „Wenn ihr wüßtet, was das sei: ‚Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit und nicht am Opfer'." Denn hier ist es, in Sonjas Tun ist es zu finden. Das Opfer an sich braucht nicht gutgeheißen zu sein, es hat nicht das Wohlgefallen; aber dieses erlangt die Barmherzigkeit, da Barmherzigkeit aus ihm spricht, sicherlich. Und darum wäre das Tun Sonjas auch christlicher zu nennen als das eines Kirchenchristen, der, um sich bei Gott Liebkind zu machen, von seinem Reichtum der Kirche opfert. Denn das Opfer, die Opfergabe an sich, hat nie das Wohlgefallen Gottes, und Barmherzigkeit ist im Tun eines solchen Opfernden nicht aufzufinden.

Auf Sonja aber liegt das Wohlgefallen wie Gnade; es erhält ihr das innere Leben trotz ihres Lebens, und was andere zugrunde richtet, hebt sie empor. Ja, es haftet ihr etwas Paradoxes an. Indem sie sündigt, entsündigt sie sich mehr als jene, die nicht so sündigen. Ihre Leiblichkeit scheint sich gleichsam abzulösen von ihrem Innern, sodaß sie jenen am entrücktesten wird, denen sie sich leiblich überläßt. Und wie beschreibt Dostojewski das Aussehen dieser Sonja! „Sie hatte ein sehr blasses, ziemlich unregelmäßiges Gesichtchen mit etwas scharfen Zügen... Man durfte sie gar nicht einmal hübsch nennen; dafür waren aber ihre blauen Augen so klar und der Gesichtsausdruck, sobald sich die Augen belebten, so gut und brav, daß es unwiderstehlich einen anzog. In ihrem Gesicht und in ihrer Figur war außerdem noch ein charakteristischer Zug: trotz ihrer achtzehn Jahre sah sie aus wie ein ganz kleines Mädchen, bedeutend jünger, als sie in Wirklichkeit war, beinahe wie ein Kind"... Und dieses Kind, diese Sonja, die ihre Weiblichkeit zu so heroischer Tat zwingt, findet die Kraft zu dem allen im Glauben an Christus, wie er aus dem Evangelium zu ihr spricht, ist es doch dieser Glaube, der ihre ganze seelische und geistige Existenz durchdringt und beherrscht.

Das geht aus der Schilderung Dostojewskis hervor in der großen Szene, die uns in Sonjas Zimmer eine Aussprache zwischen ihr und Raskolnikoff vermittelt. Es ist schon elf Uhr nachts. Das Zimmer ist groß, aber ungewöhnlich niedrig. Beinahe keine Möbel. Ein Bett, ein Tisch, zwei ausgesessene Stühle. „Ferner stand an der Wand eine Kommode aus groben Brettern. Das Elend war überall sichtbar." Und doch kommt Raskolnikoff zu Sonja, um irgendwie Trost bei ihr zu finden; sein Verbrechen, der Doppelmord, lastet allzuschwer auf ihm.

„‚Ich komme zu Ihnen zum letztenmal', sagte Raskolnikoff finster, obwohl er heute zum erstenmal da war, ‚und sehe Sie vielleicht nicht mehr ...'

‚Sie .... fahren weg?'

‚Ich weiß nicht .... morgen alles!'" — — —

Im Verlauf des Gespräches zeigt er sich bemüht, Sonja zu quälen; so sagt er von ihrer kleinen Stiefschwester:

„‚Polenka wird es gewiß auch so gehen'.

‚Nein, nein, das kann nicht sein!' schrie Sonja laut auf, als hätte ihr jemand einen Messerstich versetzt. ‚Gott, Gott wird so etwas Entsetzliches nicht zulassen'.

‚Und wie, wenns überhaupt keinen Gott gäbe?' sagte Raskolnikoff mit einer gewissen boshaften Schadenfreude.

Sonjas Gesicht veränderte sich plötzlich furchtbar; die Züge verzerrten sich krampfhaft. Mit unaussprechlichem Vorwurf blickte sie ihn an, wollte etwas sagen, konnte aber kein Wort herausbringen und schluchzte nur plötzlich bitterlich und verdeckte das Gesicht mit den Händen." Raskolnikoff erkennt immer mehr: „Die ganze Schändlichkeit ihrer Lage hatte sie nur oberflächlich, gleichsam mechanisch gestreift; die Verderbnis war noch mit keinem einzigen Tropfen in ihr Herz gedrungen: das sah er: sie stand ja vor ihm." Das Gespräch geht weiter:

„‚Betest Du sehr viel zu Gott, Sonja?' fragte er sie ...

‚Was wäre ich ohne Gott?' flüsterte sie leise, energisch und warf ihm einen blitzenden Blick zu.

‚Und wie zahlt Dir Gott dafür, was tut er für Dich?' fragte er, weiter forschend.

‚Schweigen Sie! Fragen Sie nicht! Sie sind nicht wert ..' rief sie plötzlich, ihn streng und zornig anschauend .. ‚Alles tut er,'" flüsterte sie dann schnell und versank wieder in Grübeln. — — —

Auf der Kommode lag ein Buch. Er hatte es schon vorher beim Auf- und Abgehen bemerkt; jetzt nahm er

es in die Hand und besah es. Es war dies das Neue Testament in russischer Übersetzung. Das Buch war alt, zerlesen, in Leder gebunden.

‚Woher hast Du das Buch?' rief er ihr zu.

‚Man hat es mir gebracht,' entgegnete sie.

‚Wer hat's Dir gebracht?'

‚Lisaweta hat es mir gebracht; ich bat sie darum.' — —

‚Wo steht das vom Lazarus?' fragte er plötzlich.

Sonja schaute hartnäckig zu Boden und antwortete nicht.

‚Wo steht das von der Auferweckung des Lazarus? Such es mir auf, Sonja! — — Such es auf und lies es mir laut vor!' sagte er, setzte sich, stützte sich auf den Tisch, blickte düster zur Seite und schickte sich zum Zuhören an. — — — —

Sonja trat zögernd an den Tisch und nahm die merkwürdige Bitte Raskolnikoffs mißtrauisch auf. — — ‚Lies!' rief er plötzlich dringend und gereizt.

Sonja zögerte noch immer. Das Herz pochte ihr. Wie sollte sie ihm laut vorlesen. — —

‚Was soll Ihnen das? .. Sie glauben ja doch nicht' — — flüsterte sie mit stockender Stimme.

‚Lies nur! Ich will's so', drängte er; — ‚der Lisaweta hast du doch laut vorgelesen!'

Sonja öffnete das Buch und suchte die Stelle auf. Die Hände zitterten ihr, die Stimme versagte ihr. Zweimal fing sie an und konnte das erste Wort nicht herauspressen. —

Raskolnikoff verstand zum Teil, warum Sonja nicht laut ihm hatte vorlesen wollen ... Er verstand es nur zu gut, wie schwer es ihr fallen mußte, jetzt ihr ganzes inneres Leben bloßzulegen, zu verraten. Er begriff, daß diese Gefühle in der Tat ihr eigentliches, schon lang im Innern verborgen gehaltenes G e h e i m n i s ausmachten ... zugleich aber begriff er jetzt, und begriff es klar, daß, wie sehr sie auch zögerte, ihm die Stelle vorzulesen, sie doch

selbst von dem Verlangen gequält wurde, die Stelle zu lesen und zwar gerade ‚ihm', damit ‚er' sie anhörte, gerade ‚jetzt' — — das las er ihr an den Augen ab. — — Sie überwand sich, unterdrückte den Kopfschmerz, der am Ende des ersten Verses krampfhaft ihre Stimme gebrochen hatte und fuhr jetzt im Lesen des elften Kapitels des Evangeliums Johannis fort. So kam sie bis zum neunzehnten Vers:

‚Und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder. Als Martha nun hörte, daß Jesus kommt, geht sie ihm entgegen... Jesus spricht zu ihr: Dein Bruder soll auferstehen. Martha spricht zu ihm: ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am Jüngsten Tage. Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? Sie spricht zu ihm...' (als ob es sie schmerzte, holte Sonja Atem und las dann laut und deutlich, als lege sie ein Bekenntnis ab, das alle hören sollten:) ‚Herr, ja, ich glaube, daß Du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.'

Sie hielt einen Augenblick inne, und erhob ihre Augen zu ‚ihm', beherrschte sich aber bald wieder und las weiter. — —

Raskolnikoff drehte sich zu ihr um und sah sie erwartungsvoll an: ‚Ja, so ist's!', sie bebte am ganzen Leibe in wirklichem, wahrem Fieber. Er hatte das erwartet. Sie näherte sich dem Worte von dem größten, unerhörten Wunder und das Gefühl des Triumphes ergriff sie. Ihre Stimme wurde klangvoll wie Metall, der Triumph und die große Freude klangen hindurch und verliehen der Stimme Kraft. Die Zeilen verschwammen vor ihren Augen, denn es war dunkel, aber sie konnte das, was sie las, auswendig.

‚Da hoben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: Vater ich danke dir, daß du mich erhöret hast; doch ich weiß, daß du mich allezeit hörest; um des Volkes willen, das umher steht, sagte ich es, daß sie glauben, Du habest mich gesandt. Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus‘ (las sie laut und triumphierend, als sähe sie alles mit eigenen Augen an), gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweißtuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf und laßt ihn gehen. Viele nun der Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus tat, glaubeten an ihn.‘

Weiter las sie nicht und konnte auch nicht lesen: sie schloß das Buch und stand vom Stuhle auf.

‚Das ist alles von der Auferweckung des Lazarus‘, sagte sie leise und stand regungslos ein wenig abseits von ihm. Das fieberhafte Zittern hörte noch immer nicht auf. Der Lichtstumpf in dem schiefen Leuchter war schon am Abbrennen und beleuchtete mit mattem Schein mitten in diesem Elend den Mörder und die Buhlerin, die so sonderbar beim Lesen des heiligen Buches zusammen gekommen waren.“

Ich habe das Wesentlichste dieser großen Szene — für mich die schönste des ganzen Romans — hierher gesetzt, um ersichtlich zu machen, was ihren Autor bewegt. Denn ohne innere Bewegtheit kann man so etwas nicht schreiben. Und das, wovon der Autor bewegt ist, muß das Erkennen der Macht sein, die aus dem lebendigen Glauben an Christus hervorbricht. Und dieses Erkennen hat man nur, wenn man in sich selber die Macht des Glaubens fühlt; und fühlt man sie, dann glaubt man auch. Darum behaupte ich, daß einzig diese Szene schon den Glauben

des Autors an Gott und an Christus bekundet, weil ohne diesen Glauben sie nicht so geschrieben werden kann. Und es sind gewiß noch mehrere solche Stellen im Gesamtwerk Dostojewskis. Wie ödet darum der Ausspruch des Artisten an: „Aus dem Unglauben an Gott wird er Gottesprediger."

Auch daß Dostojewski diese Glaubensmacht in einer Dirne vorhanden zeigt, also — äußerlich wenigstens — in einer Angehörigen jenes Standes, den diese Welt in ihrer Verächtlichkeit der allgemeinen Verachtung preisgibt, wiewohl nur sie ihn geschaffen hat, spricht für das wahrhaft christliche, für das evangelische Empfinden des großen Russen, der Christus nachzufühlen imstande ist, daß Gott gerade in das äußerlich Niederste mit Vorliebe Hohes und Höchstes verlegt. Sonja, die der Tendenz dieser Welt nicht im geringsten Einlaß gewährt, nimmt Anteil an dem Stand, der der ganzen Erbärmlichkeit dieser Welt den Zutritt zu ihr freigibt und läßt doch nur das Hohe in sich hinein. Eine solche Auswirkung des Christlichen Christi — ich sage es nochmals — vermag nur darzustellen, wer selber wahrhaftig an Gott und an Christus glaubt.

Die Aussprache mit Sonja, die Raskolnikoff eine innere Verankerung an ihr gewahr werden läßt, an der nicht zu rütteln ist, bewirkt auch in ihm, daß er den Weg zur Sühne seiner Schuld nun deutlicher vor sich sieht. So sagt er noch, bevor er geht, zu Sonja: „Sollte ich morgen kommen, so sage ich dir, wer Lisaweta ermordet hat."

* * *

Raskolnikoff, der eigentliche Held des Romans, erscheint zunächst in seiner ganzen Verfassung Sonja völlig entgegengesetzt. Sie, die sich, um ihren Nächsten zu helfen, preisgibt und alle Erniedrigung auf sich nimmt; er, der im

Hochhinauswollen andere opfert. Sonjas ganzes Tun tendiert mit Notwendigkeit nach innen, so festigt sie ihr Sein trotz äußerer Preisgegebenheit; Raskolnikoffs Hochhinauswollen, das ihn auch das Ziel äußerlich hoch zu stecken nötigt, führt zu einer Tat, die sein inneres Sein zermürbt. In das Milieu dieser Welt gestellt sind beide. Urweltlandschaft umgibt sie leider nicht. Aber in Sonja hat diese Welt nur äußerlich Geltung erlangt, in Raskolnikoff auch innerlich; so gerät er in Kollision mit sich selbst. Und daß er in Kollision gerät mit sich, nachdem diese Welt in ihm zur Macht gekommen ist, zeugt für ihn als Menschen; er ist als Mensch noch ursprünglich genug, um sich dagegen zu sträuben, Schein für Sein zu nehmen. Und was sich in ihm dagegen sträubt, ist das Gewissen; das hält immer zum Sein und ist bemüht, dieses im Menschen wieder herzustellen und mit ihm die Zugehörigkeit zu etwas, das war, bevor diese Welt war. Das ist's, was Raskolnikoff und die Menschen Dostojewskis von den Menschen dieser Welt unterscheidet: sie haben noch Gewissen, und dieses erhält in ihnen mehr oder weniger den Hang nach ihrem Sein wach. Für sie ist nicht das Entscheidende, was diese Welt über sie denkt, ob und wie sie vor ihr bestehen können, sondern ob und wie sie vor sich selber bestehen können. Und wenn sie das nicht können, wird ihnen ihr Leben eine Flucht vor sich selber und zu einer immerwährenden Qual, Angst, Rat- und Rastlosigkeit, sodaß sie sich wie zu Tode gehetzt vorkommen. Ein solcher Mensch ist Raskolnikoff.

Sein Ursprüngliches macht sich zunächst als lebenverneinendes Prinzip geltend; es verneint das verschuldete Leben, das, wenn es nur gehörig bemäntelt wird, von dieser Welt eben nicht verneint wird. Er ist als Student in Petersburg, also in jener Stadt Rußlands, die dem Einfluß dieser Welt am meisten ausgesetzt ist. So entsteht in dem

jungen Menschen auch ein falsches Bild von Napoleon, das ihn nicht mehr unterscheiden läßt, was der große Korse, dem die groben Verfehlungen der „allerchristlichsten" Könige und das Wüten der Revolution vorhergingen, als Werkzeug der Vorsehung und was er eigenmächtig vollbracht hat. So läßt er ganz außer Acht, daß auch einem Napoleon nur jenes gelang und alles andere mißlang und daß der Lebensabend dieses Mächtigen der Welt kein beneidenswerter war. So kommt in ihm die Anschauung auf, die er willentlich nährt, daß alles erlaubt sei, daß das Recht zu Gewalttaten nur vom Mut zu Gewalttaten abhänge. „Der Mutigste ist der Stärkste", heißt es in seinem Bekenntnis zu Sonja. Die Fähigkeiten, die Raskolnikoff sich zutraut, und seine Mittellosigkeit fördern das Aufkeimen solcher Anschauungen in ihm. So versenkt er sich in dumpfer Stube in ein Denken, das ihn immer mehr in die Irre gehen läßt, bis er sich gedrängt fühlt, an sich selber zu erfahren, ob — wie er später Sonja gesteht — er eine Laus sei „wie alle anderen", ob er imstande sein werde, sich „über die Schranken hinwegzusetzen, oder nicht", ob er „den Mut haben werde, die Macht an sich zu reißen". So reift in ihm der Entschluß, eine alte Wucherin zu ermorden und zu berauben. Es kommt auch zur Tat — aber w i e ? Er zwingt sich förmlich dazu, entfacht in sich Affekte, von denen er sich treiben läßt, ist in höchster Aufregung und läßt in seiner Kopflosigkeit bei der Ausführung der Tat die Türe zur Wohnung seines Opfers offen. Nach vollbrachter Tat steckt er hastig, was er findet, zu sich. Da hört er Schritte im Vorzimmer, er stürzt hinaus und sieht Lisaweta. Da gilt kein Bedenken mehr: wenn er bestehen soll, muß auch sie sterben, und so erschlägt er sie mit dem Beil. Das zweite Opfer, dieses wider seinen Willen — aus indirekter Notwehr.

Das ist gleichsam nur das Vorspiel zu dem zweibändigen Roman, der den Seelenzustand des Mörders in jede mögliche Beleuchtung rückt, um ersichtlich zu machen, daß es für den Menschen, der sein Menschsein noch nicht gänzlich aus sich verloren hat, keinen Ausweg für ein begangenes Verbrechen gibt, als es zu sühnen. So zeigt eben Dostojewski auch hier, daß seine Menschen das Menschsein noch nicht aus sich verloren haben, im Gegensatz zu den Menschen dieser Welt, denen ein Verbrechen eigentlich erst als Verbrechen gilt, wenn es sich dieser Welt als solches aufdrängt und es von ihr geahndet wird. So verwerflich die Tat Raskolnikoffs ist: im Hinblick auf das Tun dieser Welt und ihrer Machthaber, die oft genug gewissenlose Emporkömmlinge sind und als solche vor keinem Verbrechen zurückschrecken, um sich in Macht zu setzen; deren Maul von großen Worten trieft, die nichts als Trug und Lüge sind; die, wenn sie morden oder zum Mord und Massenmord, dem Kriege, anregen, nur darauf sehen, daß ihr Name nicht an Glanz und Ansehen einbüße — im Hinblick also auf das Tun dieser Welt, die dem abgefeimtesten Bösewicht, dem größten Verbrecher ihre Ehrenbezeugung leistet, wenn er nur gehörig in Macht steht, ist das Verbrechen Raskolnikoffs, das ja schon in seiner Entstehung vom Beispiel dieser Welt mitverschuldet ist, nicht groß. Der zweite Mord ist ganz wider seinen Willen: eine fatale Notwendigkeit, eine nackte Existenzfrage für ihn. Mit der Beraubung der alten Wucherin aber, deren Habsucht er kennen gelernt hatte, konnte er sich — es kann wenigstens so gedacht werden — die Mittel verschaffen, um seine Studien fortzusetzen und seine verarmten Angehörigen, Mutter und Schwester, zu unterstützen. So konnte er unter Umständen noch ein Wohltäter der Menschheit werden. Nehmen wir in diesem Falle an, Raskolnikoff hätte den Satz „Der Zweck heiligt

die Mittel", den sogar die Kirche als Weltbildung, wiewohl sie unsere Lehrmeisterin im Christlichen sein soll, betätigte, sich als Richtschnur genommen. Was dann? Hier wird ersichtlich, wie alles grundfaul ist in dieser Welt und daß man sich sogar gegen die Lehrmeisterin des Christlichen, die offizielle Kirche, behaupten muß, wenn man das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse zur Geltung bringen, wenn man einigermaßen existenziell christlich, also religiös sein und bleiben will.

Es ist die Macht der Gewöhnung an die Moral dieser Welt, die mit sich bringt, daß man tatsächlich die großen Verbrechen ruhig, ja billigend hinnimmt im Vergleich zu den kleinen, und der Spruch, daß man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt, ist eine große Wahrheit unter den kleinen Wahrheiten dieser Welt.

* * *

Ich verweise hier auf den Vertrag von Versailles. Er ist so, daß er immer wieder neue Übel auslösen muß. Lloyd George ist als sein Hauptmacher anzusehen, und wie schuldig er als solcher ist, bezeugt wohl die Tatsache, daß er selbst, um den Vertrag für Deutschland annehmbar zu finden, Deutschlands Alleinschuld am Kriege geltend machen mußte, wiewohl er wußte, daß es sich nicht so verhielt. Es ist — sage ich — nur die von Dostojewski mit Recht verworfene „Kultur des Westens", die es möglich macht, daß der gewesene englische Staatsmann über seine Untat keine Gewissensbisse zeigt und sich als angesehener Politiker noch immer betätigen kann.

Ich verweise auf die Ruhraktion und auf Poincaré, ihren Unternehmer; sie hat Mordtaten und Schändungen mit sich gebracht, die das Gewissen des französischen Machthabers zweifellos belasten müßten, wenn er Mensch genug wäre, um Gewissen zu haben. Aber was tut der Politiker, der das Menschsein verlernt hat: er hetzt noch immer

mörderisch gegen Deutschland und ist einzig bestrebt, sich und die von ihm ins Werk gesetzten Gewalttaten in ein günstiges Licht zu stellen.

Ich verweise auf den Fascismus und seinen Duce; seitdem er herrschend ist, ist Italien verarmt an Rechtssinn, aber reich geworden an Gewalttaten. und daß die vielen Gewalttäter straflos blieben, hat Gewalttäter und Gewalttaten förmlich gezüchtet. So kam es zum grausigen Mord an Giacomo Matteotti, und unmöglich ist es, den Fascismus und seinen Duce als schuldlos an diesem Verbrechen hinzustellen. Gleichwohl denkt diese schuldige Machtpartei nicht an ein Abtreten von der Regierung und zeigt sich nur bedrückt aus Mangel an Macht und nicht vom Gewissen. (So erklärt sich auch, daß ein Grachenmord als solcher nicht gebrandmarkt wird und eine Gewaltregierung, die von den Römern und Preußen das Schlechte übernommen hat, in einem hin sich einsetzt für die Aufrichtung des Kreuzes in den Schulen und versöhnlich auf das „Heilige Jahr" hinweist. Solche Regierungsfähigkeiten wären im echten Römer, im ganzen Preußen und erst recht im wahren Christen freilich nie anzutreffen gewesen.)

Ich verweise auf Ludendorff, den geschlagenen Heerführer Deutschlands, dem eine Einkehr in sich die Unzahl der Toten und Invaliden ins Gedächtnis rufen müßte, die der gewiß oft ohne Notwendigkeit betätigte Leitspruch „Nur immer feste druff" eingebracht hat neben dem gründlichen Geschlagensein. Aber dieser Mann hält nicht Einkehr, und auch ihn drückt kein Gewissen; mit seinen Erlebnissen als Heerführer verdiente er reichlich und so kehrt er sich immer wieder nach außen, der Gewaltanwendung das Wort redend, um die verlorene Heerführerstellung tunlichst wieder zurückzuerobern.

Ich verweise endlich noch auf die Hinmordung der „44 nach vierjähriger Kriegsgefangenschaft einrückend

gemachten Heimkehrer", ein Verbrechen, das der österreichischen Kriegsjustiz zur Last fällt. „Sie hatten" — schreibt Karl Kraus in seinem gewaltigen Nachruf auf die österreichische Monarchie — „am Abend ihrer Ankunft eine elende Menage vorgefunden und sich aus Wut darüber einen Rausch angetrunken, der sich zu einem wüsten Exzeß, ja sogar zu Beschimpfungen der Offiziere steigerte." Die Justifizierung beschreibt nun der folgende Bericht: „... In zwei parallelen Reihen waren je 22 Gräber aufgeworfen, die Erschießung wurde in zwei Partien vorgenommen. Zur Durchführung dieser Exekution waren Bosniaken kommandiert, die auf zwei Schritt Entfernung zu schießen hatten. Den Bosniaken jedoch zitterten die Hände, als sie ihren Kameraden ins Gesicht schießen mußten, und sie schossen schlecht. Die erste Partie wälzte sich auf dem Boden, es war beinahe kein einziger tot. Da wurde Befehl gegeben, den Opfern die Gewehrläufe an den Kopf zu setzen. Als alle Gehirne zu Brei zerschossen waren, kam die zweite Partie daran, und die gleiche Szene wiederholte sich noch einmal. Der damalige Stellvertreter des Generalstabschefs, der Oberstleutnant Suhey, sagte nach der Hinrichtung beim Abendessen, als manche schüchterne Bedenken gegen den Prozeß geäußert wurden: er hätte auch 300, nicht nur 44 hinrichten lassen. Die Opfer waren beinahe alle Familienväter, und alle waren vielfach mit allen Graden von Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet. Sie sahen auch diesem letzten Tode ohne Scheu in die Augen, lautlos, ohne eine Miene zu verziehen, ohne eine Abwehrbewegung!" — Gegen den schuldigen Offizier soll eine Untersuchung eingeleitet worden sein. Soviel bekannt, hat er sich die Reinwaschung seiner Ehre, aber nicht die seines Gewissens höchst angelegen sein lassen. So verloren in ein Nichts sind eben die Menschen dieser Welt. Nur so ist es möglich, daß

einer, der einen derartigen Massenmord unmittelbar begangen hat — und sei es auch in scheinbar gesetzlichem Rahmen — sich noch um seine Ehre umtut. Welch ein widerlicher Ichwahn, dem kein Sein zugrunde liegt: und das ist der Ehrbegriff dieser Welt! Wie ehrenhaft erscheint da noch das Tun der Dirne, die, um ihr Brot zu haben, sich ehrlos macht, indem sie sich den Lüsten der Ehrenmänner dieser Welt preisgibt.

Was den erwähnten Verschuldungen die verfänglichste Tragweite gibt, ist, daß sie alle unter sogenannten Christen und in christlichen Staaten, in denen die Kirche, die als Kirche Christi auftritt, offizielle Geltung hat, zustande gekommen sind. Kein Angehöriger der Militärgeistlichkeit fühlte sich berufen, solche Schandtaten der Militärjustiz zu verhindern, ja es besteht durchaus die Wahrscheinlichkeit, daß an jenem Offiziers-Abendessen nach der Hinrichtung der 44 Heimkehrer auch der Militärkurat teilgenommen hat, wiewohl ein christlicher Priester dem Tische, dessen Ranghöchster eben erst einen vierundvierzigfachen Mord verschuldet hat, so fern als möglich zu bleiben hätte; außer er wäre eigens gekommen, um dem Übeltäter vorzuhalten, daß ihn totsicher eine höhere als die Gerechtigkeit dieser Welt zu treffen wissen werde, und daß bei der Heimkehr seiner Seele ihn ein Tribunal erwarte, vor dem die 44 Heimkehrer klagend auftreten würden. Ob ihm dann der Herr noch gnädig sein könne? — Doch der Weltkrieg der christlichen Welt hat eben erwiesen, daß die christliche Geistlichkeit in der Regel für ein solches Auftreten nicht mehr zu haben ist. Vielmehr kann man immer wieder die Erfahrung machen, daß die staatlich sanktionierten Gewalttätigkeiten gewöhnlich auch die Vertreter der offiziellen Kirche auf ihrer Seite haben. So war und ist wohl noch — wenn auch nicht allzu offen — auch der Großteil der verstaatlichten

„evangelischen" Geistlichkeit Deutschlands sicher mehr für die „Hochziele" Ludendorffs, schon mit Rücksicht auf die Füllung des Brotkorbs, und für seinen Machtstandpunkt, als für den Rechtsstandpunkt des wahren Christen. So haben auch den Einmarsch der Fascisten in Rom und die Huldigung, die dem Duce zuteil ward, die übervielen Vertreter der offiziellen Kirche enthusiastisch mitgemacht, wiewohl derartige Welttheateraufführungen das Moment ihrer Verflüchtigung schon in sich tragen und selbst bei ihren ersten Kräften wohl maßlose Machtgelüste, aber keine innere Festigung wahrnehmen lassen, daher sie wohl Sache der Kapitalisten, Nationalisten, Chauvinisten und aller anderen der hochhinauswollenden Weltleute werden können, aber niemals Sache jener, die sich als die berufenen Verkünder der Lehre Christi auszuweisen haben. (Zudem muß hier noch gesagt werden, daß Übergriffe und Exzesse von Seite des Volkes, das die Weltkriegsjahre hindurch despotischen Machthabern ausgeliefert war und von ihnen als „Menschenmaterial" gehandhabt wurde, ungleich berechtigter erscheinen, als die Gewalttaten einer bewaffneten Regierungspartei, die im Solde eines herrschsüchtigen, erst recht durch den Krieg erstarkten Großkapitals steht.) — So hatte auch Poincaré mit der Ruhraktion die höchsten Würdenträger der offiziellen Kirche in Frankreich und Belgien auf seiner Seite. Die Aussagen der Kardinäle Dubois und Mercier, die die Ruhraktion gerecht fanden, lassen da keinen Zweifel übrig. — So hat Lloyd George seiner Kirche, die ja auch eine christliche sein will, und ihrer Macht das Wort geredet; aber angenommen, er wünschte ernstlich, daß diese Kirche, als eine c h r i s t l i c h e, in ihm zur Macht komme, müßte er auch wünschen, daß das Christliche in ihm zur Macht komme; und wollte er dieses in sich zur Macht bringen, müßte er doch auch die Lüge von der A l l e i n schuld

Deutschlands am Kriege widerrufen und die Konsequenzen des Widerrufs auf sich nehmen. Denn wenn die Behauptung von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege eine Lüge ist, was Lloyd George heute bestimmt weiß und längst gewußt hat, ist der Vertrag von Versailles ein Verbrechen, das dem zur Last fällt, der diese Beschuldigung — wider sein besseres Wissen — gegen Deutschland erhoben und es gezwungen hat, sie zu bejahen, damit der Vertrag als berechtigt hingestellt werden könne. Als Folge von Versailles sind darum auch Schandtaten zu verzeichnen, an denen gemessen ein gewöhnlicher Raubmord, den um der Beute willen ein Notleidender begeht, wahrlich ein unansehnliches Verbrechen ist, zumal die Gefahr der Entdeckung und Bestrafung, der sich der Täter beständig ausgesetzt sieht, diesem schon etwas vom Verbüßen anhaften läßt. Aber jene Schandtaten werden nicht verfolgt; ihre Urheber bleiben in Macht und Ansehen; sie haben ja reine Hände, weil sie selbst die Gewalttaten nicht begehen noch begangen haben; und weil sie kein Gewissen haben, fühlen sie auch ihre Schuld nicht. Und ihr Versagen vor dem Geistigen und Religiösen — also auch vor dem Christlichen — bezeugen sie dadurch, daß sie der Kirche als Weltbildung huldigen und damit sogar Gott zu geben glauben, was Gottes ist. So fühlen sie nicht mehr, daß sie ihr Sein unterbunden und damit allen Kontakt mit dem Absoluten aus sich verloren haben; fühlen nicht, daß sie der Herrschaft dieser Welt des Trugs, der Herrschaft der gröbsten Nichtigkeiten unterlegen sind — eben dieser „Kultur des Westens", der Dostojewski seine Todfeindschaft bezeugt hat.

* * *

Kehren wir nun zu Raskolnikoff zurück. Das begangene Verbrechen hat dem Mörder in einer Weise zugesetzt,

daß er sich tief unglücklich fühlt. Immer wieder kommt die Anwandlung in ihm auf, sich selber den Gerichten auszuliefern, „aus Ekel und Grauen vor dem, was er angerichtet hatte". Auch Thurneysen vermerkt im Hinblick auf Raskolnikoff: „‚O dieses rätselhafte Etwas, über das er nicht hinwegkommt! Ist es außen? Ist es innen?.. War es nicht schon im Augenblick, als das Beil fiel, unendlich klar, daß das Etwas nicht überwunden sei? Warum denn sonst vollführte der Mörder seine Tat so widernatürlich gezwungen, so lahm, so gehemmt, als hätte ihn' — heißt es im Roman — ‚jemand bei der Hand genommen und unwiderstehlich mit sich gezogen... als würde er selber zur Hinrichtung geführt... als wäre er mit dem Zipfel seines Rockes in das Rad einer Maschine geraten und mit fortgerissen worden?'" Und im Geständnis zu Sonja sagt Raskolnikoff: „Ach, was ist das für ein Töten gewesen! Tötet man denn so? Benimmt man sich so, wenn man töten will, wie ich mich damals benommen habe?... Mich selbst habe ich ermordet, nicht die Alte! Mit einem Schlage habe ich mich für ewige Zeiten totgemacht!"

So beginnt auch in Raskolnikoff, dem Verbrecher, ein Hang zum Leben zu erwachen, der zuweilen so beschaffen ist, daß er als Folge der bösen Tat, also zunächst als Strafe erscheint. „Wo habe ich doch gelesen," — sagt Raskolnikoff einmal zu sich selber — „wie ein zum Tode Verurteilter eine Stunde vor seinem Ende spricht oder denkt, daß, wenn er irgendwo auf einer Höhe, auf einem Felsen und auf einem schmalen Streifen, wo er bloß seine zwei Füße hinsetzen könnte, leben sollte — umgeben von Abgründen, vom Ozean, von ewiger Finsternis, ewiger Einsamkeit und ewigem Sturm — und so, auf diesem ellenbreiten Streifen stehend, sein ganzes Leben, tausend Jahre, eine Ewigkeit verbringen müßte, daß es besser sei, so zu

leben, als sofort zu sterben! Nur leben, leben, leben! Wie? — ganz gleich! — bloß leben!"

Thurneysen, der auch dieses Selbstgespräch vermerkt hat, läßt jedoch das Wesentliche außer Acht, daß es sich hier um einen zum Tode verurteilten Verbrecher handeln muß, den seine Tat so bedrückt, daß er geradezu darnach giert, es möge ihm nur noch zu leben vergönnt werden — sei es wie immer —, um ein neues Leben aufzubringen für sein durch Verbrechen verspieltes Leben. Ja, es kann so gedeutet werden, daß dem zum Tode verurteilten Verbrecher der ganze Wert des Lebens nun erst vor Augen rückt, sodaß er alles hinnehmen möchte, das äußerste Ausgesetztsein, jede Marter im Leben, um nur leben zu können, das heißt hier: um ein Leben leben zu können, das durch kein Verbrechen vertan ist. Der schuldlos zum Tode Verurteilte kennt diesen Lebensdurst gewiß nicht; Sokrates, die ersten gemordeten Christen, und auch später die redlichen Geister, die der Verfolgung durch die Kirche zum Opfer fielen, kannten ihn ebensowenig; auch wird ihn nie kennen, wer zum Tode verurteilt wird wegen eines Tuns, das kein Verbrechen ist nach Gottes Gebot und der von Ihm gewollten Ordnung, für deren Aufkommen die Bedingungen mit der Befolgung der Gebote Gottes und der Weisungen Christi für alle Zeiten gegeben sind.

Anknüpfend an die erwähnte Reflexion Raskolnikoffs „voll unersättlichen Lebensdurstes" meint Thurneysen: „Nach Leben dürstet dieser Intellektuelle und Theoretiker, nicht nach Mord und Tod." Das ist hier nicht zutreffend gesagt. Denn der Mord, das Verbrechen gehört gewissermaßen doch zur Voraussetzung, um solchen Lebensdurst aufkommen zu lassen. Um ganz deutlich zu sein, müßte gesagt werden: Nach schuldfreiem Leben dürstet dieser Verbrecher. Zwei Vor-

gänge setzt dieser Zustand im Menschen voraus: das begangene Verbrechen, das mit der bevorstehenden Urteilsvollstreckung den Lebensdurst noch als innere Strafe nach sich zieht, und das Aufkommen jenes Etwas, das den Menschen bestimmt, ein schuldfreies Leben als das Begehrenswerteste anzusehen. Es macht ersichtlich, daß mit dem Wirksamwerden der Strafe auch bereits der Weg zur Sühne betreten ist, auf den sich mit dem Augenblick, da ein schuldfreies Leben als das einzig begehrenswerte wahrgenommen wird, auch schon eine schimmernde Helle legt. Jenes Etwas aber, über das Raskolnikoff wie auch die anderen Helden der Romane Dostojewskis nicht hinwegkommen, das immer rege und nicht umzubringen ist in ihnen, das sie existenziell als Menschen ausweist, als Menschen, die ihr wahres Sein nie ganz aus sich verloren haben — dieses Etwas ist das Gewissen. Nehmen wir es als Gradmesser des inneren Lebensstromes aus dem Kontakt mit dem Absoluten. So eignet ihm auch jene innere Macht, deren Aufgabe es ist, diesen Kontakt im Menschen immer wieder herzustellen. Diese verzeichnet alles, was diesen Kontakt zu schwächen, zu stören oder völlig zu zerreißen imstande ist, als ein seelisches Unbehagen, das sich bis zur Unerträglichkeit steigern kann. Es macht wohl schon verständlich, daß die willige Hinnahme der Strafe — auch der gesetzlichen — für ein begangenes Verbrechen, also die Hinnahme von Schande, Entbehrungen, äußeren Mühseligkeiten und Leiden als ein Abtragen der inneren Schuld für den Schuldigen Erleichterung sein kann, ja sein muß. Die Menschen Dostojewskis verbüßen so ihre Schuld, wie schuldig sie auch geworden sind. Daher ihr Sichbescheiden, ihre innere Frohheit, ja Freude in äußerlich mißlichster Lage. Sie tendieren alle nach innen — oft mehr oder weniger unbewußt —, zum Kontakt mit dem Absoluten. Ihre äußere Bewegtheit kann

darüber nicht hinwegtäuschen. Die Berührung mit dem Absoluten verschafft ihnen erst das Leben, das sie erstreben; es ist das Leben, von dem auch im Evangelium als dem wahren Leben die Rede ist, das in seiner Gebundenheit an die Herrschaft des Willens Gottes, eben als an die Herrschaft des Absoluten, auch das Ableben als kein Enden in sich begreift. So erstreben diese Menschen das wahre Sein im Gegensatz zu den Menschen dieser Welt, die sich an den Schein, den Trug, an das, was nicht ist, verloren haben, weil ihnen jeder Kontakt mit dem Absoluten abhanden gekommen ist, wofür sie selbst das untrüglichste Zeugnis ablegen, indem sie Verbrechen begehen können, ohne sich schuldig zu fühlen.

In Dostojewskis Romanen ist darum auch mehr wahres Christentum, mehr reines Menschentum vorzufinden als in den Verordnungen der Kirche, der es, als einem Offiziellsein in dieser Welt, nie gelingen kann, in den Menschen den Widerweltsinn, der für die Befolgung der Weisungen Christi das Wesentlichste ist, existenziell wachzuhalten. Dostojewski gibt mit dem Schicksal seiner Menschen immer wieder den Hinweis auf dieses Wesentlichste. So auch in der Darstellung des Raskolnikoff, der, von der Tendenz dieser Welt verführt, zum Mörder wird: sein Los bleibt äußerlich trüb und mißlich genug, aber die Last dieses Loses wird ihm erleichtert durch sein williges Sichbeugen vor der Botschaft Christi, das ihm ein waches Verhältnis zum Absoluten erbringt, vor dessen Übermacht alle Widerwärtigkeiten von Seite dieser Welt geringfügig, ja nichtig erscheinen.

Es spricht auch außerordentlich für Dostojewskis Christlichkeit, daß er dem Mörder Raskolnikoff die Belehrung im Christlichen nicht durch die Kirche oder einen ihrer offiziellen Vertreter, sondern durch eine Dirne erteilen läßt. Ja, es bezeichnet geradezu charakteristisch das

Wesen des Christlichen, indem er es gerade dort machtvoll sich auswirken läßt, wo der Wertung der Welt nach die Ehrlosigkeit zu Hause ist. Denn in Hinsicht auf diese Welt, den eigentlichen und beständigen Widersacher alles wahren Religiösen, gilt immer, daß ihre Ersten — also die eigenmächtigen Machthaber und Emporkömmlinge — die Letzten, und ihre Letzten — also jene, die von ihr als die Geringsten und Machtlosesten angesehen sind — die Ersten sein werden. Und daß das wahre Christliche, das nicht von dieser Welt ist, in diesen Geringsten besonders machtvoll zur Geltung kommt. Auf Raskolnikoff wirkt Sonja nahezu als vis major. Seinen stolzen, unsteten und von weltlichen Einflüssen verwirrten Geist lenkt Sonja zur Unterwerfung vor dem, dem sie sich ganz unterworfen hat. Und sie, die sich nicht für würdig erachtet, neben Raskolnikoffs Mutter und Schwester Platz zu nehmen, wird diktatorisch, wenn sie genötigt wird, zu bekennen, was ihr Inneres besetzt hält. So gewahrt Raskolnikoff in ihr, was ihm verloren gegangen ist durch das noch ungesühnte Verbrechen: das schuldfreie Leben. Immer mehr drängt es ihn nun zum Bekenntnis seiner Schuld und zur Sühne. Und als seine Tat Sonja endlich offenbar wird, mehr erraten von ihr als aus seinem Gestammel vernehmbar, weicht sie zunächst entsetzt vor ihm zurück. Dann aber „rief sie verzweifelt: ‚Was haben Sie sich da angetan!', sprang auf, — umarmte ihn und preßte ihn fest an sich." Und die Motivierung dieses Tuns bekunden ihre Worte: „Nun gibt es keinen Menschen, der unglücklicher wäre als Du!" Dann bricht sie „in lautes Schluchzen" aus. „Zur Zwangsarbeit gehe ich mit Dir zusammen," sagt sie später, wie abwesend. Aber noch ist Raskolnikoff nicht so weit zu sich gekommen, um die Kraft zu finden, sich dem Gericht zu stellen und die Strafe auf sich zu nehmen.

„‚Was soll ich jetzt machen, sag mir!‘ fragte er plötzlich und schaute mit entsetzlich entstelltem Gesicht sie an.

‚Was du machen sollst?‘ rief sie, und ihre Augen, die bis dahin voll Tränen waren, blitzten auf: ‚Steh auf! — Komm sofort mit, bleib am Kreuzweg stehen, küsse die Erde, die du besudelt hast, verneige dich dann vor aller Welt und sage allen laut: ‚Ich bin der Mörder!‘ Dann schenkt dir Gott das Leben wieder!“

Es kostet Raskolnikoff noch einen verzweifelten Kampf mit sich, ehe er Sonjas Aufforderung Folge leistet; wohl erkennt er, daß nichts sonst nützt, um frei zu werden vom Alpdruck des Verbrechens, als einzig, die Strafe auf sich zu nehmen; es gibt keinen andern Ausweg für den Menschen, der sein Menschsein nicht gänzlich einbüßen will. So leidet er furchtbar an seinem schwanken Verhalten und denkt an Selbstmord. Schließlich aber rafft er sich auf und geht zu Gericht. Schon betritt er das Amtszimmer. Da verläßt ihn wieder die Kraft. Er erfindet einen Vorwand für sein Kommen und wird wieder entlassen. „Er ging hinunter und trat in den Hof. Hier — unweit vom Eingang stand Sonja, sie war blaß und vor Angst halb erstarrt; sie schaute ihn so sonderbar, so eigentümlich an. Er blieb vor ihr stehen. Etwas Leidendes, Wehvolles, Verzweifeltes sprach aus seinen Zügen ... Er blieb noch eine Weile stehen, lächelte und kehrte um. Er ging wieder ins Bureau hinauf ... trat dicht an den Tisch heran, stützte sich mit der Hand auf ihn, wollte etwas sagen, konnte es aber nicht.... Man brachte Wasser ... Raskolnikoff wehrte mit der Hand ab ... dann sprach er — leise, langsam, aber deutlich:

„Ich habe die alte Beamtenswitwe und ihre Schwester Lisaweta mit dem Beil ermordet und beraubt. Ich bin ihr Mörder.“

Der „Epilog“ des Romans zeigt Sibirien. Dort sitzt im Gefängnis der zur Zwangsarbeit verurteilte Verbrecher, zweiter Klasse, Rodjon Raskolnikoff. Sonja lebt in derselben Stadt und nährt sich von ihrer Hände Arbeit. So oft sie darf, besucht sie Raskolnikoff. Alle Sträflinge kennen sie schon und nennen sie „Mütterchen Sonja“ wegen ihres gütigen Verhaltens. Raskolnikoff ist erkrankt, und erst allmählich erlangt er die Genesung an Leib und Seele, die jedes Hadern mit seinem Los von ihm nimmt. So steht er eines Tages abseits von den anderen Sträflingen am Ufer des Flusses, „wo unter einem Schuppen ein Ofen stand, in dem Alabaster gebrannt wurde ... Von dem anderen Ufer weither drang kaum hörbar ein Lied an sein Ohr. Drüben in der weiten endlosen Steppe, die im Gold der aufgehenden Sonne erglänzte, gewahrte er als kleine dunkle Punkte die Zelte der Nomaden. Dort herrschte Freiheit, dort lebten andere Menschen, so ganz verschieden von den Menschen dieser Welt, dort schien wie von selbst die Zeit Halt gemacht zu haben, das Zeitalter Abrahams, der Hirten und ihrer Herden schien dort noch nicht vergangen zu sein. Raskolnikoff sah unverwandt hin ... Da stand plötzlich Sonja vor ihm.“ — In dieser Morgenstunde erkennt Raskolnikoff, was er Sonja zu danken hat, ihren ganzen inneren Wert und seine Zugehörigkeit zu ihr. Und Sonja begreift, was in ihm vorgeht. Und die Schlußsätze des Romans sagen von dieser Zeitspanne unsäglichen Glückes zweier leidender Menschenkinder also aus: „Sie wollten sprechen, konnten aber nicht. Tränen traten beiden in die Augen. Beide waren sie bleich und abgemagert; aber in diesen kranken und bleichen Gesichtern leuchtete schon die Morgenröte einer neuen Zukunft, der Auferstehung zu neuem Leben.“ — — —

* * *

Wenn Dostojewski das Resultat der ganzen Umwälzung bei Raskolnikoff als „eine neue Anschauung vom Leben“ bezeichnet, so ist das so aufzufassen, daß diese Anschauung der herkömmlichen Anschauung dieser Welt entgegentritt, und zwar so entscheidend, daß, wo jene zur Geltung kommt, diese abgetan sein muß. An sich aber ist sie keine neue Anschauung, sondern das Wiedergewahrwerden des wahren Lebens, das durch die Anschauung vom Leben, wie sie dieser Welt des Truges eignet, eben nicht mehr wahrgenommen wird. So kann, was sie bewirkt, wenn sie im Menschen volle Geltung erlangt, dem Leben der Menschen dieser Welt gegenüber wirklich ein Auferstehen zu neuem Leben sein, ein Wiederaufleben des Seins aus der erneuten Herstellung des Kontaktes mit dem Absoluten. Es besagt: daß die Herrschaft dieser Welt im Menschen begraben sein muß, wo der Mensch als Mensch aufersteht. Diese Auferstehung ist es, auf die Dostojewski in Raskolnikoff hinweist.

Alles, was Sonja spricht, und alle Beweggründe ihres Tuns müssen der Gesinnung dieser Welt so fremd und unverständlich scheinen, daß es für Menschen dieser weltlichen Sinnesart eine Befriedigung sein mag, daß dergleichen nur von einer Dirne gesagt ist. Aber diesen Weltmenschen, die diese Welt sogar für christlich halten, weil in ihr eine Kirche offiziell ist, die als Kirche Christi auftritt, müßte dann im Ernst gesagt werden, daß das ihnen so Fremde und Unverständliche gerade das wahre Christliche und Sonja eine kleine Heilige ist. Und hat sie in Wirklichkeit vielleicht auch nie gelebt, so lebte sie doch in Dostojewski, und von ihm, der als Schöpfer Sonjas doch auch deren große Christlichkeit und kleine Heiligkeit als eigen in sich wahrgenommen haben muß, hätte diese vermeintlich christliche Welt zu erhören, was das wahre Christliche ist.

Denn anzunehmen ist, daß dieses Christliche, das auf Raskolnikoff, die Hauptperson, so entscheidende Wirkung ausübt, auch auf dessen Schöpfer diese Wirkung ausgeübt haben muß, das heißt: Dostojewski ist als entschieden Gott- und Christusgläubig anzusehen, und diese Gläubigkeit verkündet er und für sie tritt er ein, weil er sie eben h a t, und n i c h t, weil er sie nicht hat, was eine geradezu unsinnig erzwungene Annahme ist. Von Sonja — also auch von ihrem Schöpfer, dem gläubigen Dostojewski — erhören wir aber, daß, christlich, also geistig und religiös gewertet, der Verbrecher unglücklich sein muß, und zwar umso mehr, je mehr er das Menschsein noch nicht aus sich verloren hat; weil, solange er sich dieses bewahrt, auch das Gewissen in ihm wach ist und ihm das Verbrechen als qualvolle Störung des Kontaktes mit dem Absoluten fühlbar macht. Als Sonja das Verbrechen Raskolnikoffs erfährt, sagt sie nicht: Was haben Sie da getan!, sondern: „W a s h a b e n S i e s i c h d a a n g e t a n !" Ihre Gläubigkeit fühlt seine Tat zunächst als eine ungeheure Schädigung seines eigenen inneren Lebens. „Nun gibt es keinen Menschen in der weiten Welt, der unglücklicher wäre als Du!", ruft sie aus. Damit erhebt sie ihn in ihren Augen; denn, daß sie ihn so unsäglich unglücklich seines Verbrechens wegen sieht, stellt ihm doch noch das Zeugnis für sein Menschsein aus und erweckt in ihr, die sich bis dahin wohl selbst für unglücklicher gehalten hat, nicht nur Mitleid, sondern macht ihn ihr auch aller Liebe wert, und so zeigt sie beides, Mitleid und Liebe, indem sie ihn umarmt und an sich preßt. Der Sinnesart dieser Welt entspricht das freilich nicht, und hatte diese auch in Raskolnikoff Eingang gefunden, so doch nur in der Theorie; denn sein ganzes Verhalten nach dem Mord zeugt für das Wachsein seines Gewissens, somit auch für sein Menschsein und — wenn man schon will — auch dafür, daß dem

russischen Menschen, insoferne ihn die „Kultur des Westens“ noch nicht bezwungen hat, dieses Menschsein eben ein Bedürfnis ist. Und Sonja, welcher mit dem Johannesevangelium doch auch das Wort, das im Anfang und bei Gott war, für ihr Tun bestimmend geworden ist, wird der Sinnesart dieser Welt wohl noch fremder und unverständlicher, wenn sie Raskolnikoff auffordert, die gesetzliche Strafe für sein Verbrechen auf sich zu nehmen, sich also dem Zuchthaus, der Verschickung nach Sibirien zur Zwangsarbeit auszuliefern, und besonders da sie dies tut, einzig um ihm wieder zum wahren Leben und so erst zum Glücklichseinkönnen zu verhelfen. Für geistige und religiöse Einsicht ist das alles auch klar und festgefügt und dem von Gott Gesetzten entsprechend, daß jede Schuld gesühnt werden muß und daß die Hinnahme der Strafe die Sühne ist, die den Zwiespalt, die wehevolle Störung des inneren Lebens aufhebt und den Menschen in eine Verfassung bringt, daß er dem Kontakt mit Gott, als dem Absoluten, nicht mehr widerstrebt. Die Verwirrung, das Chaos, hat erst durch das Aufkommen dieser Welt und ihrer Sinnesart auf Erden Platz gegriffen, das die Menschen so für sich eingenommen hat, daß sie dem Scheinleben dieser Welt mit seinen einträglichen Ämtern, Ehren und Würden ihr Menschsein geopfert haben. In Dostojewskis Romanen rührt sich dem entgegen gewaltig und machtvoll dieses Menschseinwollen; und Mensch-sein heißt an sich schon Religiös-sein, wenn auch freilich als dessen Vollendung erst das Christliche Christi anzusehen ist.

Das alles kann man aus „Raskolnikoff“ heraus hören, und in Dostojewskis späteren Romanen „Der Idiot“ und „Die Brüder Karamasoff“, von denen ich nur Bruchteile kenne, ist der Wahrnehmung des Christlichen gewiß nicht weniger Raum gegeben. So bleibt es zum mindesten unverständlich, daß Thurneysen in seiner Dostojewski-Studie,

die doch auch das Christliche will, auf die Schrift „Blick ins Chaos“ von Hermann Hesse, als auf einen „von heimlicher Besorgnis erfüllten Wächterruf“ anerkennend hinweist. Denn wenn man Dostojewskis Größe und seine Christlichkeit aus seinen Romanen erkannt und sie im Herzen anerkannt hat, kann man für eine Schrift, die uns nichts anderes bekundet, als daß ihr Verfasser bei der Lektüre Dostojewskis einen Blick ins Chaos geworfen hat, kaum noch Anerkennung übrig haben. Dem Weltmenschen mag freilich die ursprüngliche Ordnung der Dinge, wie sie von Gott gewollt ist, immer als Chaos erscheinen, insofern er nicht mehr fähig ist, eine Ordnung dort wahrzunehmen, wo die Welt nicht ihre eigenmächtige Ordnung aufgerichtet hat; so steht er ratlos vor dem Satz, „daß es das Höchste ist, wenn nicht geordnet wird“, den fernöstliche Weisheit, die wahre Religiosität ist, ausgesprochen hat und der unausgesprochen in den Weisungen des Evangeliums fast noch mehr umgeht, — ratlos somit auch vor Dostojewski, und um diese Ratlosigkeit zu verbergen, muß er bekennen, daß er Chaos sieht, wiewohl er eigentlich nichts sieht, weil ihn die Ordnung dieser Welt, der er verfallen ist, verhindert, wahrzunehmen, daß erst mit dem Abkommen von der Geltung dieser Ordnung, mit dem Wegräumen des von ihr Gesetzten, sich geltend macht, was war, bevor sie war, was ist und immer sein wird, unbeirrt durch sie, deren Sein ein Scheinen ist und immer nur ein Scheinen sein wird. Denn was außen ist, ist n i c h t innen. Und alles gewaltsame Ordnen von außen her ist wider die Urordnung der Dinge und somit nicht Ordnung. Das gilt, auf diese Welt angewandt, mehr als anderswo, wiewohl es überall und immer seine Geltung hat; aber auf diese Welt bezogen bedeutet es, daß ihre Wirklichkeit in Wahrheit Schein ist, weil sie, die eine Schöpfung der Menschen in Eigenmächtigkeit Gott gegenüber ist, im absoluten Sinne

— also auch geistig und religiös gesehen — nicht s e i n kann, da ja alles, was in Wahrheit i s t, durch das Wort, das im Anfang und bei Gott war, gemacht ist. Daß, was außen ist, nicht innen ist, erweist auch jederzeit diese Welt, die sich für christlich ausgibt, wiewohl erst Widerchristlichkeit, die ja im Sündenfall enthalten ist, sie geschaffen hat und erhält.

So mutet es grotesk an, wenn Hermann Hesse seinen „Einfällen bei der Lektüre Dostojewskis" das Motto vorsetzt: „Nichts ist außen, nichts ist innen, denn was außen ist, ist innen", — umso grotesker, als Dostojewski gerade jener große Schriftsteller ist, der in seinen Romanen, entsprechend seiner wahren Christlichkeit, überwältigend dargetan hat, daß, was außen ist, nicht innen ist. „Ist nicht das Leben mehr denn die Speise und der Leib mehr denn die Kleidung?" spricht Jesus und setzt damit unwiderruflich ein Außen und ein Innen, und diese Zweiheit macht sich überall fühlbar, auch wenn sie nicht wahrgenommen wird. Aber wenn ein nicht gerade übler deutscher Romandichter originell philosophieren will, vergreift er sich gleich im Gedanklichen, und zwar, weil er offenbar allzu geistreich sein will, wobei seine Vorstellungskraft nicht genug von Redlichkeit gespeist ist. Sonst hätte er sich doch vorstellen müssen, daß beispielsweise ein goldener Becher, mit Gift gefüllt, zwar für die Sinneswahrnehmung eine Einheit bildet, nicht aber für die Vorsicht des wachen Verstands, der hier unterscheidet und die Einheit eines zweierlei von Außen und Innen wahrnimmt, auf deren Gegenständliches der Mensch bekanntlich sehr verschieden reagiert. Ja, es könnte schon die Einheit des leeren Bechers etwas Zweiheitliches präsentieren: er könnte nämlich aus Blech und vergoldet sein; dann wäre schon an diesem Außengegenstand nicht mehr, was außen ist, auch innen. So ließe sich wohl überall an den Dingen wie an den Men-

schen nachweisen, daß was außen ist nicht innen ist, und der Satz „was außen ist, ist innen", könnte nur im Sinn des Spruches: „wes das Herz voll ist, geht der Mund über" Geltung haben, also in dem Sinne, daß Wort und Tat auch vom Innern des Menschen aussagen. Aber das ist für Dostojewski und seine Ethik ein völlig Nebensächliches und im übrigen allzu selbstverständlich, sodaß es für das Charakteristische seiner Romane gar nicht in Frage kommt; denn sie alle erweisen, daß Außen nicht Innen ist und noch mehr, daß dieses Innen mit der Regelung oder Ordnung des Außen nicht im geringsten geregelt oder geordnet ist. Herr Hesse denke nur an Sonja. Dem äußeren Ausweis nach ist sie eine Prostituierte, dem Innern nach aber eine so außerordentliche Christin, daß der Romanschreiber Hesse bestimmt nicht ihr Schöpfer sein könnte, und zwar darum nicht, weil — das kann ich ruhig behaupten — weder in seinem äußeren noch in seinem inneren Leben Züge einer ähnlichen Beschaffenheit aufzufinden sind. So dürfte der Leser der Schrift „Blick ins Chaos" allerdings zur Wahrnehmung eines Chaos gelangen, aber in der Verfassung dessen, der diese Schrift geschrieben hat.

Wiewohl ich, wie gesagt, die „Brüder Karamasoff" nicht genug kenne, darf ich doch so, wie ich Dostojewski kenne, als gewiß annehmen, daß auch in diesem Roman wesentlich das wahre Christliche zu Entfaltung drängt. Hesse aber klagt: „Das Ideal der Karamasoffs, ein uraltes, asiatisch-okkultes Ideal, beginnt europäisch zu werden, beginnt den Geist Europas aufzufressen." Meiner Einsicht und Auffassung nach muß aber dieses „Ideal" dem wahren Christlichen, das als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher anzusehen ist, viel näher stehen als der Geist Europas; so könnte es vom christlichen Standpunkt aus nicht unerfreulich sein, zu sehen, wie jenes diesen aufzufressen beginnt.

„Uralt" mag es gewiß sein, umsomehr, als es mit dem wahren Christlichen zu tun hat; und, insoweit es von der Ursprünglichkeit des fernen Ostens offenbar besser bewahrt worden ist als von der „Kultur des Westens", kann es auch als „asiatisch" gelten. Aber „okkult" ist eher der kirchliche Katholizismus zu nennen, dem die Messe das Wesentlichste des christlichen Gottesdienstes ist, schwerlich aber das Christliche, dem Dostojewski in seinen Romanen Raum gibt.

„Aber was ist das für ein ‚asiatisches' Ideal, das ich bei Dostojewski finde? ... Es ist, kurz gesagt, die Abkehr von jeder festgelegten Ethik und Moral zugunsten eines Allesverstehens, Allesgeltenlassens, einer neuen, gefährlichen, grausigen Heiligkeit", sagt Herr Hesse als Apologet des europäischen Geistes. Mir genügt, anstatt Heiligkeit Christlichkeit zu sagen. Dann frage ich: War denn der Weltkrieg der christlichen Welt nicht genug grausige Christlichkeit, um die Abkehr von der in dieser Welt festgelegten Ethik und Moral dem wahren Christen zur Pflicht zu machen? Daß die Voraussetzungen für den Ausbruch des Weltkrieges sich innerhalb der „Kultur des Westens" entwickelten, spricht doch für Dostojewskis Wahrnehmung in allem Wesentlichen und bezeugt ihn als einen Seher, der in der Darstellung seiner Menschen und ihrer Abkehr von dieser Kultur eine Warnung aufleben ließ, die von dieser Kultur festgelegte Ethik und Moral zu betätigen. Denn so, wie diese sich zeigte, war sie gewiß nicht im Sinn des Evangeliums und doch hätte sie so sein sollen, ja müssen, wenn sie nicht Schein, Trug und Lüge war, weil ihr Festgelegtsein damit zusammenhing, daß die Kirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, in offizieller Geltung steht. Von einer festgelegten Ethik und Moral, die unter denen, die sie pflegten, den Ausbruch des Weltkrieges nicht verhindern konnte, sich abzukehren, ist

darum jedenfalls als ein Näherkommen dem wahren Christlichen anzusehen und nicht „als ein völlig amoralisches Denken und Empfinden", das den europäischen Geist in seinen Wurzeln bedroht und das man mit „Karamasofferei" zutreffend bezeichnet wähnen könnte. Diese Einfälle des Herrn Hesse machen seine Schrift mehr zu einem Nachtwächter- als zu einem Wächterruf, der getan ist in offenkundiger Besorgnis um das Ansehen der festgelegten Ethik und Moral seiner Mitbürger. So macht dieser Ruf auch aufmerksam auf die Gefahr vor dem „russischen Menschen", den „in seinem Wesen" erkannt zu haben sich Hesse einbildet, wiewohl seine Darlegung zeigt, daß er noch gar nicht erkannt hat, was zum eigentlichen Wesen des Menschen gehört. Aber auf den Kaiser Wilhelm beruft er sich als auf „den Repräsentanten eines Alten, eines Gewesenen, eines jetzt untergegangenen oder doch zweifelhaft gewordenen Europa". Und trauert ernstlich darüber, daß es mit Europa so geworden ist, und schreibt: „Die entschiedenen Anhänger des Gewesenen, die treuen Verehrer einer geheiligten edlen Form und Kultur, die Ritter einer bewährten Moral, sie alle können diesen Untergang nur aufzuhalten suchen und trostlos beweinen, wenn er eintritt."

Ebenbürtig einer solchen Anschauung ist die Aussage: „Der Mensch, zwischen Tier und ferner Menschenzukunft unterwegs, hat stets viel, unendlich viel in sich zu unterdrücken, zu verstecken, zu leugnen, um ein anständiger Kerl und zur Sozialität fähig zu sein. Der Mensch ist voll von Tier, voll von Urwelt, voll von riesigen, kaum bezähmbaren Trieben einer tierischen, grausamen Selbstsucht. Alle diese gefährlichen Triebe sind da, sind immer da, aber die Kultur, die Übereinkunft, die Zivilisation hat sie verborgen, man zeigt sie nicht, man hat von Kind auf gelernt, diese Triebe zu verstecken und zu leugnen." Mit einer Beschaffenheit, wie sie diese Aussage verrät, gesellt sich

der Verfasser zweifellos zu den „treuen Verehrern einer geheiligten edlen Form und Kultur", zu den „Rittern einer bewährten Moral", und verficht den Geist Europas gegen den „russischen Menschen", von dem er sagt: „diesen Menschen des Untergangs, dies furchtbare Gespenst, hat Dostojewski heraufbeschworen". Hesse scheint so im Banne der „bewährten Moral" zu stecken, daß er sich darüber hinaus auf moralische Bedenken nicht gerne einlassen will, etwa auf dieses: daß leugnen an sich schlecht ist, daß gefährliche Triebe verstecken sie noch gefährlicher macht, daß man also durch die „Kultur", die „Übereinkunft", die „Zivilisation" von Kind auf Schlechtes gelernt und dieses Schlechte (nämlich: daß man stets viel zu verstecken und zu leugnen hat) deshalb gelernt hat, „um ein anständiger Kerl und zur Sozialität fähig zu sein". Was noch übrig bleibt von der bezeichnenden Aussage dieses Ritters einer bewährten Moral, der für den Geist Europas sich zur Wehr und Abwehr setzt, ist die Anschauung, daß der Mensch „zwischen Tier und ferner Menschenzukunft unterwegs" ist, eine Anschauung, die zweifellos ganz unchristlich ist und der gröbsten Evolutionslehre das Wort redet; dabei ist völlig außer Acht gelassen, daß dem Geist Europas, in dem doch überall die Kirche, die als Kirche Christi auftritt, offizielle Geltung hat, doch auch etwas vom Christlichen innewohnen müßte, wenn alle europäische offizielle Christlichkeit nicht nur Schein, Trug und Lüge sein soll. Ist sie das, dann sind aber auch Tier und Urwelt, selbst wenn sie „von riesigen, kaum bezähmbaren Trieben" voll sind, immer noch eher besserungsfähig als der von Schein, Trug und Lüge beherrschte Mensch, der jene Triebe versteckt hält und sie leugnet. So ergibt sich, daß der Mensch der sogenannten Zivilisation, der „Kultur des Westens", zwischen Tier und Urwelt unterwegs sein muß, um erst Mensch, das heißt: religiöser Mensch werden zu

können, Mensch, wie er von Gott gewollt ist. Dieser Menschwerdung steht Dostojewski gewiß nicht im Wege, wohl aber das Chaos, das platte Durcheinander in der Verfassung des Verfassers dieses Blicks ins Chaos, der in Kaiser Wilhelm einen Seher und Propheten erblickt und ihm — weil er die Völker Europas ermahnt hat, „ihre ‚heiligsten Güter' gegen die aus dem Osten andringende Gefahr zu wahren", und den Ausspruch getan haben soll: „Den Krieg gewinnen wird die Nation, welche die besseren Nerven hat" — nachsagt: „So hat, in seiner Weise, auch der Kaiser zweimal den Untergang Europas vorausgeahnt und sogar prophezeit."

Herr Hesse meint im Ernst, daß die Deutschen schlechte Nerven hatten, „höchstens bessere als die Russen", und daß daher der Ausspruch des Kaisers seine Richtigkeit habe. „Denn, schlechte Nerven haben", — meint er — „das ist der volkstümliche Ausdruck für Hysterie und Neurasthenie, für moral insanity und alle diese Übel ... die aber in ihrer Gesamtheit genau gleichbedeutend sind mit Karamasofferei." Warum er das sagt, erhellt der Ausspruch: „Deutschland stand den Karamasoffs, stand Dostojewski .. unendlich viel williger und schwächer offen als jedes andere europäische Volk, Österreich ausgenommen." Die „Karamasofferei" kann Hesse eben nicht verschmerzen, denn sie trägt gewiß dazu bei, seine Weisheit als Naseweisheit zu enthüllen. So hat er auch die Aussage des Kaisers falsch gedeutet. Denn unter „besseren Nerven" verstand der Kaiser ein robustes Gewissen, also wohl eher Gewissenlosigkeit und Brutalität, die sich aus Gewalttaten nicht viel macht, auch Verstellung, jedenfalls Fernsein von Sinn für Verantwortlichkeit. Auf diesem Feld stellte er seinen Mann. (Dafür zeugt doch die Art, wie er auf der Flucht nach Holland, auf der Flucht vor den Folgen seiner Kriegsführung, die ihm begegnenden Truppen täuschend

begrüßte; zeugen seine unwahren „Memoiren"; zeugt auch seine neue Heirat in Holland. Und diese „starken Nerven" kamen freilich noch mehr in Österreich zur Geltung unter den militärischen Machthabern und Untermachthabern, man denke an den Massenmord zu Kragujevac.) Er, als der eigentlichste Repräsentant dieser besseren Nerven, unterlag jedoch gründlich, ebenso gründlich Österreich; Rußland aber mit seinen vermeintlich allerschlechtesten Nerven ist heute noch die härteste Nuß, an der sich auch die Sieger noch die Zähne ausbeißen werden. Nein, Kaiser Wilhelm war weder Seher noch Prophet, auch nicht in „seiner" Weise, wie Herr Hesse, der ein großer Philister ist, meint. Doch genug, schon hat er den kaiserlichen „Propheten" wieder vergessen und faßt den richtigen ins Auge. „Ein Prophet ist ein Kranker, so wie ja auch Dostojewski wirklich Hysteriker, beinahe Epileptiker war." Wie albern und falsch! Dostojewski w a r Epileptiker, und er hat, was er war, nie verheimlicht und konnte es wohl auch nicht. Vielleicht aber darf man in Hermann Hesse, so wie er sich hier gibt, einen Hysteriker vermuten? Geht doch all der heimliche Ärger, den die Naseweisheit des Bürgers gegen das gläubige Genie im Busen birgt, ja fast etwas wie Haß in dem folgenden Satz um, der auf Dostojewski gemünzt ist: „Ein Prophet ist ein solcher Kranker, dem der gesunde, gute, wohltätige Sinn für die Selbsterhaltung, der Inbegriff aller bürgerlichen Tugenden, verloren gegangen ist." Und das ist das große Wissen dieses guten Bürgers: daß „die Antike, jene erste glänzende Prägung europäischer Kultur, nicht an Nero zugrunde gegangen ist, und nicht an Spartakus, und nicht an den Germanen, sondern ‚nur' an jenem aus Asien kommenden Gedankenkeim, jenem einfachen, alten, schlichten Gedanken, der längst da war, der aber damals die Form der Lehre Jesu angenommen hatte".

Auch in Hesses „Gedanken zu Dostojewskis ‚Idiot'" geht gerade der kläglichste und hinfälligste Gedanke Nietzsches um und macht sich gespreizt geltend in der Aussage: „— ein Zug noch, ein wichtiger freilich, fällt mir an Myschkin als jesushaft auf: seine zaghafte, krankhafte Keuschheit. Die verheimlichte Angst vor dem Geschlecht und der Zeugung ist ein Zug, der dem ‚historischen', dem Jesus der Evangelien nicht fehlen dürfte, der auch deutlich mit zu seiner Weltmission gehört. Sogar ein so oberflächliches Jesusbild wie das von Renan entbehrt dieses Zuges nicht ganz." Abgesehen davon, daß auch das Jesusbild eines Renan zweifellos ungleich mehr Tiefe und Selbständigkeit aufweist, als eine Arbeit von Hermann Hesse je aufweisen wird, tut diese Aussage kund, daß Herr Hesse auch für das Evangelium keine Ohren hat, die hören; sonst könnte er den Tadel, der in seiner Aussage liegt, höchstens gegen Vertreter der katholischen Kirche, aber nicht gegen Jesus vorbringen. Es genügt der Hinweis auf Jesu Verhalten zur Ehebrecherin, zur öffentlichen Sünderin, zum samaritischen Weib am Brunnen, das fünf Männer gehabt und auch dem sechsten, den sie hatte, nicht vermählt war (von diesem Weibe könnte übrigens Hesse auch belehrt werden, was ein Prophet in volkstümlicher Auffassung ist), es genügt, sich zu vergegenwärtigen, wie sich Jesus über die von ihm stets gebilligte Ehe („werden die zwei ein Fleisch sein") ausspricht: und das Erzwungene und Dumme, das in jener Annahme liegt, liegt klar zutage. Die selbstverständliche Art, wie Hesse den Tadel vorbringt, wiewohl er ihn nur von Nietzsche übernommen hat, hat etwas krankhaft Naseweises an sich, ja seine ganze Art, die gerade für Verkennungen ein so empfängliches Ohr zeigt, mutet in der Tat etwas hysterisch an. So erwähnt er auch, daß er, wenn er an Jesus denke, ihn zuerst immer „in dem Augenblick" sehe, „wo er im

Garten Gethsemane den letzten Kelch der Vereinsamung trinkt, wo die Wehen von Sterbenmüssen und höherer Neugeburt seine Seele zerreißen, und wie Jesus da, in einem letzten rührenden Kinder-Trostbedürfnis, sich nach seinen Jüngern umsieht, ein wenig Wärme und Menschennähe, eine flüchtige holde Täuschung inmitten seiner hoffnungslosen Einsamkeit sucht — und wie da die Jünger schlafen!... jetzt, im Augenblick der unerträglichen Qual, wendet er sich um nach diesen Genossen, nach diesen Einzigen, die er hat, und ist so ganz aufgeschlossen, so ganz Mensch, so ganz Leidender, daß er ihnen jetzt näher zu kommen vermöchte als jemals sonst, daß er an jedem dümmsten Wort, an jeder halbwegs freundlichen Gebärde etwas wie Trost und Aufrichtung finden könnte — aber nein, sie sind nicht da, sie schlafen, sie schnarchen. Dieser grauenhafte Augenblick," sagt Hesse, „ist mir schon seit sehr früher Jugend tief eingeprägt."

Abgesehen davon, daß diese Schilderung wohl Empfindelei, aber keine Christusgläubigkeit und keine Christuserkenntnis aufweist, ist dabei höchst merkwürdig, daß sich dem Schilderer der Vorgang, daß Jesus seine Jünger schlafend fand — daß sie schnarchten, ist wohl Hesses Erdichtung — als „grauenhafter Augenblick" eingeprägt hat, wohingegen der Weltkrieg mit seinen Greueltaten so wenig Eindruck auf ihn gemacht hat, daß er ihm, der doch in dieser Welt des Weltkriegs lebte, den Glauben an „die Ritter einer bewährten Moral" nicht nehmen konnte. Da denke ich, daß es doch wahrlich gerechtfertigter ist, eine solche Empfindelei hysterisch, als Dostojewski einen Hysteriker zu nennen. Jesus empfand es gewiß nicht als grauenhaft, die Jünger schlafend zu finden; das besagen seine Worte: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach", die kaum einen Tadel enthalten. Es ist auch beinahe selbstverständlich, daß die Jünger schliefen, war

doch die Nacht schon weit vorgerückt, und jene sich nicht bewußt, was Jesus bevorstand; so überwältigte sie die natürliche Müdigkeit.

Auch zu diesem Vorgang die Parallele bei Myschkin, dem „Idioten", zu finden (wie Hesse es tut), ist irrig. Wohl ist an Fürst Myschkin eine Vereinsamung wie an Jesus wahrzunehmen, aber aus ganz anderem Grunde. Im Roman ist Myschkin der Repräsentant des Christlichen als des Rein-Menschlichen. So hat er schließlich beide Parteien, die sich in seiner Wohnung zusammenfinden, gegen sich: „Die Eleganten, die Weltleute, die Reichen, Mächtigen und Konservativen" ebenso wie die gegnerisch eingestellte Jugend, „die Revolutionäre und Nihilisten", weil die Wege und Ziele beider Parteien von dieser Welt sind, also aufgespürt sind von Weltsinn, der weltliche Aufgaben stellt. Hier ist also die Vereinsamung durch Gegnerschaft bewirkt, weil wer wahrhaft das Christliche existenziell dartut, die zu Gegnern haben muß, deren Reich von dieser Welt ist. Völlig verschieden davon ist die Vereinsamung Christi auf dem Ölberg, die Jünger sind ihm redlich zugetan und seine Weisungen ihnen Diktat, dem sie ernstlich nachzukommen streben und das in ihnen auch den Widerweltsinn wacherhält. Die Vereinsamung Christi ist die des Vollendeten, des Reinen Menschen, des Menschen, den niemand einer Schuld zeihen kann, ist die des Messias, dessen Einzigartigkeit — als die der Wahrheit im absoluten Sinn, die er ist — mit sich bringt, daß auch seine Aufgabe einzigartig ist und ihn in seinen höchsten Erlebnisaugenblicken völliger Vereinsamung aussetzen muß. So ist diese Vereinsamung nicht durch Gegnerschaft, sondern durch Anhängerschaft, die ihn nicht erreicht, bewirkt.

Sehr bezeichnend für Hesse als Weltmann und Weltchristen, der nicht weiß, was christlich ist (wiewohl das

Christentum nun beinahe 2000 Jahre bestehen soll, einer Kirche nach, die freilich selber es nicht pflegt und pflegen kann) ist, welche Art Denken er an Myschkin wahrnimmt. So sagt er: „Sein Denken ist jenes, das ich das ‚magische' nenne. Er leugnet, dieser sanfte Idiot, das ganze Leben, das ganze Denken und Fühlen, die ganze Welt und Realität der anderen. Für ihn ist Wirklichkeit etwas vollkommen anderes als für sie. Ihre Wirklichkeit ist für ihn schattenhaft. Darin, daß er eine ganz neue Wirklichkeit sieht und fordert, wird er ihr feind." Man hört doch klar aus diesen Worten, daß aus Myschkin — und mit dieser Figur hat ja Dostojewski nichts als existenzielle Christlichkeit dieser Welt gegenüber gestellt, also etwas, das von einer wahren Christenheit als das Vertrauteste, Heimischeste, Eigenste erkannt werden müßte, nämlich: als ihre wahre Wirklichkeit gegenüber dieser Welt des Scheins, des Trugs und der Lüge — daß also auch zu Hesse aus dieser Figur eigentlich etwas ganz Fremdes, Neues, Unerwartetes spricht, mit dem er nichts rechtes anzufangen weiß. So nennt er es „magisch". Ja, es ist etwas Magisches, ganz und gar Fremdes, Unheimliches, das Christliche für die Christenheit! Und daß es sich so verhält, ist darauf zurückzuführen, daß die Kirche Weltbildung ist und für Christentum Kirchentum gesetzt hat, das die christliche Forderung zu einer formellen statt zu einer existenziellen macht. So kann sich mit ihr der gröbste Evolutionsglaube noch gut vertragen, indem er, wo Kirchentum gepflegt wird, auch eine Höherentwicklung wahrnehmen muß, da ja der Mensch, als vom „Ungeordneten", vom „Tier", ja vom „Urschlamm" herkommend, Kirchentumpflege nicht gekannt hat. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn ein christlich-weltlich Gebildeter, der typische Hesse, seine „Gedanken zu Dostojewskis ‚Idiot'" also chaotisch abschließt: „Die Zu-

kunft ist ungewiß, der Weg aber, der hier gezeigt wird, ist eindeutig... Er führt über Myschkin, er fordert das ‚magische' Denken, das Annehmen des Chaos, Rückkehr ins Ungeordnete, Rückweg ins Unbewußte, ins Gestaltlose, ins Tier, noch weit hinter das Tier zurück, Rückkehr zu allen Anfängen. Nicht, um dort zu bleiben, nicht um Tier, nicht um Urschlamm zu werden, sondern um uns neu zu orientieren, um an den Wurzeln unseres Seins vergessene Triebe und Entwicklungsmöglichkeiten aufzufinden, um...."

Doch brechen wir ab. Was und wie immer es sei und werden wird, nie wird eine Orientierung imstande sein, die Ur-Orientierung aufzuheben, die der Glaube gibt: daß im Anfang das Wort war und das Wort bei Gott und Gott das Wort war, und daß mit Gottes Wort, daß „alles sehr gut war", auch im Anfang die Vollendung war, die immer wieder sein wird, wenn das Wort, das im Anfang war und sich geltend macht als das waltende Gesetz, auch im Menschen existenzielle Geltung erlangt haben wird.

* * *

In den Briefen Dostojewskis an seine Frau über die Puschkinfeier (ich las sie in der Zeitschrift „Der Neue Merkur") spricht Dostojewski auch von dem Empfang, der ihm in Moskau zuteil geworden war. Es ist die Rede von den Vorträgen im „Adelsklub", wo auch er gelesen hatte. „Während der Pause," schreibt er, „ging ich durch den Saal, und eine Menge Menschen, Jünglinge, Greise und Damen, stürzten sich auf mich und sagten: ‚Sie sind unser Prophet, wir sind bessere Menschen geworden, als wir Ihre Karamasow lasen!' Kurz, ich konnte mich von der ungeheuren Wirkung der ‚Karamasow' überzeugen." Die

eigentliche Puschkin-Rede hielt er am folgenden Tag. Von ihrer Wirkung berichtet er: „Im Publikum weinten Viele, fremde Menschen umarmten einander und schworen, besser zu werden und einander künftig nicht mehr zu hassen, sondern zu lieben... Plötzlich kommen zwei fremde alte Herren mit den Worten auf mich zu: ‚Wir sind zwanzig Jahre lang Feinde gewesen und haben miteinander nicht gesprochen — jetzt aber haben wir uns umarmt und versöhnt. Sie haben zwischen uns Frieden gestiftet. Sie sind ein Heiliger, unser Prophet.‘ “ Und Dostojewskis Freund Strachoff sagt in Bezug auf die Rede: „Ist es mir doch, als hörte ich in diesem Augenblick, wie über der atemlosen Stille der ganzen großen Versammlung seine Stimme sich erhob: ‚Demütige dich, stolzer Mensch, arbeite, müßiger Mensch!‘ “; und Strachoff bemerkt ausdrücklich, daß es der „Inhalt der Rede“ war, „der die Kraft des Vortrags ausmachte“.

Auf das Zitierte verweise ich mit Bedacht. Denn mir liegt daran, daß wahrgenommen werde, wie an Dostojewski das Hinstreben zum elementar Menschlichen, zum Menschlichen vor dem Sündenfall, das ja auch das Christliche ist und für jeden — da ja jeder am Sündenfall beteiligt ist — ein Sühnenwollen in sich schließen muß, das Wesentlichste ist. Schon in „Raskolnikoff“ kommt es zum Ausdruck. „Der Idiot“ und besonders die „Karamasoff“ bringen es verstärkt — denn Dostojewski ist in seinem Wesentlichsten immer stärker geworden —, und in der Rede zur Puschkin-Feier, die in ihrer ganzen Weite wie in ihrer Tiefe bewegt ist von der Forderung: „Demütige dich, stolzer Mensch, arbeite, müßiger Mensch!“ erklingt dasselbe, es liegt ihr eine Mahnung des Christlichen zugrunde. Den Forderungen der „christlichen“ Großstaaten, der Staaten der „Kultur des Westens“, ist freilich das von Dostojewski Gewollte so entgegen-

gesetzt, daß sie, die mit ihrem eigenmächtigen Hochhinauswollen Gott gegenüber nichts als den Sündenfall beständig grandios erneuern und vermehren, jenes als „magisch" empfinden müssen, eben weil ihnen die wahre Beschaffenheit des Christlichen völlig fremd geworden ist. Darum kann man sagen: Dostojewskis Abneigung gegen die „Kultur des Westens" ist geradezu christlich begründet, ja eine Notwendigkeit vom christlichen Standpunkt, der nur der des vollendet Geistigen und Religiösen von jeher ist und sein kann. Oder könnte er auch ein anderer sein? Könnte sich denn Christus auf Moses und die Propheten berufen, den Glauben Abrahams gut heißen und sagen, daß er — als die Wahrheit, die er ist — war, ehedenn Abraham war? —

Wie nimmt sich nun aber, so betrachtet, das Gerede von „Karamasofferei" aus, mit dem ein christlicher Literat — oder hat Herr Hesse Lust, sich als Nichtchristen offen zu bekennen? — der Wirkung Dostojewskis entgegentreten will, wobei sein christlicher Verstand seinem gewiß unchristlichen Evolutionsglauben so willfährig ist, daß er die europäische Menschheit von Dostojewski zum Urschlamm zurückgeführt sieht, freilich „nicht um dort zu bleiben, — sondern um uns neu zu orientieren?"! Ich rate Hesse, die Orientierung vorher vorzunehmen, damit er auseinander halten lerne, was „die bewährte Moral" dieser Welt und was das Christliche ist, dem Dostojewski bewußt zugestrebt hat. Es ist auch von Dostojewski selbst bezeugt, daß er sich zu Christus bekannt hat. Zu seinen letzten notierten Gedanken, die uns Strachoff überliefert, gehören auch die folgenden:

„Ich glaube an Christus und bekenne mich zu diesem Glauben nicht wie ein Kind, sondern mein Hosianna ist durch das große Fegefeuer der Zweifel hindurch gegangen."

„Wenn wir nicht im Glauben und in Christus eine Autorität hätten, würden wir uns in allem verirren."

„Christus habe sich geirrt — das sei erwiesen! Doch dieses brennende Gefühl sagt: lieber bleibe ich bei meinem Irrtum mit Christus als mit Euch." (Das ist zu dieser Welt geredet.)

Freilich findet sich bei Dostojewski auch manche Bemerkung über das Christliche, die der Auffassung des Christlichen, wie die Kirche sie gezüchtet hat, entgegensteht. So sagt er einmal: „Der Großinquisitor" — und mit diesem hat er ja die römische Kirche gemeint — „ist allein schon deshalb unmoralisch, weil sich in seinem Herzen und Gewissen die Idee festsetzen konnte, Menschen zu verbrennen sei notwendig." Weiters: „Einen Menschen, der Ketzer verbrennt, kann ich nicht für moralisch erklären, denn ich erkenne eure These nicht an, nach welcher Moral Übereinstimmung mit den inneren Überzeugungen sei. Für mich ist das Beispiel und Ideal aller Moral Christus. Ich frage: hätte er Ketzer verbrannt? — Nein. Also ist es eine unmoralische Handlung." Also — sage ich — hat die angebliche Kirche Christi jahrhundertelang widerchristlich und unmoralisch gehandelt! Das läßt sich nicht mehr ungeschehen machen und erklärt wohl auch die Herkunft und das Geltunghaben des Widerchristlichen und Unmoralischen in dieser christlichen Welt.

Was als das Wesentlichste aus Dostojewski spricht, hat darum auch etwas von dem Licht an sich, das nicht von dieser Welt ist; es erhellt deren Beschaffenheit so, daß all ihr Schlechtes zutage tritt. So hat Dostojewski natürlich gegen sich, was die Anwartschaft auf eine bewährte Moral für sich beansprucht, also auch die offizielle Kirche und zwar zunächst wieder die römische. Kein Wunder, daß einer ihrer neuesten Apologeten, der deutsche Professor Carl Schmitt, der sich kirchenpolitisch genügend

versiert zeigt, um für das wahre Christliche nichts mehr übrig zu haben, den potenziellen Atheisten in Dostojewski hervorkehrt und die Darstellung des „Großinquisitors" (der bei Dostojewski bekanntlich das antichristliche Prinzip vertritt) mit der Behauptung zu entkräften sucht: „Hier hat Dostojewski mit großer Gewalt seinen eigenen, potenziellen Atheismus in die römische Kirche projiziert." Den eigenen, jawohl, aus dem er kein Hehl zu machen brauchte, da er zugleich sichtbar machen konnte, daß sein Glaube ihm gewachsen war. Was aber in diesem Fall das Ausschlaggebende ist: Nie konnte es Dostojewski einfallen — das geht aus seiner „Projektion" hervor —, gerade das der römischen Kirche zuzutrauen, was nicht nur der Anlage nach, sondern w i r k l i c h in ihm mächtig und seinem potenziellen Atheismus eben völlig überlegen war: seinen unbedingten und entschiedenen, seinen unerschütterlichen Christusglauben. O, diese Welt, die sich in den Apologeten der römischen Kirche immer wieder geltend macht und sie nur darauf bedacht sein läßt, alles gegen diese offizielle Kirche Gesagte — und sei es noch so berechtigt — so zu wenden, daß ihre weltliche Machtstellung darunter nicht leide. Im übrigen begnüge ich mich damit, nochmals darauf hinzuweisen, daß die landläufig-bewährte kirchenchristliche Moral das Entstehen des Weltkrieges nicht verhindert hat und ihm noch immer kein Ende zu setzen vermag; wohingegen Dostojewski doch bisweilen durch die Macht seiner Darstellung eine Moral zu wecken vermochte, die sich in der Tat bewährt hat und weiterwirkt; man erinnere sich bloß, wie „eine Menge Menschen, Jünglinge, Greise und Damen" auf ihn zustürzten und ihm gestanden: „Wir sind bessere Menschen geworden, als wir Ihre ‚Karamasow' lasen", oder gar, wie nach der Puschkin-Rede „fremde Menschen einander umarmten und s c h w o r e n, b e s s e r z u w e r-

den und einander künftig nicht mehr zu hassen, sondern zu lieben". Wenn das der potenzielle Atheismus eines gläubigen Menschen zustande bringt, dann erkläre ich und will es jederzeit vor Gott verantworten, daß so ein potenzieller Atheismus in seiner Wirkung christlicher ist als alle Massengläubigkeit einer Kirchenchristlichkeit, die das Gewissen jener nicht belastet hat, die andersgläubige Menschen als Ketzer verurteilen und verbrennen ließen.

* * *

„Dieses ganze, weite, große Rußland Dostojewskis, Bakunins, Lenins: Caliban, dessen Gesicht sich vor Wut verzerrte, als er es im Spiegel sah," heißt es in einer Besprechung jener Schmitt'schen Schrift, die den Titel führt „Römischer Katholizismus und politische Form". Der Satz ist nicht apostrophiert, ist also wohl nicht wörtlich, aber dem Sinne nach vom Verfasser der Schrift. Da zudem Lenin als „der Nachfolger Dostojewskis" bezeichnet und Bakunin mit diesem auf eine Stufe gestellt wird, ist der Leser auch berechtigt zu lesen: das Rußland Dostojewskis, Rußland als Schöpfung Dostojewskis, also eigentlich: Dostojewski; dann haben wir diesen hingestellt als „Caliban, dessen Gesicht sich vor Wut verzerrte, als er es im Spiegel sah". Da kann ich nur mehr staunen über die skrupellose Fratze einer westeuropäischen Intelligenz, die glaubt, einer Erscheinung von der Bedeutung Dostojewskis auf solche Art heimleuchten zu können. Es bezeugt mir wiederum die „bewährte" Moral der römischen Kirche, die sich anzueignen jeder Gefahr läuft, der heute noch als ihr Apologet auftritt.

Was aber Lenin betrifft, so ist er gewiß kein direkter geistiger Nachfolger Dostojewskis. Die Sache liegt anders. Die „Kultur des Westens" war es, nach deren Methoden die Machthaber in Rußland trotz Dostojewskis Mahnung

weiter ihre Politik betrieben. Dafür spricht, daß auch Rußland ohne Notwendigkeit den Krieg aufnahm. Die Schuld des Zaren war Schwäche, die Schuld der operierenden politischen Machthaber aber war ihre westlich orientierte Nichtswürdigkeit. Nun erst setzt im russischen Volk die Reaktion der Bodenständigkeit ein und sagt sich: auch Dostojewski, unser Prophet, umsonst! Mit Füßen getreten, was sein wahrer Christusglaube verkündet hat! Auch wir den falschen Christen mit ihrer verlogenen Kultur und ihrer unersättlichen Machtgier ausgeliefert! Nieder mit dem allen und lassen wir Gott aus dem Spiel! Glauben wir nur mehr an uns selbst und was wir mit unserer Kraft erringen! Darum vorwärts mit Gewalt! — So machte das bodenständige Rußland die offene Gewalt zu seinem Recht, mit der es die Menschenrechte auf Erden ohne Gott festigen wollte. Das ist gewiß eine ungeheure Verirrung, aber sie wird verständlich, wenn man sich das Treiben dieser Welt vergegenwärtigt, die sich christlich nennt, wiewohl ihr Sinnen und Trachten nicht eine Spur von wahrem Gottes- und Christusglauben aufweist, wohl aber oft und andauernd eine ungeheure Verletzung der Menschenrechte. Unter diesen Umständen frägt es sich doch wohl, ob „der Kampf der Scythen gegen Rom", den unser Apologet von Dostojewski geführt sieht, nicht noch einmal ein Kampf für Menschenrechte wird, die Rom oft genug gewaltsam verletzt hat; denn dieses Rom mit „gewaltloser Autorität" zu identifizieren, das konnte wirklich nur dem Kopf eines deutschen Professors einfallen.

Mag Dostojewski in manchem auch geirrt haben, sein Wesentlichstes stellt ihn auf Seite der Wahrheit. Sein Satz: „Man versteht Rußland nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Glauben", ist nicht nur wahr, sondern hat Geltung für jeden Menschen, für jedes Volk, für jedes

Reich. Denn man versteht einen Menschen, ein Volk, ein Reich wirklich nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Glauben. Es besagt: man muß selber gläubig sein, um eines Menschen, eines Volkes, eines Reiches Wert und Festigkeit, die nur wahre Gläubigkeit verleiht, beurteilen zu können. So spricht auch der zitierte Satz für Dostojewski als einen wahrhaft Gläubigen. Und diese Gläubigkeit begreift auch eine Moral in sich, die sich bewährt. Das fand auch der Moralist Tolstoi, der Dostojewski sagen ließ, „daß er ihn liebe".

Aber diese Welt der Zivilisation, der „Kultur des Westens", in der das Christentum offiziell auftritt, bezeugt durch ihre maßlos machtgierige Politik immer wieder, daß ihre Moral sich nicht als christlich bewährt hat und sich nie als christlich bewähren wird. Ist doch leicht wahrzunehmen, daß die Völker und Staaten dieser Welt im Verkehr miteinander einzig den Grundsatz betätigen: Entweder habe ich von Dir Gewinn, oder Du bist mein Todfeind. Nochmals nach dem Vertrag von Versailles gesehen: was ist er, christlich bewertet? Ist auch nur ein Körnchen Christlichkeit in diesem Diktat, das doch das Werk der Vertreter christlicher Völker und Staaten ist? Ist es nicht vielmehr ein Ausfluß von Haß und Rachsucht, von Gewinngier und Ausbeutertum? Und doch stieß der Vertrag bei den Siegern auf keinen Widerspruch von kirchlicher Seite, im Gegenteil. Die Politik der offiziellen Kirche zeugt eben immer wieder dafür, daß das Reich der Kirche von dieser Welt ist. Dem gegenüber hat der ausgesprochene Nichtchrist fast mehr Christliches an sich. Zumeist ist auch mehr Menschlichkeit und weniger von der unersättlichen Machtgier dieser Welt in jeder Politik gelegen, die offen als unchristlich auftritt. Im schlimmsten Falle hat man dann das Übel offen vor sich und kann sich dagegen verwahren. Aber der Anschein, den sich

diese Welt gibt, die sich christlich nennt, weil sie sich mit Hilfe der Kirche das Beste, das je auf Erden Betätigung fand, nominell angeeignet hat — denn faktisch ist sie ja der Gegensatz zu ihm —, bringt eine so maßlose Verwirrung in das Verhalten der Menschen, daß sich kein Ausweg mehr finden lassen will. So wimmelt es in den christlichen Reichen und Staaten von Gesetzen, die alle wider das Gesetz sind, das in sich zu erschließen dem Menschen einzig Ordnung und Heil bringt. So ist diese christliche Welt der Herd aller Gewalttätigkeit geworden. Und ihren Fortschritt im Üblen bezeugt die Erfindung und Verwendung immer tückischerer und grauenhafterer Gewaltmittel. Hatte man vor Zeiten noch soviel Anstand, sich nur der zulässigen Kampfmittel zu bedienen, so setzt man jetzt seinen Ehrgeiz darein, sie über alle herkömmliche Zulässigkeit hinaus mit möglichst verheerender Wirkung auszustatten. Und kämpfte man früher, den Gegner vor Augen, so, daß sich die schrecklichen Folgen des Kampfes den Kämpfenden unmittelbar aufdrängten: die Leiden der Verwundeten, die Not der Sterbenden, das Starren der Toten, so kann man jetzt, auch feiernd bei Gelagen, auf riesige Entfernungen mit giftigen Gasen ungeheure Verheerungen anrichten, ohne ihrer im geringsten gewahr zu werden. So tötet man, ohne zu sehen, was töten heißt, ja man vergißt vielleicht darauf, daß man tötet und tötet; und tötet so weiter. So fröhnt man geradezu der Übertretung des Gebotes: Du sollst nicht töten! Es gehört zum Fortschritt dieser Welt, die einzig fortschreitet in der Entmenschung des Menschen. Der Mensch ist nicht mehr. Denn er, der in Wahrheit erst ist im Anschluß an das Wort, das im Anfang und bei Gott war, hat sein eigenes existenzloses Wort, das immer nur ist, um nicht zu sein, gegen das Wort gesetzt, das im Anfang war und ist und immer sein wird, und so

verlor er sein Sein, das ihm erst wieder wird im Anschluß an das Wort, das im Anfang war und zu dem einzig führt die Befolgung der Gebote Gottes und die Weisungen dessen, der das Wort erfüllend gelebt hat. Die „Kultur des Westens" und ihr Kirchenchristentum, das das Reich Christi zu einem Reiche dieser Welt und damit zum Widersacher Christi, des Reinen Menschen, gemacht hat, scheint wirklich der Vernichtung preisgegeben zu sein. Von Machtgier und Hochhinauswollen besessen, erkennt sie nicht mehr die geistigen Existenzbedingungen des Menschen und tritt sie mit Füßen. Nur der Machtstandpunkt findet noch Interesse, der Rechtsstandpunkt gilt nichts mehr. Die großen Siegerstaaten: England, Frankreich, Italien, feiern Triumphe ihrer inneren Kleinheit. Aber auch das geschlagene Deutschland krankt noch immer an Eigendünkel, und doch gäbe gerade seine Niederlage die Anweisung zu seiner Gesundung. Leider scheint es nicht genug von seinem Mißgeschick gelernt zu haben. So haben auch in Deutschland noch lange nicht seine besten Männer die Führung, und es ist höchst zweifelhaft, ob es je dazu kommt, denn auch in ihm hat die „Kultur des Westens" zu sehr Macht gewonnen. Da es leidend dasteht, steht es immerhin ungleich freier von Schuld da als England, dessen Imperialismus schamlos genug sich geltend macht und das mit der Verdrängung Mac Donalds, seines besten Mannes, aus führender Stellung nur wieder bezeugt hat, daß sein Großhandelssinn fern dem Geist ist, groß zu handeln. Je mehr einer Mensch ist — Mac Donald gab Gandhi, dem großen Führer der Inder, die Freiheit wieder — umso weniger duldet ihn die „Kultur des Westens", in der die ruchlose Machtgier, Gewinnsucht und Heuchelei dieser Welt zum Ausdruck kommt, an führender Stelle. Und das ist überall so, wo diese „Kultur des Westens" entscheidenden Einfluß gewonnen hat. Da-

her ist für Dostojewski, den Christen, die Ablehnung dieser Kultur — geistig und religiös gesehen — geradezu eine Notwendigkeit. Die Machthaber der europäischen Großstaaten sind heute durchwegs ungeistig und irreligiös, mögen sie sich noch so „christlich" gebärden. Man sehe wohin man will: England, Frankreich und Italien — Deutschland als Ausbeutungsobjekt der „christlichen" Sieger kommt zunächst weniger in Betracht, weil auch sein Schlechtes, aus Not getan, weniger schlecht ist — sie alle reden der rohen Gewalt das Wort und zeigen nur Sinn für Macht auf Kosten des Rechtssinns. Wie unmenschlich verweltlicht im Vergleich zum Verhalten Mac Donalds nimmt sich doch das seiner imperialistisch gesinnten Nachfolger aus; die Grundlagen der angeblich christlichen Staaten — nicht erst die des neunzehnten Jahrhunderts — erweisen sich als morsch und faul; so müssen sie den Staaten, die auf ihnen erbaut sind, den Untergang bringen. Der tollwütige Nationalismus mit seinem nachgerade kindischen Hochhinauswollen wird das Seine dazu tun. Ich frage, wie soll Europa sich noch halten können auf der Grundlage seiner faulen Christlichkeit, die es mit sich gebracht hat, daß seine Staaten und Völker jener wütenden Krankheit unheilbar verfallen sind? Was noch als einigermaßen gut erscheint, wird dem Schlechten ausgesetzt, bis es von ihm infiziert ist. So infizierte Poincaré den ungleich humaneren Herriot. Und in Italien infizierte der Fascismus die Jugend. Bei allen diesen Vorgängen in Europa ist die Kirche mit im Spiele. Zumeist ist es wohl so, daß gewissenlose Machthaber sich ihrer zu bedienen suchen, um sich zu halten. Dafür treten dann diese Machthaber auch für die Kirche ein. Und wo diese nicht zu sehr Gefahr läuft, bloßes Werkzeug zu werden, ist sie jenen zumeist willfährig. Leistung und Gegenleistung wirken sich im Großen und Ganzen dann

so aus, daß die Kirche, die als Kirche Christi auftritt, sich zunächst als ein Reich von dieser Welt geltend macht. An diesem Punkte, also ihrer nächsten Auswirkung nach, begegnen die verschiedenen Kirchen einander; es scheint ihnen allen mehr um einen Platz an der Sonne dieser Welt zu tun zu sein, als um die Verherrlichung Christi.

Und in dieser Zeit einer völligen Verweltlichung des Kichenchristentums glaubt die römische Kirche die günstigen Vorzeichen zu finden, um mit Aussicht auf Erfolg die Rückkehr zu ihr als zur Mutterkirche bei den reformierten Kirchen betreiben zu können. Gut! Es mag Katholiken geben, in denen dieser Glaube redlich wach ist; sie mögen es weiter glauben, sich selber zum Heile. Aber die Kirche, die als politische Institution und Weltbildung, als die sie sich zunächst geltend macht, wissen muß und auch weiß, wie weltlich es mit dem Glauben ihrer Bekenner steht, kann diesen Glauben nicht haben, außer als Machwerk, als Spekulation, als einen neuen Akt von Weltlichkeit. Denn es ist nicht anzunehmen, daß sie, die an ihren Bekennern sehen muß, daß diese mit dem bloßen Sich-zu-ihr-bekennen noch keine Christen sind, noch glauben kann, das bloße Sich-zu-ihr-bekennen mache zu Christen. Als angebliche Kirche Christi aber muß sie Christen haben wollen, und da müßte sie sich eher zu einem entgegengesetzten Akt gedrängt fühlen, zu einer Sondierung, zu einem Ausmerzen. Denn wenn die eigenen Bekenner nicht im geringsten sind, was sie sein sollen, müssen sie durch das Hinzukommen neuer Bekenner, die kommen, um zu sein, was sie sein sollen, nämlich: Christen, zu denen sie die bloße Rückkehr zur vermeintlichen Mutterkirche jedoch noch nicht macht, darin bestärkt werden zu glauben, daß sie doch sind, was sie nicht sind. So erwüchse aus dem Vorgang nur eine Vermehrung des Trugs und Selbstbetrugs. Es ist auch ein ungeheurer Trugschluß, zu glauben, daß mit der Rückkehr

der reformierten christlichen Kirchen zur Papstkirche, als zur angeblichen Mutterkirche, in existenziell christlicher Hinsicht eine Besserung erreicht wäre. Die Besserung, das Sich-nähern dem Sein, wie es christlich sein soll, ist nur zu erreichen durch eine Rückkehr zum Vorbild, zu Christus selbst, durch eine Rückkehr zu Christi Wort und Beispiel.

Je näher man aber diesem Wort und Beispiel kommt, umso mehr muß wahrgenommen werden, wie sehr sich von ihm — und somit auch von der wahren Kirche Christi — die Papstkirche, die in dieser Welt offiziell ist, entfernt hat. Daß eine offizielle Kirche, deren Beispiel dem Beispiel Christi beständig widerspricht, nicht mehr die Mission des Christentums, den Menschen aus dieser Welt herauszuheben, zu erfüllen vermag, wie hoch man auch ihre Liturgie anschlägt, bezeugt die Christlichkeit, die in dieser Welt heimisch geworden ist. Die Urliturgie war jedenfalls auch nicht identisch mit dem katholischen Gottesdienst von heutzutage, von dessen Auswirkung in existenziell christlicher Hinsicht kaum etwas zu spüren ist. Auch die Aussage im Jakobusbrief über Gottesdienst befürwortet nicht die kirchendienstliche Anschauung der Apologeten der Kirche. Wohl aber ist Verwandtschaft mit Jakobus in jeder Geisteshaltung, die redlichen Widerweltsinn aufweist; ist dieser doch das Geeignetste, um den Menschen „von der Welt unbefleckt" zu erhalten. An dieser christlichen Welt mit ihrer „Kultur des Westens" gemessen, berührt schon beinahe jakobisch die Haltung Dostojewskis, wenn er sagt: „Wir werden die ersten sein, die der Welt verkünden, daß wir nicht durch Unterdrückung der Persönlichkeit und fremden Nationalitäten das eigene Gedeihen erreichen wollen, sondern im Gegenteil letzteres nur in der freiesten und selbständigsten Entwicklung aller Nationen und in der brüderlichen Vereinigung suchen." Dem

Machthaber, der dieses Programm zu verwirklichen strebt — wer immer er sei — erkläre ich mich gerne dienstbereit, denn ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß dieses Programm nicht widerchristlich ist und seine Verwirklichung für Europa eine ungleich christlichere Tat wäre als die Einigung der offiziellen Kirchen, die gewiß nicht jene Verwirklichung zur Folge hätte. Ja, je mehr ich das Ansinnen der Papstkirche, das die reformierten Kirchen zur Rückkehr zu ihr zu bewegen sucht, bedenke, umso mehr erscheint es mir als ein bloß äußerliches Vorhaben, mag es auch von redlichen Innenmenschen befürwortet sein. Ja, ich gewahre in solchem Ansinnen eine Sinnesart dieser Welt, einen weltlichen Willen zur Macht, und seine Berechtigung nimmt es oder vielmehr sein Träger, die Papstkirche, aus der Voraussetzung, die unfehlbare Kirche zu sein. Wie aber die Unfehlbarkeit dieser Kirche, die als Kirche Christi so oft wider die Weisungen Christi gehandelt hat, beschaffen ist, ob sie zu Recht besteht oder nicht, das zu erörtern, erfordert ein besonderes Kapitel.

Hier sei nur noch darauf verwiesen, daß, wenn diese Kirche in Glaubenssachen nicht irren kann, sie auch in der Beschaffenheit des Glaubens nicht irren darf und somit nur jenen Glauben als Glauben gelten lassen darf, der sich im Werke zeigt. Daß aber der Glaube, der Andersgläubige als Ketzer verbrannt hat, n i c h t der rechte christliche Glaube ist, das wird jeder einigermaßen redliche Mensch sich eingestehen müssen. Damit erscheint jedoch auch die Voraussetzung, die dem Ansinnen der Papstkirche Berechtigung geben soll, als nichtig dargetan.

Es ist auch gewiß: durch Einigung der offiziellen Kirchen zu einer wird die geographische — also zunächst die europäische — Christenheit nicht aus dem Sumpf dieser Welt gezogen. Das geht überhaupt nicht mehr durch Zusammen-

schluß, sondern nur mehr dadurch, daß man Einzelner wird. Die Forderung Kierkegaards ist, religiös gesehen, eine Notwendigkeit. Ist man erst Einzelner genug, hat man immer Zusammenschluß, aber nicht mehr mit dieser Welt, deren trügerische Riesenfortschritte an scheinbarer Eigenmächtigkeit den Menschen immer mehr dazu verleiten, sich Gott gegenüber auf die eigenen Füße zu stellen. Das bedeutet aber in seiner Gesamtauswirkung die Entmenschung des Menschen, und ihr gegenüber kommt die Tat Christi, der das von jeher Geistige und Religiöse vollendet gelebt hat, als die vorbildliche Menschwerdung des Menschen erst recht zur Geltung. Mit Christus ist daher für alle Zeiten bezeugt, daß das Reich des Mensch gewordenen Menschen nicht von dieser Welt ist und daß der Mensch, der dieser Welt Freund ist, Gottes Feind sein muß. Denn Gott will, daß der Mensch auch in Wahrheit Mensch sei und nicht bloß Mensch zu sein scheine, und er ist erst Mensch, wie er von Gott gewollt ist, wenn er ist im Anschluß an das Wort, das im Anfang und bei Gott war und durch das alles gemacht ist. Der frühe römische Christ setzte auch bezeichnend Verbum für Logos. So sagt der Anfang des Johannesevangeliums: „In principio erat Verbum et Verbum erat apud Deum et Deus erat Verbum." Verbum besagt aber mehr als „das Wort"; es drückt im eminenten Sinn ein Tun aus; so ist es das Wort, das der Zeit, als Ausfluß der Ewigkeit, und dem Raum, als Behälter des Grenzenlosen, gebietet und zwar als das Wort des alleinigen Herrn der Schöpfung, das sich geltend macht als das waltende Gesetz.

Daran halte sich der Mensch! Die Kirche, die als Weltbildung auch von der „Kultur des Westens" in sich aufgenommen hat, vermag diesem „Verbum" nicht mehr existenziell gerecht zu werden. Europa ist nicht ohne ihre Schuld der ergiebigste Boden für das Reich dieser Welt

geworden. Von Europa ist darum auch nicht mehr Entscheidendes zu erwarten im Sinne der Menschwerdung des Menschen. Es nötigt einen, den Blick nach Osten zu wenden. Und wahrlich, ich glaube mit Dostojewski: „Von Osten her wird die Erde erschaffen." Und ist uns das Wie auch noch verborgen, so ist doch kein Trugschluß der Schluß: daß, wenn der zivilisierte Mensch sich als das gefährlichste Raubtier erwiesen hat, der weniger zivilisierte, der von der „Kultur des Westens" weniger berührte Mensch — also der Asiate, der Sarmate, der Scythe — für die Menschwerdung empfänglicher sein muß. Und wo die Menschwerdung des Menschen eher und mehr verwirklicht wird, von dorther wird auch die Erde, als Schöpfung Gottes, eher und mehr erkannt und geheiligt werden, so daß sie wie neugeschaffen aussehen und auf ihr auch immer weniger Raum sein wird für diese den Menschen mordende Welt.

Varena, von Ende September 1924 bis Mitte Feber 1925.

Je älter der bessere Mensch wird oder je stiller und frömmer, desto mehr hält er das Angeborene für heilig, nämlich den Sinn und die Kraft; indes sich für die Menge das Erworbene, die Fertigkeit und die Wissenschaft überall prahlend vordrängt, weil dieses allgemein und auch von denen begriffen wird, die es nicht haben, jenes aber nicht. In der Dämmerung und im Mondschein treten die Sonnensterne verhüllt in den Aether zurück; aber die nahen erdigen Wandelsterne halten immerfort ihr entlehntes Lichtchen feil. Die frühern Völker, wo der Mensch mehr war und weniger wurde, hatten einen kindlichern bescheidnern Sinn für alle Gaben des Unendlichen, z. B. für Stärke, Schönheit, Glück, und sogar alles Unwillkürliche war ihnen heilig und Weissagung und Eingebung; daher ihre Traumdeuterei der Reden der Kinder, der Wahnsinnigen, der Trunknen und der Träumer. (Jean Paul: Anhang zu Titan)

MITTEILUNGEN

DIE HEIMFÜHRUNG GEORG TRAKLS

Allen Freunden, die zur Sammlung für ein Grabmal Georg Trakls beigetragen haben, diene zur Kenntnis, daß die Gebeine des Dichters vor kurzem aus Galizien nach Tirol überführt wurden und am Mittwoch, den 7. Oktober, auf dem Friedhof der Gemeinde Mühlau bei Innsbruck zur letzten Ruhe bestattet wurden. Es war (wie die „Innsbrucker Nachrichten" berichteten) eine kleine, aber aufs stärkste ergriffene Gemeinde, die unter den Klängen ernster Weisen, von einem Bläserquartett in die sonnige Weite des schönen Herbstnachmittags hinausgespielt, den blumenüberdeckten Sarg durch den Friedhof geleitete. Nachdem der evangelische Pfarrer Wehrenfennig die kirchliche Einsegnung vorgenommen hatte, sprach Ludwig Ficker dem toten Freunde den folgenden Abschiedsgruß in das Grab nach:

Georg Trakl! Im Namen der Freunde, aus deren Mitte Du vor mehr als elf Jahren fortgezogen bist, grüße ich Dich, Heimgekehrter, und grüße diesen Sarg, der von der irdischen Verkörperung Deines Wesens noch jenes Grundgerüst des Sterblichen bewahrt, das — unverwüstliches Symbol des Todes inmitten immergrünenden Lebens — der Verwesung in der Erde bis zum Tag der Auferstehung trotzt. Wie wird, o Freund, vor diesem Schrein, vor diesem Deinem unbeweglichen Gebein, das einst den Umriß Deiner menschlichen Gestalt bemaß und unvergeßlich die Erscheinung eines Wesens trug, in welchem Geist und Seele — ein Geschlecht! — sich wie ein trauerndes Geschwisterpaar umfing, o wie wird nun wie ein Strom des ungeheuersten Empfindens Erinnerung an Deine Verse wach:

> Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel,
> Wenn er staunend Arme und Beine bewegt
> Und in purpurnen Höhlen stille die Augen rollen —

und ach, wie glüht in uns noch jener Frühlingsaufschrei Deiner Seele nach:

Reinheit! Reinheit! Wo sind die furchtbaren Pfade des Todes,
Des grauen steinernen Schweigens, die Felsen der Nacht
Und die friedlosen Schatten? Strahlender Sonnenabgrund.

Das ist dahin, dahin mit Dir, und doch — ein zeitlos Wahrgenommenes im dunklen Augenblick des Dichters — wie das unsterbliche Schuldgesicht des Menschen im lichtgewordenen Augenblick des Ewigen bewahrt. Hinschwandst Du uns, Verblichener, ins Unverblichene Deines eigenen Gesichts. Das aber sah uns an, mitmenschlich wie vor Zeiten: ein Leidwesen, groß und gefaßt. Und was es, früh umflort vom Dämmer der Umnachtung, an Wahrnehmung behielt, bis es in Wahrnehmung zerfiel, war dies: „Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden."

So stehe ich an Deinem Grab, noch wie entrückt in die Legende Deiner Heimsuchung, ein still Erschütterter gedenkend Deines Hingangs. Und steh' doch fest, ein Wahrnehmer des Wirklichen im Dasein dieser Stunde, o eines Immerwirklichen durch Zeit und Raum! — stehe ein Mensch und weiß nicht mehr was sagen. Allein für mich. Allein für jene, die Du Freunde nanntest. Allein für alle, denen das Vermächtnis Deiner Verse zum edelsten Besitz der abendländischen Dichtkunst zählt. Allein auch für das Andenken der Schwester, der schmerzverschwisterten, die wie ein Stern der Schwermut den Grund Deiner umnachteten Gesichte erhellte, der „Jünglingin", die selbst ein Abglanz Deines Wesens Dir wie ein Schatten in den Tod gefolgt ist —: Allein für dies und das und alles Fremde, alle Trauer in der Welt. Doch sieh! Schon dämmert es auch uns im frühen Nachglanz Deiner Vision. Schon dämmert in das Dunkel dieser Welt Erinnerung der Erlöserspur:

So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt;
Und leise rührt dich an ein alter Stein:
Wahrlich! Ich werde immer bei euch sein.
O Mund! der durch die Silberweide bebt.

O Geist des toten Freundes, der es sprach! Sieh hier den alten Stein — versenkt in unsere Herzen: ein Denk-, ein Dank-

mal, aufgerichtet! Und wenn wir Dich nun, Georg Trakl, auf diesem Friedhof, den Du liebtest, beim geisterhaften Rauschen der Gebirgswasser, das du liebtest, und siehe! unter einem wundervoll verklärten Herbsthimmel—wenn wir Dich, Heimgegangener, nun in die Erde jenes Landes betten, das Dir — wie Du beim Abschied hinschriebst — mehr als Heimat war, so nimm es nicht als schuldigen Tribut einer Erkenntlichkeit, die sich in diesem Augenblick des Zeitlichen erschöpft—nein, nimm es als das Zeichen eines Unversiegten, nur in die Ewigkeit Versieglichen: ja nimm, Verewigter, es als ein Wahrzeichen der Liebe!

Hierauf trat Josef Leitgeb ans Grab und sprach die folgenden Verse zum Gedächtnis des Dichters:

Bruder, in die Nacht zurückgesunken,
— ihre Sterne krönen Dich gerecht —
von dem Wohllaut Deiner Schwermut trunken,
grüßt Dich ein entheiligtes Geschlecht.

Hingeopfert und nicht angenommen,
von dem Tod verschmäht, der Dich erlöst,
sind wir aus der Schlacht zurückgekommen,
aller Liebe, aller Scham entblößt.

Unsre Brüder haben wir erschlagen,
niemand hat uns vors Gericht gestellt;
selbst der Trauer, die wir um sie tragen,
spottet das Gelächter unsrer Welt.

An dem Herzen saugende Vampyre,
auf der Stirn des Zweifels weiße Glut,
ausgestoßen aus dem Kreis der Tiere
und beschämt von ihrem edlen Blut,

einsam unter heimatlosen Horden,
jeder ein Leibeigner seiner Not —
Nacht und Winter ists in uns geworden
und der Himmel hat nur Eis und Tod.

Bruder, in den Tag zurückgeflogen
aus des Lebens dunklem Sinn und Wahn,
horchend über Deine Gruft gebogen
weht uns wieder Deine Stimme an.

Sie, die letzte, herbstlich süße, reife,
schwermutschwere Stimme, die nicht stirbt,
holder Ton aus einer Hirtenpfeife,
goldne Hymne, die im Kot verdirbt.

Schwarze Klage der entlaubten Nächte
und der Ratten Gier und leises Schrei'n,
Gruß im trauten Flur und die gerechte,
göttliche Gestalt in Brot und Wein.

Purpurstimme aus zerbrochnen Mauern,
Wanderschritt im tauben Sternenwind,
aufgelöst, in blauen Frühlingsschauern
naht ihm Sonja, das entschlafne Kind.

Bauern treten aus den braunen Scheunen,
Pan und Tod in menschlicher Gestalt,
Sonnenblumen kreisen über Zäunen,
heilige Tiere schreiten durch den Wald.

Ungebornes und Verstorbnes weinet
im Gezweig den stillen Fluß entlang,
sanfte Fahrt und Bild um Bild erscheinet
und vergeht und wird in Dir Gesang.

Heimat wird in Deiner Stimme wieder
unsre Welt, die wir in Trümmern sehn,
aus der dunklen Tiefe Deiner Lieder,
Deinem Grabe will sie auferstehn.

Mozarts „Ave Verum" beschloß die stille Feier und „löste mit seinen milden Klängen die harte erschütternde Stimmung an diesem Dichtergrab in Andachtsminuten voll Zuversicht und Glauben auf".

*

Es ist dem Herausgeber des Brenner ein Bedürfnis, hier im besonderen noch jener zu gedenken, die durch ihre Hilfsbereitschaft die Durchführung dieses Liebeswerks ermöglicht haben. So sei in erster Linie und aufs dankbarste vermerkt das freundliche Entgegenkommen des Barons Fritz Schey, der zusammen mit dem Verlag Kurt Wolff in München den Grundstock der Mittel zur Verfügung stellte, die zur Verwirklichung des Vorhabens nötig waren. Bedankt sei auch das Österreichische Schwarze Kreuz, das unter Leitung seines Generalsekretärs Oberst Broch die Enterdigung und den Heimtransport in pietätvoller Weise vorgenommen, sowie die Tiroler Landesregierung, die (dank auch der persönlichen Bemühung des Herrn Landeshauptmann-Stellvertreters Dr. Peer) bei der Direktion der österreichischen Bundesbahnen einen beträchtlichen Kostennachlaß für den Einzeltransport von Wien nach Innsbruck erwirkt hat. Und unvergessen bleibe endlich das besondere Verdienst, das sich ein in Polen lebender Brenner-Freund, Herr Ernst Rosner in Dzieditz, erworben hat. Durch seine Bemühung an Ort und Stelle war es möglich, den Wunsch nach Betreuung der ganz und gar vernachlässigten Grabstätte Trakls auf dem Friedhof von Rakowice und schließlich den Plan der Enterdigung und Heimführung in die Tat umzusetzen. Diese Tat — unscheinbar wie alles Wirkliche, das jenseits dieser Welt sich auszuwirken bestimmt ist — ist nun vollbracht. Möge sie allen, die an ihr teil hatten, zum Guten dienen.

*

Da dem Fonds zur Errichtung eines Grabmals für Georg Trakl, um die Kosten der Überführungsaktion voll decken zu können, Mittel entzogen werden mußten, wird der Brenner-Verlag demnächst ein Gedenkbuch „Erinnerung an Georg Trakl" herausgeben, aus dessen Erträgnis der Sammelfonds neuerdings so gestärkt werden soll, daß die Errichtung des Grabsteins nach Maßgabe der vorhandenen Mittel im nächsten Frühjahr erfolgen kann. Über den Inhalt des Gedenkbuchs, das bei einem Umfang von zirka 200 Seiten auch zwei Porträts, zwei Handschriftproben und ein Bild der Grabstätte des Dichters auf dem Mühlauer Friedhof enthalten wird, orientiert eine Anzeige auf der letzten Umschlagseite dieser Folge.

In dem Gedenkbuch wird unter anderem auch das Verhältnis Trakls zu Rimbaud berührt werden, das *Adolf Meschendörfer* in der beachtenswerten siebenbürgischen Zeitschrift „Klingsor" (Kronstadt 1925, II. Jahrgang, Heft 3) zum Gegenstand einer verdienstlichen Untersuchung gemacht hat.

Eine tschechische Ausgabe von Trakls Gedichtbuch „Sebastian im Traum" *(Sebastian v Snu)*, ist 1924 in Prag erschienen. Die Übersetzung, die von Kennern gerühmt wird, stammt von dem jungen tschechischen Lyriker *Bohuslav Rynek*.

Eine gute Übertragung von Trakls „Psalm", besorgt von *Pol Michels*, findet sich in der französischen Anthologie *„Les Cinq Continents"*.

Schließlich sei eine Zuschrift erwähnt, die der Lyriker *Oscar Walter Cisek* in Bukarest unterm 15. Oktober d. J. an den Herausgeber des Brenner gerichtet hat. Darin heißt es:

„Theodor Däubler, der sich vor drei Wochen noch hier in Rumänien befand, sandte Ihnen eine Karte, auf der auch mein Name stand. Wir sprachen nämlich von Trakl; und so wurde auch von Ihnen gesprochen, der Sie für den Dichter alles taten, was in Ihren Kräften stand. Hier in Rumänien ist Trakl ziemlich bekannt geworden; vielleicht weil es auch einen rumänischen Dichter gibt, mit dem er innerlich verwandt erscheint. Dieser heißt *Bacovia*. Trakl ist der weitaus größere.

Vor ungefähr zwei Jahren erlaubte ich mir, nachdem mir Theodor Däubler Ihre Adresse gegeben hatte, Ihnen zwei Hefte der rumänischen Monatsschrift *„Cugetul Romanesc"* zu senden, in denen sich ein Aufsatz von mir über Trakl und 17 ins Rumänische übertragene Gedichte befanden. Die Uebertragungen habe ich gemeinsam mit dem wertvollen rumänischen Lyriker *Jon Pillat* besorgt.

Es gibt hier in Bukarest und auch in Siebenbürgen eine ganze Reihe von Menschen, die in Trakls Werk eine Gabe von seltener Herrlichkeit erblicken. Übrigens hat meine Heimat — und diese ist, wenn ich auch deutsch empfinde, doch Rumänien — so viel von der Eigenheit herbstlich vergeistigter Landschaft an sich, daß man Trakl leichter näher kommt. Dem Deutschen des Nordens ist dies doch im ersten Augenblick fremder. Meine Frau

Hortense Mateescu-Cisek hat übrigens als erste hier in Bukarest Trakl für uns entdeckt. Dies war vor ungefähr acht Jahren.

Theodor Däubler sagte uns nun, daß in einem uns nicht bekannten Brenner-Jahrbuch von ihm ein „Styx" überschriebener Aufsatz erschienen sei, in dem auch etwas über seine Begegnung mit Trakl stünde. Und so möchte ich Sie sehr bitten, mir, wenn möglich, ein Exemplar dieses Jahrbuches zukommen zu lassen. Ich und meine Bukarester Freunde wären Ihnen dafür sehr dankbar, denn alles, was mit der Erscheinung Trakls in Verbindung steht, bedeutet uns viel."

*

Eine Gedächtnisfeier für Georg Trakl, bei welcher der Herausgeber des „Brenner" über den Dichter sprechen wird, findet anfangs Dezember, veranstaltet vom literarischen Klub des Lesezirkels Hottingen, in Zürich statt.

*

SPENDEN-AUSWEIS

An Spenden für Trakls Grab sind nachträglich noch eingelaufen: Felix und Robert Braun, Wien, 20.000 Kronen, Alois Jungmaier, Salzburg, 15.000 Kronen, K. E. Hirt, Innsbruck, 10.000 Kronen, Frau Dr. K. B. Heinrich-Ritchard, Einsiedeln, 20 Schweizerfranken, Dr. Heinrich Adanitsch †, Eibiswald, 600.000 Kronen. (Dieser Betrag war als Legat dem „Brenner" zugefallen; der Herausgeber glaubte das Andenken des ihm unbekannten verstorbenen Brenner-Freundes nicht besser ehren zu können, als daß er die Spende der Sammlung für Trakls Grab zuwies.)

*

Unter dem Motto „Karl Kraus" sind dem Herausgeber seit Erscheinen der letzten Brenner-Folge weitere Spenden in der Höhe von K 3,450.000 (= S 345) zugegangen, die im Sinne der Widmung bestimmten Hilfsbedürftigen zugewendet wurden.

Dieselbe Verwendung fanden auf Wunsch der Spender folgende Beträge, die dem Herausgeber in der letzten Zeit von Wiener Freunden des „Brenner" überwiesen wurden: C. Stein (insgesamt) S 100.—, E. Stein S 20.—, P. Bogusch S 10.—, Motto „Dank an den Brennner" S 10.—, Ungenannt S 10.—.

HANS LIMBACH †

Vergangenen November verschied in Luzern an den Folgen einer schweren Gehirnoperation Dr. Hans Limbach, der in der Schweiz dem Brenner in Wort und Schrift als treuer Freund gedient hat.

In der südrussischen Steppe, wohin er 1912, der heimatlichen Enge überdrüssig, geflohen war, lernte er Dallagos Bücher und den Brenner kennen. Und gleich bei seinem ersten Friedensaufenthalt in der alten Heimat machte er seine Freunde auf die neue Zeitschrift und die für sie noch neuen Namen Trakl und Dallago aufmerksam. Die erste Bekanntschaft mit dem Brenner veranlaßte ihn zu einer Reise nach Bozen und Innsbruck, die er als den größten Gewinn seines Aufenthalts im Westen beurteilte, zumal er im Hause des Herausgebers des Brenner den Dichter Georg Trakl persönlich kennen lernen sollte. Die seltsam aufglühenden und in sich versinkenden Aussprüche Trakls, wie die anderen tiefen Eindrücke der Reise hat Limbach später in einem Kapitel seiner unveröffentlichten russischen Erinnerungen schlicht und treu wiedergegeben. Als dann im ersten Kriegsjahr die Nachricht von Trakls Tod auf Umwegen zu ihm nach Rußland gelangt war, da trauerte er tief und lange, wie um einen Freund und Bruder.

Der Krieg, der ihn, den Schweizer württembergischen Ursprungs, in Rußland überrascht hatte, in einer Gesellschaft, die ganz anders dachte und fühlte als er, die stets tiefer dringende, nagende Erkenntnis, daß er aus der Heimat geflohen war, und daß diese Flucht die inneren Schwierigkeiten nicht beheben, sondern nur vertiefen und verschärfen konnte, der bolschewistische Terror, der ihn und Menschen, die ihm nahestanden, Monate lang angesichts des Todes leben ließ, das alles trieb sein Leben von einer Krisis zur andern und stellte ihn vor die tiefsten und letzten Entscheidungen. Eine kleine, nur als Manuskript gedruckte Tragödie „Der Held“ und eine Serie von Epigrammen waren die poetischen Früchte jener Entwicklung, oder besser gesagt das Wetterleuchten, das ihr vorherging. Denn daß die Krisis, durch ihre dichterische Gestaltung höchstens

schärfer umrissen, keineswegs als überwunden gelten konnte, das wurde ihm täglich klarer und machte ihm auch die Bedeutung seines Schaffens fragwürdig. Im Spätsommer 1918 kehrte er in die Heimat zurück, nicht als Fliehender, sondern als einer, der seine Aufgabe furchtlos und bis zum letzten Opfer gelöst.

Wohl alle Freunde Limbachs ahnten beim ersten Wiedersehen, welch tiefe Wandlungen in diesem Menschen vorgegangen waren. Seine schmerzlichen Züge zeugten von einem Ernst und einer Entschlossenheit, die im tiefsten Seelengrund verankert, den schwersten Schicksalsschlägen Stand halten mußten. Seit jenen Tagen erkannten wir in ihm in erhebenden Augenblicken jene Sterbensbereitschaft, ja Sterbensfreudigkeit, die ihm in Zukunft der Gradmesser seines inneren Lebens werden sollte. In unendlicher Trauer sollte er später seinem Tagebuch das Geständnis anvertrauen: „Alle meine Sterbensfreudigkeit ist geschwunden."

Mit lebendigster Teilnahme sah Limbach der neuen Brennerfolge entgegen; und als im Oktober 1919 das erste Heft erschien, da sah er sich wahrlich nicht getäuscht. So groß war seine Freude über das Ereignis, daß er den Schreiber mitten aus der Schulstunde herausrief, um ihm das soeben eingetroffene Heft zu bringen und seine ersten Eindrücke mitzuteilen, und im gleichen Geiste hat er manchem seiner Freunde die erste Lieferung zugestellt und auf ihre Bedeutung hingewiesen. Allerdings fand seine freudige Zustimmung nicht überall ein volles Echo, sondern begegnete auch mancher Skepsis, der gegenüber Limbach die Schwäche dieser oder jener Position erkannte, aber nur um sich desto tiefer dem Geist des ganzen Wagnisses verbunden zu fühlen. So ist Limbach vor allem im Kreise der Freunde immer wieder für den Brenner eingetreten, daneben auch in der Neuen Zürcher Zeitung, in der er jeweils jede neue Folge sowie die andern Publikationen des Brenner, vor allem die Tagebücher Kierkegaards, in kurzen, aber eindringlichen Artikeln besprach.

Neue Schicksale und neue Wirrungen führten einige Jahre später im Leben unseres Freundes zu einer zweiten, vertieften Krisis, die ihn dazu zwang, mit seiner Vergangenheit abzurech-

nen. Immer klarer erschien ihm, daß, wenn er jetzt nicht alles der einen Entscheidung opfere, wenn er jetzt gleich dem reichen Jüngling einen Bezirk seines Wesens dem Gerichte entziehe, daß dann das Heil für ihn verloren sei. Und als die Entscheidung gefallen war, da ward ihm aufs neue jene Sterbensfreudigkeit geschenkt, die ihn nie mehr verlassen sollte. Diese Entwicklung zeigte ihm seine bisherige, vorwiegend künstlerisch gerichtete Lebensarbeit in vollständig neuem Lichte, und kurzerhand entsagte er vorläufig dieser Tätigkeit mit dem Gelübde, erst wieder zu ihr zurückzukehren, wenn er wie Joh. Seb. Bach über jede Zeichnung, jede Schrift seiner Hand die Worte „in nomine Jesu" setzen könnte. Zugleich aber fand er einen tiefen Ersatz aller künstlerischen Schaffensfreude in der wachsenden Gelegenheit, andern, die er früher im Gefühle eigener, selbstverschuldeter Armut stehen lassen mußte, von der Fülle seiner Freude mitzuteilen. Und doch wirkte er viel weniger durch Worte als durch seine Stille. Wie viele, denen gegenüber er kein Wort über das eine verlor, das ihm am Herzen lag, wurden durch diese Stille ergriffen, hinter der die innere Kraft leuchtete!

Ein letztes Mal hätte er gerne an einer dem Brenner verwandten Veranstaltung teilgenommen, an Theodor Haeckers Vortrag über Kierkegaard vor der Zürcher Freistudentenschaft; seine Freunde mußten am Krankenbett soweit wie irgend möglich über den Vortrag und den Eindruck, den er hervorgerufen, berichten und Limbach scheute keinen Augenblick, persönlich dazu Stellung zu nehmen und vereinzelten Einwänden gegenüber die Bedeutung Haeckers ins rechte Licht zu rücken.

Indessen machte die Krankheit rasche Fortschritte, ohne daß die Ärzte ihren wahren Charakter erkannten. Limbach trug seine Qualen still, ohne Klagen, getragen von der unerschütterlichen Überzeugung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Wie oft hat er für seine Leiden gedankt, um sich desto angelegentlicher um diejenigen der andern zu kümmern. So ist er gefaßt und vertrauend den letzten Weg gegangen, von dem er nicht zurückkehren sollte.

Es war zweifellos von hoher Bedeutung, daß der Mensch, der uns alle zuerst und hernach immer wieder auf den Brenner

hinwies, dermaßen in sich selbst das erlebte und auszugestalten suchte, was das tiefste Element, die treibende Kraft dieser nach innen gerichteten Bewegung ausmacht, daß er nicht nur die Spannung voll empfand, die zur letzten, alles verpflichtenden Entscheidung drängt, sondern auch den Mut fand, vor dieser Entscheidung nicht zurückzuschrecken. Besser als alle Freundesworte mögen seine letzten, schlichten Verse sagen, wie tief diese Entscheidung in sein Leben eingegriffen:

Seit mich traf aus Gottes Munde
Meines Lebens neue Kunde,
Sind zerbrochen meine Mauern,
Leb' ich ohne Furcht und Trauern
Keine Stunde.

Und doch will ich nicht verzagen,
Will mit keinem Worte klagen.
Trug mein Herz denn je Verlangen
Nach dem Alten, das vergangen?
Keine Stunde.

Oh wie süß ist dieses Wissen,
Dieses göttliche Vermissen,
Diese heilsam heilige Wunde,
Bürgschaft mir von jenem Bunde
Jede Stunde.

Prof. Ernst Haerle (Zürich)

*

AUFRUF ZUR SUBSKRIPTION AUF DEN NACHLASS VON FRANZ JANOWITZ

Am 4. November 1917 ist Franz Janowitz an den Folgen einer schweren Verwundung, die er am ersten Tag der großen Durchbruchsschlacht gegen Italien bei einem Sturmangriff auf dem Monte Rombon erlitt, in einem Feldspital des ehemaligen Küstenlands gestorben.

Was er, der Fünfundzwanzigjährige, der Nachwelt zur Erinnerung hinterlassen, was er selbst noch zur Veröffentlichung bestimmte, sind Gedichte — ein knapper Auswahlband, zwei Jahre nach seinem Tod erschienen. Und in der Tat, hier war Erinnernswertes: denn rückvergütet dem Gesicht des Allerbarmers schien da mit einemmal das schuldige Antlitz dieser Welt, und Gottes Schöpfung wieder ursprünglich bedacht. Ja, hier war Erde, hier war Himmel, noch unverrückt am letzten wie am ersten Tag, und zwischendurch im Weitblick einer tiefbeherzten Wahrnehmung — ein Firmament der Sehnsucht unter ziehenden Wolken — des Menschen Seele: Irrsal, Einsamsein und Liebe. Fürwahr, ein helles Blütenwunder menschlichster, mitmenschlicher Besinnung, ins volle Licht seiner Beschaulichkeit entfaltet von einem frischergrünten Trieb des Wortwunders am alten Stamm der Sprache, so stand dieser Gedichtband „Auf der Erde" *) über dem Grabe seines Schöpfers und der Mörderzeit, die ihn gefällt.

Aber was Franz Janowitz noch selbst, was er zuallernächst für würdig befunden, von ihm zu zeugen, ist nur ein Bruchteil dessen, was sein — des Dichters wie des Denkers — bemerkenswertes künstlerisches Vermächtnis darstellt. In seinem Nachlaß fanden sich — neben Fragmenten — noch eine große Anzahl vollendeter Gedichte; des weiteren Novellen, Tagebücher und kleinere philosophische Schriften.

Der Brenner-Verlag hat nun die Absicht, diesen Nachlaß, sorgfältig gesichtet, herauszugeben. Voraussichtlich in zwei Bänden geringeren Umfangs, von denen der eine Gedichte (darunter die beiden Zyklen „Der tägliche Tag" und „Der steinerne Tag"), der andere ausgewählte Prosa enthalten soll.

Die Entscheidung darüber, ob dieser Plan verwirklicht werden kann, wird aber bei jenen liegen, an die hiemit die Einladung zur Subskription auf den Nachlaß von Franz Janowitz ergeht. Wer bereit ist, zu subskribieren, teile dies dem Brenner-Verlag mit! Von dem Erfolg dieses Aufrufs wird es abhängen, ob ein Dichter, dessen Andenken kein Geringerer als Karl Kraus zu Ehren gebracht und öffentlich

*) Kurt Wolff Verlag, München.

betreut hat, im Gedächtnis der Nachwelt fortleben oder ob der Vergessenheit anheimfallen soll, wer ein Gedicht geschrieben wie dieses:

Über den Schläfern

Daß deine Sohlen nicht immer
waren so hart bedient,
ahnst du es, Schläfer, im Traum?
Vierwändig bannt dich ein Raum.
Aber einst war das Unten und Oben,
war das Überall dir
schwebend bewohntes Zimmer!

Daß deine Augen nicht immer
Sehnsucht um Sehnsucht verströmten,
ahnst du es, Schläfer, zur Nacht?
Weit ist, was blicken dich macht,
weit mit dem Lichte des Nachbarn Haus.
Aber einst warst du
alles Geschauten flügelschlagender Schimmer!

Und wenn du sprichst, die Brücke
baust zu des Bruders Bild,
ahnst du es, ahnst es in Leid:
Nicht immer war dies dunkle Entzweit,
nicht der Worte verzweifelter Flug.
Einst war es gut,
einst war nur eins,
jetzt erst, Stück, gibt es Stücke!

Aber einst endet das Irren im Kreis,
endet das Stoßen und Klirren der Scherben.
Ahnst du es, Träumer, das sinkende Weiß,
in das wir Farben zusammensterben?
Aber dann landen in endlichen Schlaf
auch dieser Blicke und Worte Fahrten,
heimkehrt' der Blitz, der weiß jeden traf,
wenn wir, wenn wir Geliebtes gewahrten,
endet der Erdennacht Lampe und Pein,

endet, was ratlos blieb, wenn es uns bliebe,
endet im Wiederbeisammensein,
zögert am Ziel,
landet in sich,
endet in Liebe!

Daß dein Schweben einst wieder
sehnt sich hinab, hinab,
ahnst du es, Schläfer, im Traume des Traums?
Starrende Wände des Raums,
hörst du dich rufen nach ihnen?
Zieht es dich nicht in Fluch und Qual,
doch auch zur Liebe, zum zweitenmal
jetzt schon zur bitteren Erde nieder?

ZUR BEACHTUNG

Besorgnisse, die durch das Nichterscheinen des „Brenner" im Jahre 1924 entstanden sind, nötigen den Herausgeber zu folgender Erklärung:

Der „Brenner" hat eine innere Krise hinter sich, die seinen Fortbestand ernstlich in Frage gestellt hat. Dies ist der Grund, daß zwischen dem Erscheinen der letzten Folge und der heutigen eine Pause von fast zwei Jahren liegt. Nun ist es freilich nicht zum ersten Mal, daß Schwierigkeiten dieser Art die Existenz der Zeitschrift an der Wurzel bedrohten. Der Leser aber wird gerade hierin ein beunruhigendes Symptom erblicken. So bleibt nichts übrig, als neuerlich darauf zu verweisen, daß der „Brenner" mit allem, was ihm Lebensmöglichkeit und Existenzberechtigung gibt, in jedem Augenblick und immer wieder so ins Unsichere gestellt ist, daß er wohl oder übel ein ausgesetztes Dasein führen muß. Am Ende ist auch kaum zu übersehen, daß der Prozeß der Selbstbehauptung, der sich hier, im Einzelnen wie im Ganzen, unter schwierigen Verhältnissen vollzieht, nur insolang beträchtlich und von Tragweite ist, als er ein Wahrzeichen der Selbstbesinnung bleibt und so die Möglichkeit der Nachwirkung, d. h. der Einmündung in ein Zukünftiges besitzt. Was aber

wiederum bedeutet, daß er nach wie vor und mehr denn je nach innersten Gesichtspunkten sich richten muß, um das Letztverbindliche der Sphäre, in der er sich bewegt, so eindringlich wie möglich zu Bewußtsein zu bringen, und daß er daneben nicht noch Rücksichten dienen kann, die zuletzt ins Unverbindliche führen. Es kann in dieser Hinsicht — auf manchen wohlgeneigten Wink sei dies bemerkt — keine Neuorientierung für den „Brenner" geben, führe ihn der Drang seiner Beherztheit wohin immer. Er wird dort bleiben, wohin er sich hinausgewagt, womöglich weiter vordringen und — wenn's sein muß — lieber zugrundegehn, als sich hinter Ausflüchten verschanzen. Daß aber unter solchen Voraussetzungen Widerstandsmomente innerhalb der eigenen Bewegung — Momente, die sich aus der inneren Beschaffenheit des Wagnisses, das hier unternommen ist, wie von selbst ergeben und erklären — die Bedeutung von Signalen erlangen können, von Warnungszeichen, die zu erhöhter Wachsamkeit und Vorsicht mahnen, und daß es, sobald Gefahr im Verzuge ist, vor allem darauf ankommt, sich nicht in seichtes Fahrwasser zu begeben, wird jedem einsichtig sein, der vom Wesen und vom Kurs dieses Wagnisses im Ernst etwas begriffen hat. So möge auch begriffen und entschuldigt werden, daß unser Fahrzeug, das zerbrechliche und schwachbemannte — das aber wunderbarerweise bis heute nicht gestrandet ist! —, bei unsichtiger Witterung bisweilen (und mitunter länger als seiner zeitläufigen Bestimmung zuträglich scheinen mag) im offnen Meer der Zweifel still liegen muß, bis es wieder Sicht und neue Zuversicht gewonnen hat. Dies also gibt der Leiter des „Brenner" zu bedenken aus Erfahrungen heraus, die ihm selbst ernstlich zu denken gaben. Im übrigen will er darauf bedacht sein, daß Schwierigkeiten, die sich künftighin ergeben sollten — vorausgesetzt, daß es nicht solche sind, gegen die er schließlich machtlos ist — sich schon bei ihrem Auftauchen womöglich so beheben lassen, daß die Möglichkeit der Weiterführung dieser Zeitschrift in der Form von Jahresfolgen dadurch nicht mehr behindert ist. Hiezu erbittet er das weitere Entgegenkommen der Mitarbeiter und der Leser.

ERICH LECHLEITNER
BILD- UND SCHNITZWERK

Mit einem Begleitwort
aus Bruchstücken von Anton Santer

* * *

112 Seiten mit 128 Abbildungen in Netzätzung M. 7.50 (S 12.—)

Prospekte mit Bildproben auf Wunsch kostenlos

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Auszüge aus Besprechungen über „Erich Lechleitner: Bild- und Schnitzwerk“:

C. Seelig in den Luzerner Neuesten Nachrichten:

Hier setzt sich der Brenner-Verlag in Innsbruck für einen begnadeten, gänzlich unbekannten Künstler ein. Wir erfahren von ihm nur, daß er 1879 in Innsbruck geboren wurde und nie vor die Öffentlichkeit getreten ist. Offenbar wünscht er, daß sich der Betrachter völlig unvoreingenommen vor seine (unbetitelten) Bilder stellt. Der seelische Kontakt soll wie ein Funke auf ihn überschlagen. Und in der Tat: man wird von diesen eigenwilligen, sehr beweglichen Schöpfungen stürmisch mitgerissen. Zum Teil, vor allem in den Schnitzwerken, erinnert Lechleitner an Barlach. Anderes wieder ist so groß und einsam gestaltet, daß sich keine Parallelen ziehen lassen. Es geht eine gewaltige, erschütternde Leid- und Erlebnisfähigkeit von diesen Werken aus.

Die Arche (München):

... Das zweite Buch, Erich Lechleitners Bild- und Schnitzwerk, ist gleichsam ein Gegenversuch, den Sinn der dingerfüllten Welt in die stumme Sprache der Linie einzufangen. Lechleitner ist mit seinen Werken nie an die Öffentlichkeit getreten. So entdeckt man erst jetzt, welch eminente Begabung in diesem Tiroler Sonderling steckt. Diese Folge titelloser Bilder von wundervoll tönender Weichheit und doch voll erdgesättigter Kraft spiegelt die Legende eines Schaffens wieder, das stumm blieb, weil es etwas zu sagen hat.

Deutscher Bücher-Bericht (Stuttgart):

Diese Werke besitzen das Geheimnis tiefer, geläuterter Kunst. Aus den Landschaftsgemälden spricht eine erhöhte und ergreifende Wirklichkeit. Dieser Künstler erfuhr in allen Fasern seines Wesens Erschütterungen durch die Natur und gebar aus ihnen sein Werk, das visionäre Gewalt hat; dies Visionäre gibt den Gemälden das Geisterhafte, Ergreifende. Die Formen seiner Landschaften gibt die Gebirgswelt, klare Firne breiten sich aus, Wege laufen über Gebirge und Bäche stürzen herab. Weiße Mondnächte breiten sich und erhöhen das Schemenhafte der Landschaft. Die religiösen Gemälde sind von einer stürmenden, heftigen Impulsivität, oft aber auch von einer lange nicht mehr gekannten Rührung, Reife und Größe. In den kleinen Zeichnungen spricht sich bisweilen eine erschütternde Groteske aus, die in den Plastiken noch gesteigert ist. Lechleitner ist 46 Jahre alt, sein Schaffen ist fast unbekannt. Über all seinen Werken, vor allem aber seinen Gemälden, liegt, wie dies auch das reife Vorwort Santers kennzeichnet, die Atmosphäre gänzlicher Anonymität.

Demnächst erscheint:

Erinnerung an Georg Trakl

Inhalt:

Karl Kraus, Rainer Maria Rilke, Theodor Däubler über Trakl / Lebensdaten / Josef Leitgeb: Am Grabe Georg Trakls / Erwin Mahrholdt: Der Mensch und Dichter Georg Trakl / Karl Borromäus Heinrich: Die Erscheinung Georg Trakls / Hans Limbach: Begegnung mit Georg Trakl / Georg Trakl: Briefe an Freunde / Brief des Bergarbeiters Mathias Roth aus Hallstatt über die letzten Stunden Georg Trakls / Karl Röck: Über die Anordnung der Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen / Ludwig Ficker: Nachruf am Grabe

Mit zwei Bildnissen, zwei faksimilierten Handschriftproben und einem Bild der Grabstätte des Dichters auf dem Friedhof von Mühlau bei Innsbruck

Broschiert M. 3.50 (S 5.60), in Leinen gebunden M. 5.— (S 8.—)

Brenner-Verlag / Innsbruck